Gottfried Kellers Leben.

Seine Briefe und Tagebücher.

Von

Jakob Baechtold.

Erster Band: 1819—1850.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1894.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Vorwort.

Gottfried Keller fand einmal, es habe sich in die Lebensbeschreibungen unserer Dichter im allgemeinen ein zu enthusiastischer Ton, der die Solidität der Darstellung beeinträchtige, eingeschlichen. Ein Mann, dem so wie ihm die Wahrheit über alles ging, verlangt zunächst ein wahres, ein ehrliches und schlichtes Buch. Möglicherweise sogar ein kühleres als das vorliegende.

Wer will sich vermessen, einen Menschen so zu schildern, wie er in allen Stücken war? Und nun vollends einen Gottfried Keller? Ich werde mich gern damit bescheiden, wenn es mir — um mit ihm selbst zu reden — nur gelungen ist, „das Bild eines Landsmanns so zu malen, wie er vielleicht nicht zu allen Stunden gewesen, wie er aber in seinen besten meinem Herzen erschien". Immerhin stehen in diesem Buche keine Flunkereien.

Ich vergaß auch das schöne Niebuhrsche Wort nicht: „es sei nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne; es gebe Kleider der Seele, die man ebenso wenig abziehen sollte, wie die des Körpers". An Kellers eigenen Bekenntnissen freilich durfte nichts unterdrückt werden. Wer hätte sich an dem schweigsamen Manne dieser mit-

teilsamen Offenheit, mit der er bei seiner demütigen Selbstschau zu Werke geht, versehen? Später hat er niemanden mehr in seiner Seele lesen lassen: um so dankbarer sind wir für das, was er uns hier hinterließ.

Endlich ging ich nirgends darauf aus, persönliche Erlebnisse des Dichters in seine Werke überzutragen; wenn dieser erste Band eine Art Kommentar zum „Grünen Heinrich" geworden ist, so ergab sich derselbe auf die ungesuchteste Weise. Wo in dieser Hinsicht besonders auffällige Dinge zu Tage kamen, wie in der frühesten Jugendgeschichte, scheute ich selbst eine gewisse Umständlichkeit nicht.

In unsern Tagen ist nun auf der anderen Seite eine gewisse Kühle gegen Bücher über Dichter eingetreten, auf derjenigen des Publikums und der Tageskritik. Poetennachlässe werden bereits mißtrauisch, ja unwillig aufgenommen. Weil in diesen Dingen bei Klassikern und Nichtklassikern zu viel geschah, schreien jetzt manche bei jeder Nachlaßpublikation ohne Wahl aus Leibeskräften über Alexandriner- und Byzantinertum oder flüchten sich hinter die Bestimmung des sterbenden Dichters in Gottfried Kellers „Poetentod":

„Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer!
Der Staub der Werkstatt mag zu Grunde gehn!"

Da aber Keller dies selber nicht gethan, wären wir andere undankbare Thoren, wenn wir die von ihm aufgespeicherten und sorgsam gehüteten Schätze nicht ans Tageslicht zögen. Denn noch sind die Blumen, die in diesem Garten gewachsen, „hoch begehrt".

Für das Muster einer Dichterbiographie hielt er das einfache Buch, welches einst die Witwe Uhlands ihrem Manne gestiftet hatte. Etwas Ähnliches sollte hier geboten werden. Gottfried Keller muß selbst reden. Nur wo keine Briefe oder sonstige Aufzeichnungen vorhanden sind, wie in gewissen Abschnitten der Jugendzeit, nimmt der Biograph das Wort. Daß das Ganze den einen schlichten Band übersteigen wird, hat seine guten Gründe. Uhland war ein karger Briefsteller, von dem die eigene Frau behauptete: jedes Ding habe zwei Seiten, die Briefe ihres Mannes jedoch nur eine. Gottfried Keller dagegen ist ein Briefschreiber ersten Ranges, was man aus den ganz unvergleichlichen Stücken der fünfziger Jahre im zweiten Bande ersehen wird. So zögernd er sprach: wenn er, früher wenigstens, bevor die Staatsschreiberei seine Zeit in Anspruch nahm, die Feder ansetzte, geriet er in das kurzweiligste munterste Plaudern hinein oder in tiefe ernsthafte Betrachtungen. Den ganzen Gottfried Keller wird man erst aus seinen Briefen kennen lernen, und von diesen gilt der Hebbelsche Ausspruch: „Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß".

Ein gutes Schicksal hat über diesen in aller Welt zerstreuten Papieren gewacht. Zur Zeit habe ich über 600 Briefe beisammen, von denen selbstverständlich nur eine Auswahl zum Druck gelangen wird. Eine Reihe wichtiger Briefe steht noch aus.

Bei Veröffentlichung der getroffenen Auslese galt

als Grundsatz, alles, was Bitternis erregen könnte oder gleichgiltige Dinge betrifft, wegzulassen. Wenn mich einer frägt, wer mir das Recht gebe, mich vor diese Schriftstücke hinzupflanzen und den Leuten zuzurufen: „halt! Nur so viel, als ich erlaube!“, so antworte ich ihm einfach: der Takt, die Pietät. Wenn's bloß auf mein Gefühl angekommen wäre, hätte ich sogar den größten Teil der Münchener Briefe auf sich beruhen lassen, weil ihr Inhalt vielfach peinigend wirkt und man in ihnen doch zu oft den Schuldenboten hinter dem armen Gottfried Keller herlaufen sieht. Der Charakter des Buches jedoch bedingt es, daß nicht nur das Schöne und Beschwichtigende aus diesem Leben herausgehoben wird.

Man gestatte mir noch eine persönliche Bemerkung. Als mich der Testamentsvollstrecker Gottfried Kellers, mein verehrter Freund und Kollege Professor Dr. A. Schneider, um die Sichtung des litterarischen Nachlasses und um die Verwertung desselben anging, habe ich mich schwerer, als man einem editionslustigen Litteraturhistoriker glauben wird, entschlossen, den beneidenswert schönen Auftrag zu übernehmen. Ein Schatten stellte sich zwischen den Verstorbenen und mich. In übler Stunde waren wir, wenige Jahre vor seinem Tode, auseinander gegangen. Wehmüthig zählte ich die langen Jahre guter Freundschaft während seiner besten Zeit, da ich so manches aus seinem Munde hörte, was der Lebensbeschreibung zu gute kommen könnte. Damals dachte der freudige Weltbejaher noch besser von den Menschen. Später wurde er

mißtrauisch, namentlich gegen Litteraturleute. Nicht grundlos. Er witterte ohne Unterschied Totengräber in ihnen, die bereits Anstalten zu einer mehr oder weniger feierlichen Bestattung träfen. Als er einst auch gegen mich einen Ausfall nach dieser Seite machte, trennten sich unsere Wege, ohne daß wir unfreundlich neben einander hergingen. Ich empfand den Verlust stets als einen unersetzlichen.

Während ich noch schwankte, fiel mein Blick auf einen alten Brief Gottfried Kellers vom 28. Januar 1877. Er bat mich darin, ich möchte nach seinem Tode seinen Nachlaß, „ein paar tausend Briefe und Papierfetzen" etwas an die Hand nehmen. Heute löse ich das damals zurückgehaltene, jedoch im stillen mir selbst gegebene Wort ein.

Zürich-Fluntern, im Oktober 1893.

Jakob Baechtold.

1. Jugendzeit.

(1819—1839.)

Im Sommer des Jahres 1817 ließ sich in der Stadt Zürich ein junges Ehepaar nieder, der Drechsler Hans Rudolf Keller aus Glattfelden mit seiner ihm kürzlich angetrauten Ehefrau Elisabeth.

Geboren 1791 als Sohn eines Küfers, hatte er nach dem frühen Tode seines Vaters das Heimatdorf verlassen, war bei einem Drechsler in die Lehre gegangen und 1812, kurz vor der Zeit des deutschen Befreiungskrieges, auf die Wanderschaft gezogen. Beinahe vier Jahre lang stand der junge Schweizer bei dem Drechslermeister Johann Düno zu Wien in Arbeit und kam bis Breslau. Im Mai 1816 begab er sich auf die Heimreise über Linz, Passau, Regensburg, Nürnberg, wo er einen Monat lang blieb. Dann kehrte er über Augsburg und Lindau nach Glattfelden, einem Züricher Dorfe unweit des Rheins, zurück.

Rudolf Keller war ein ungewöhnlich geschickter Mann seines Handwerkes. Von seiner Kunstfertigkeit zeugen noch vorhandene Arbeiten: sein sog. Meisterstück, ein Schachspiel, ein zierliches Nadelbüchschen, die als Aufsatzfiguren über die Stockuhr der Familie gedrechselten kenntlichen Büsten Goethes, Schillers und jenes im November 1818 gestorbenen Landvogts Salomon Landolt, dessen Gestalt der Sohn später so fein herausgearbeitet hat.

Das Erscheinen des halb Verschollenen in der Heimat erregte dort nicht geringes Aufsehen, zumal das ganze Wesen des fünfundzwanzigjährigen Mannes etwas fremdartig Schwungvolles hatte. Er trug einen grünen Frack und feine Wäsche und sprach immer schriftdeutsch. Frischweg warb er um die fast dreißigjährige Elisabeth Scheuchzer, die Tochter des in Glattfelden angesessenen, ursprünglich einem bekannten Stadtzürichergeschlecht angehörigen Johann Heinrich Scheuchzer (1751—1817). Das ist der Chirurg aus Gottfried Kellers „Johannisnacht". Er hatte unter Friedrich dem Großen als Feldscherer gedient, wurde später Präsident des Zunftgerichtes Stadel, gefürchteter Verhörrichter, Mitglied des Bezirksgerichts Bülach, und war seit 1786 mit einer temperamentvollen Neuenburgerin, Caton Raegis, verheiratet. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor: Heinrich, 1856 als vielbeschäftigter Arzt in Glattfelden gestorben, der Oheim Gottfried Kellers, und Elisabeth, geboren am 7. Dezember 1787, die Mutter des Dichters.

Am 3. Mai 1817 wurde im Kirchlein zu Glattfelden Hochzeit gehalten. Dann siedelte das neue Paar nach der Kantonshauptstadt über und nahm eine kleine Wohnung in dem dicht am Kronenthore gelegenen „Goldenen Winkel" am Neumarkt, wo einst Johannes Hadlaub ein Haus besessen hat. Bald darauf mietete sich Drechsler Keller in dem hundert Schritte entfernten „Greifen" am Rindermarkt ein, bis er zu Ostern 1821 das inzwischen erworbene benachbarte Haus zur „Sichel" bezog. Alle diese Häuser stehen heute noch, äußerlich wenigstens, ziemlich unverändert da, wie denn das ganze Quartier mit seinen turmhohen, oft

fünfstöckigen Gebäuden bis auf diesen Tag den altertümlichen Charakter behalten hat. Nur der Wolfbach, der den Neumarkt vom Rindermarkte trennt, ist jetzt vermauert und seitdem das alte Kronenthor mit seinem malerischen Turm niedergerissen ist, haben Luft und Licht freieren Zutritt in die Gasse bekommen.

Alte Briefe und Andenken, welche der Sohn unter seinen Acta sanctorum treulich aufbewahrte, gewähren uns Einblick in das schöne, zarte Verhältnis der wackern Drechslersleute, deren Bildnisse auch überliefert sind. Der junge, schlanke Meister mit seinen braunen Augen und Haaren und der energischen Keller-Nase sieht fast vornehm aus; wenig geraten erscheint das sehr mittelmäßige Porträt seiner kleinen zierlichen Frau mit den schwarzen Ringellöckchen. Sie hat ihrem Sohne die durchaus der Wirklichkeit entsprechende Schilderung seines Vaters im „Grünen Heinrich" später hoch angerechnet. „Mit besonderem Wohlgefallen — schreibt sie ihm 1854 nach Berlin — las ich die Erinnerungen und die Gedenkzeichen deines teuren, unvergeßlichen Vaters." Das Bild muß mit einigen Strichen ausgeführt werden.

Rudolf Keller war ein ernster, außerordentlich strebsamer, bildungsbedürftiger Mann. Nicht bloß sich, seinen ganzen Stand suchte er sittlich und geistig zu veredeln und gesellschaftlich zu heben. Als gemeinnütziger Bürger war er überall bei der Hand. Sein Blick ging weit über den engen Gesichtskreis des damaligen Handwerkers hinaus. In einer Zeit, da der gemeineidgenössische Sinn überall an der Kantonalsouveränetät seine Schranke fand, war Vater Keller ein Vertreter der nationalen Einheitsidee. Im Jahre 1822 wurde bei Anlaß eines Zollkrieges mit Frankreich von

einigen Kantonen der Schweiz die Einführung einer Handelssperre geplant, die dann zu dem sog. Retorsionskonkordat führte. In Zschokkes „Schweizerboten" entspann sich seit der Nummer vom 3. Oktober jenes Jahres ein lebhafter Streit für oder gegen diese Maßregel. Dabei ergab sich wieder einmal, daß die Meinungen der einzelnen schweizerischen Orte selbstsüchtig auseinander gingen. Da beabsichtigte auch Rudolf Keller das Wort zu nehmen. Der Entwurf seines Briefes an den „Schweizerboten" in dieser Angelegenheit ist noch da, scheint jedoch nicht abgesandt worden zu sein, weil inzwischen andere Stimmen in gleichem Sinne sich hören ließen. „Es schmerzt manchen redlichen Schweizer — ruft er aus — daß unter all den zu Tag geförderten Ansichten für und wider so wenige sind, denen man es nicht ansähe, daß andere als rein eidgenössische Interessen ihre Federn leiteten. O des tiefgewurzelten Übels! Soll der Züricher ewig als Züricher und der Berner als Berner reden? Hat die Geschichte noch nicht genug gewarnt? Haben nicht schon Weise genug gerufen: seid eins, dann nur durch Einheit könnt Ihr bestehen! Mit dem Mund wird zwar diese heilige Wahrheit anerkannt, aber durch die Handlungen ihr widersprochen; dann bei allen großen und wichtigen Vaterlandes-Angelegenheiten kann man sich nicht fügen. Hier sieht einer seinen Kanton, dort einer seine Stadt, ein dritter seine Klasse, oder ein vierter sein Gewerbe durch dieses oder jenes benachteiligt. Wieder andere sind redlich genug, das allgemeine Wohl ins Auge zu fassen u. s. f." Überliefert ist ferner der Anfang einer Rede, welche Rudolf Keller in einer der im „Grünen Heinrich" geschilderten gemeinnützigen Gesellschaften um die nämliche Zeit für die Sache der Griechen hielt und

zur werkthätigen Teilnahme aufforderte, „auf daß das Wort des türkischen Heerführers Lügen gestraft werde: die Hellenen würden eher Erbarmen beim türkischen Sultan als bei der Christenheit finden". Gerne beteiligte er sich an theatralischen Aufführungen. In seiner kleinen Bibliothek befanden sich nach dem amtlichen Inventar u. a. Schillers sämtliche Werke, Zschokkes „Stunden der Andacht" und das Konversations-lexikon. Schiller wird im Jugendroman ausdrücklich als Lieblingsschriftsteller von Heinrichs Vater erwähnt. Vor allem lag ihm die sittliche und wahrhaft religiöse Erziehung der Jugend am Herzen. Er gehörte zu den Vorstehern der Armenschule zum „Brunnenturm".

Vor nunmehr dreißig Jahren erzählte ein ungenannter Lehrer in der „Neuen Zürcher Zeitung" (vom 23. April 1863) folgende hübsche Erinnerung aus der Schulzeit. Es war ein Examentag zu Anfang der zwanziger Jahre. Das Namen- sowie das Waserbüchlein und das Testament waren mit der üblichen Geläufigkeit herunter geschnabelt. Damit war die Prüfung abgethan. Der Herr Pfarrer, der Herr Inspektor und die Herren Vorsteher hatten, wie nicht minder üblich, ihre Zufriedenheit mit den Leistungen der Schüler und des Lehrers ausgesprochen. Einer der anwesenden Gäste wurde vom Geistlichen ebenfalls um seine Meinungsäußerung gebeten. „Zum Sprechen eingeladen — begann dieser — sei er so frei, seine Ansicht über das abgehaltene Examen unumwunden herauszusagen. Leider könne er nicht, wie die übrigen Herren, seine Zufriedenheit über das Vernommene ausdrücken. Jedes Kind habe von dem Schöpfer eine Summe von Anlagen und Kräften empfangen, die dem Menschenbildner nicht gleichgültig sein sollten. Bloß eine

derselben heraussheben und die andern vernachlässigen, wirke auf die wahre Bildung nicht nur einseitig, sondern zerstörend. Eine gleichmäßige Erwerbung und Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten halte er für die Aufgabe eines richtigen Erziehers. Die höchste und schönste Anlage jedoch sei die sittlich-religiöse, welche denn auch am sorgfältigsten gepflegt sein wolle. Er müsse aber aufrichtig bedauern, daß gerade in dieser Schule das Religionsfach zu einer bloßen Gedächtniskrämerei, zu einem Lippenwerke herabgewürdigt werde, wobei Geist und Gemüt leer ausgehen." In ähnlicher Weise ging der Redner auf Wort, Zahl, Form, Gesang über und schloß zu nicht geringer Bestürzung des Herrn Pfarrers und der Herren Vorsteher etwa mit den Worten: „Kurz, ich habe gesehen, was ich nicht sehen, und mußte nicht sehen, was ich sehen wollte: eine allseitige, naturgemäße, fortschreitende Entwickelung des kindlichen Geistes und Gemütes. Helfen Sie, Herr Pfarrer, Herr Inspektor, an Ihrem Orte und in Ihrer Stellung dazu, daß die Jugend wahrhaft christlich-religiös erzogen werde und sich in den übrigen Kenntnissen und Fähigkeiten immer mehr bereichere. Nur daraus wird Friede, Glück und Wohlstand im Hause, in der Gemeinde und im ganzen Staate erblühen! Ich bin überzeugt, wenn ich's auch nicht mehr erlebe, diese Zeit wird und muß kommen."

„Meines Wissens — so schließt die Einsendung — hat der gute Mann diese Zeit nicht mehr erlebt; aber seine Worte, gleichsam in der Wüste gesprochen, sind aufs schönste in Erfüllung gegangen. Schreiber dieses, dem sie jetzt noch in den Ohren klingen, glaubt eine angenehme Pflicht zu erfüllen, wenn er das Gesprochene der Nachwelt in Erinnerung bringt. Man wird indes fragen: wer war denn dieser

Mann? Antwort: es war der Vater des „Grünen Heinrich" und — auch seines Verfassers. Ehre seinem Andenken!"

Noch ein Jahr vor seinem Tode trat Rudolf Keller im Sihlhölzli an einem feierlichen Sonntagabend mit zwei gleichgesinnten Freunden zu der Stiftung einer geheimen, wohlthätigen Brüderschaft zusammen. Die mit ihm Verbündeten waren Männer, welche die fünfziger Jahre schon überschritten hatten. Bei dem einen, dem Armenschullehrer Hans Kaspar Meisterhans, erhielt Gottfried Keller nachmals den ersten Unterricht: der andere, welcher die Bundessatzungen entwarf, war der Seidenweber und Nudelmacher Kaspar Unholz. Die Vereinigung bezweckte gegenseitige Unterstützung auf Leben und Tod: „Witwen und Waisen der Brüderschaft haben bei derselben einen Zufluchtsort; bei Absterben eines Gatten oder Vaters verpflichtet sich dieselbe, die Besorgung der Hinterlassenen zu übernehmen und diesen mit Rat und That, so viel in ihren Kräften liegt, beizustehen!" Die Freunde gelobten sich ferner, einander freudig in vorkommenden Fällen Gevatterschaft zu leisten und das übliche Geschenk in Geld für den Täufling anzulegen, endlich, einander unter „dem lieblichen Titel Du" zu nennen. Nur wohlgeprüfte Männer sollten Zutritt haben.

Gottfried Keller erzählte mir einst, daß nach einer schweren Schädigung Glattfeldens durch ein Hochgewitter (im Sommer 1820) sein Vater ein Gedicht verfertigt, dasselbe am nächsten sog. Berchtoldstage (2. Januar) auf den Züricher Zunfthäusern vorgetragen und ein ziemliches Geld für die Notleidenden eingenommen habe. Ich war nicht wenig erfreut, die wohlgebildeten, nunmehr im Anhang mitgeteilten Verse im Nachlaß in mehreren auf Löschpapier ge-

druckten Exemplaren aufzufinden. Metrische Hantierung war damals noch nicht jedermanns Sache. Nimmt man hinzu, daß auch die Mutter in ihrer Jugend und später noch eine leidenschaftliche Liebhaberin der Poesie war — das im neuen „Grünen Heinrich" erwähnte, von ihr als Mädchen zusammen geschriebene Liederbuch existiert auch noch —, so zeigt sich augenscheinlich, daß der Sohn das Dichten nicht eben gestohlen hat. Die künstlerische Anlage ist entschieden väterliches Erbteil. Rudolf Keller brachte es, nach dem von ihm entworfenen Titelblatt seines Stammbuches zu urteilen, zu einer gewissen Übung im Zeichnen und Tuschen. 1823 wurde er von der Drechslerinnung zum Obmann gewählt. Sein Gewerk dankt ihm nützliche Neuerungen, die freilich nicht selten Anstoß bei den hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Berufsgenossen erregten. Sein schmucker Drechslerladen wies einen ansehnlichen Vorrat von Tabakspfeifen und Weichselrohren, Ulmer- und Meerschaumköpfen, Spinnrädern, Strumpfkugeln, Dosen, Pulverhörnern, Nadelbüchsen, Falzbeinen, Perlmutterknöpfen, Damenbrettsteinen, Spazierstöcken, Faßhahnen u. s. w. auf.

In seiner Familie ging es recht knapp her und zu und die sparsame Frau hielt den bescheidenen Verdienst des gemeinnützigen Meisters ängstlich zu Rate, zumal reicher Kindersegen nicht ausblieb und über dem Hause bereits eine dunkle Wolke stand: bei dem trefflichen jungen Gatten traten die ersten Anzeichen einer Auszehrung hervor.

Am 19. Juli 1819, an einem Montag, wurde ihm im Hause zum „Goldenen Winkel" sein zweites Kind, Gottfried Keller, geboren.

Der glückliche Zufall, der für die Erhaltung des bio-

graphischen Materials diesmal geradezu providentiell gesorgt hat, will es, daß wir heute den schönen Brief noch besitzen, mit welchem der Vater des Kindes sich an den angesehenen Züricher Junker Gottfried von Meiß wandte und ihn um Patenstelle bei seinem ersten Sohne bat. Junker Meiß (gestorben als Obergerichtspräsident in Zürich 1851) hatte vor Jahren auf dem Familiensitze, Schloß Teufen, eine zarte Neigung für seine Nachbarin, Jungfer Elise Scheuchzer, die jetzige Drechslersfrau, gefaßt, ja beabsichtigt, sie als Gattin heimzuführen. Selbst seinem seit 1810 dort wohnenden Vetter Landvogt Salomon Landolt war sie ans immergrüne Herz gewachsen. „Alte Liebe rostet nicht", heißt es auf einem ihr gewidmeten, am Elisentage 1812 „zu einer kleinen Erinnerung an die Tage trauter Freundschaft" von Gottfried Meiß geschriebenen Stammbuchblatte. Eine zarte Hindeutung hierauf ist aus dem folgenden Schreiben Rudolf Kellers vom 21. Juli 1819 vernehmlich:

„Hochgeachtetster Junker Oberamtsschreiber! Letzten Montag Abend erfreute mich meine liebe Gattin außerordentlich mit einem gesunden Knaben. Gerne möchte ich ihr auch eine ungewöhnliche Freude machen. Schon seit Montag denke ich immer, mit was ich dann auch ihr eine ungewöhnliche Freude machen könne; allein mit dem, was ich mein heiße, kann ich das nicht erzwecken. In diesem Fall haben wir nur ein Intresse. Auch durch bloße Gefälligkeiten kann ich nichts finden, indem wir gewohnt sind, in gewöhnlichen Fällen das Mögliche einander zu leisten.

„Nun erinnerte ich mich, daß sie einmal auf meine Frage, warum sie mich nie bei meinem Taufnamen nenne, antwortete: Rudolf sei nicht schön. Wann ich Gottfried

heißen würde, wollte sie mich immer nach dem Namen nennen. Daß nun der Name Gottfried angenehmer lautet, finde ich selbst. Allein auch aus andern achtungswerten Gründen weiß ich, daß ihr dieser Name besser gefällt. Wann ich den Knaben so taufen lasse, bin ich überzeugt, daß das ihr schon nicht geringe Freude machte. Aber unendlich mehr würde die Freude erhöht, wann das Knäblein diesen Namen durch den Umstand, daß Sie, hochgeehrter Junker Oberamtsschreiber, Patenstelle bei ihm vertreten würden, erhielte.

„Darf ich Sie, hochgeachtetster Junker Oberamtsschreiber, desnahen bitten, zu den früheren vielen edlen Freundschaftsbeweisen gegen meine liebe Gattin noch diesen zuzusetzen, daß Sie gütigst Patenstelle übernehmen wollten. Sie werden dadurch mich nicht allein nur in den Stand setzen, die gewünschte Freude meiner lieben Gattin zu verschaffen: auch ich selbst würde mir Glück wünschen, so einen edlen Paten meinem Kind gefunden zu haben. — —

„Meiner lieben Gattin sage ich von meiner kühnen Bitte nichts, bis ich weiß, ob Sie mir gütigst entsprechen. Sie würde eigentliche Angst ausstehen, bis sie den Entscheid wissen würde.“

Das ist von einer Herzenszartheit, wie sie der feinstgearteten Natur eignet. Acht Tage später (28. Juli) meldete er dem Junker, der sogleich mit einem schönen Geschenke zugesagt hatte, daß Jungfer Kleophea Ammann an diesem Abend in der Predigerkirche der Taufe des Kindes als Patin beiwohnen werde, wozu auch der Junker Pate geziemend geladen sei. Die Jungfrau Kleophea war die Tochter des Nachbars, alt Freihauptmann Hans Jakob Ammann, Goldarbeiter im „Palmbaum“ am Rindermarkt. Die Familie gehörte zu den Sommergästen des Scheuchzerschen Hauses in Glattfelden.

Das junge Eheglück war von kurzer Dauer. Vier von sechs Kindern trugen den Keim des frühesten Todes in sich. Zwei Mädchen starben im zarten Alter beinahe in der nämlichen Woche des Mai 1822. Ende Juli 1824 folgte ihnen das vierte Töchterchen nach und wenige Wochen später, am 12. August, wurde der dreiunddreißigjährige Meister Rudolf mitten in seinen Entwürfen abgerufen und ließ die „goldene Lebensschnur" in den Händen seines fünfjährigen Söhnchens Gottfried und der zweijährigen Regula zurück. Die untröstliche Witwe trug noch ein Kind unter dem Herzen, welches im Oktober auf die Welt kam, jedoch bloß ein Jahr alt wurde.

In der Seele des Sohnes lebte unverlöschlich eine helle Erinnerung an den Vater fort: lebenslang erinnerte sich Gottfried Keller, wie ihn derselbe einst durch ein blühendes Kartoffelfeld trug.

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß dieser und andere Züge nicht etwa aus dem „Grünen Heinrich", wo sie allerdings auch stehen, zu poetischer Ausschmückung herübergeholt worden sind. Die Erscheinung des Vaters im vollen Waffenschmucke des grünen Scharfschützen ist Heinrich ebenfalls geblieben. Unter der hinterlassenen Habe des Drechslers Keller wird im Inventar eine Scharfschützenuniform aufgeführt. Der Dichter hat übrigens mehr als einmal, im Widerspruch freilich zu einer Stelle des autobiographischen Romans, gesagt, er wäre voraussichtlich früh mit dem harten Kopfe des Vaters in Konflikt geraten, denn der „Herr Obmann" habe keinen Spaß verstanden und in seinem Jähzorn widerspenstige Lehrbuben oft jämmerlich geprügelt.

Das waisenamtliche Inventar vom 12. August erzeigt

ein Aktivvermögen von 9503 Gulden (das Haus mit inbegriffen), dagegen 9973 Gulden Passiven. Als Beistand der Witwe und der Waisen trat nun, jenem edlen Gelübde der geheimen Brüderschaft getreu, der Armenlehrer Hans Kaspar Meisterhans in die Lücke; später wurde der Oheim Scheuchzer Vormund der Kinder. Den Hinterlassenen blieb als fast einziges Vermögen das Haus zur „Sichel". Es gewährte ihnen bei umsichtigster Sparsamkeit ein bescheidenes Auskommen und wurde ihnen im Laufe der Jahre ein wahrer Segen, wie das Ölkrüglein der Witwe und noch nach dreißig Jahren, als die Not des Sohnes aufs höchste gestiegen war, brachte der Erlös aus dem alten Gebäude die einzige Rettung aus dem Berliner Wirrsal. Es war von oben bis unten vermietet. Ein Weinschenk, ein Schuster und ein Büchsenmacher bewohnten 1824 mit ihren Familien die verschiedenen Stockwerke. In demjenigen, das der Eigentümerin blieb, mußte während der nächsten Jahre jeder irgendwie entbehrliche Raum nutzbar gemacht werden. War schon bei Lebzeiten des Vaters die Gesellenkammer von drei oder vier Gehilfen und Lehrjungen bevölkert, so gab die Mutter nach wie vor Zimmer an Arbeiter ab, welche zugleich bei ihr aßen. Einige Polenflüchtlinge, u. a. einst ein Dr. Bogatzki, waren ihre Mietsleute. Noch 1834 hatten ein Zimmermanns- und zwei Schlossergesellen hier Quartier. Sie verursachten an Sonntagnächten der Frau Elisabeth oft tüchtigen Ärger. Für Gottfried dagegen bot sich hinlängliche Gelegenheit, die köstlichen Geheimnisse seiner „gerechten Kammmacher" zu ergründen. Den kleinen Hof mit dem Springbrünnlein und den Vogelbeerbäumchen, die Aussicht auf das weitläufige Dach der Predigerkirche mit dem nadelspitzen

Türmchen kennt man aus dem „Grünen Heinrich". Die Drechslerwerkstätte wurde von der Mutter für die nächste Zeit beibehalten. Ein schwerer Irrtum sollte ihr nicht erspart bleiben. Sie reichte 1826 ihrem ersten Gesellen die Hand. Die unglückliche Ehe mußte nach wenigen Jahren gerichtlich geschieden werden.

Die Mutter war eine verständige brave Frau. Nach außen etwas ängstlich und verschüchtert. Dem Sohne gewährte sie in liebevoller Nachgiebigkeit ein größeres Maß von Freiheit, als ihm in früher Jugend zuträglich war. Dabei hielt sie ihn weniger zur Arbeit als zur Sparsamkeit an. Das war in ihren Augen die höchste Tugend für Leute von ihrer Lage. Ihr Gottfried hat sich wenig von derselben angeeignet. Mit dem Gelde haushälterisch umzugehen, war seine Sache nicht. Wer bei knappen Mitteln nie dazu kommt, sich regelmäßig einzuteilen, sondern beständig genötigt ist, von der Hand in den Mund und zwar meist auf Borg hin zu leben, wird die Kunst des Haushaltens niemals recht erlernen. Die Entbehrung, welche sich die Mutter immerdar auflegte, ist dem Sohne in schwierigsten Umständen wohl gekommen. Sie war eine geistig aufgeweckte Frau, eine ganz vorzügliche Briefstellerin, die oft große Munterkeit des Gemütes, daneben auch eine gewisse schweizerisch derbe Rücksichtslosigkeit und Offenheit zeigt.

Die Schwester Regula blieb lebenslang ein bescheidenes Wesen, das man sich, bis auf die letzten Jahre, ganz gut aus der Umgebung des Bruders wegdenken kann. Weil sie just Gottfried Kellers Schwester ist, muß man nicht mehr aus ihr machen, als an ihr war. In ihrer Jugend munter und lebenslustig, in ihrem Äußern unschön, plump, mit

starkem Unterkiefer, wurde sie nach und nach — gegen ihren Willen — ältliche Jungfrau und behielt seither etwas Mißvergnügtes und Mürrisches. Später vernachlässigte sie sich stark und hat den Bruder durch ihr Aussehen manchmal in Verlegenheit gesetzt. Sie war nicht dazu zu bewegen, für die niedrigere Arbeit eine Magd ins Haus zu thun. Während seiner langen Abwesenheit in Deutschland verdiente sie sich als Schneiderin ihr Brot, ging ins Kundenhaus oder arbeitete daheim, aber ohne jede Mithilfe. Als der Beruf ihrer Gesundheit nachteilig zu werden drohte, versah sie bis zur Heimkehr Gottfrieds aus Berlin die Stelle einer Verkäuferin in einem Schirmladen. Während dieser Zeit hat sie sich durch unverdrossenes Aushalten um die Ihrigen treulich verdient gemacht. Ja sie hat diesen ihre Jugend und ihr Lebensglück geopfert. Mehrere annehmbare Partieen mußte sie auf Wunsch der Mutter ausschlagen. Daher wohl der rauhe Zug in ihrem Wesen. Zudem litt sie lange an einem Herzfehler. Aus der dichterischen Thätigkeit des Bruders machte sie sich nicht allzuviel. Dagegen imponierte ihr der Staatsschreiber. Von seiner täglichen Arbeit nahm sie wenig Notiz. Seine Bücher pflegte sie erst zu lesen, wenn sie dauerhaft gebunden waren. Sie las lieber einen spannenden Roman. Nach dem Tode der Mutter führte sie ihm die einfache Wirtschaft, freilich ohne das Verständnis, sein Leben freundlich zu schmücken. Zwischen beiden bestand ein ewiges Gebrumm. Und doch war sie ihm eine brave Schwester, die schließlich nur noch für ihn lebte. Zähe an Körper und Geist, selbst durchaus bedürfnislos, hielt sie den Gottfried sehr knapp. Wenn er mittags sein unansehnliches Stücklein Rindfleisch mit etwas

Gemüse auf dem zinnernen Teller vor sich liegen hatte, äußerte er etwa gegen einen zufällig anwesenden Bekannten, er werde dafür am Abend im Wirtshaus zehn Fränklein verthun, dann habe sie den Profit. Erst das Alter mit seinen Gebrechen brachte die Geschwister näher und nach ihrem Tode hat er sie tief betrauert.

In seinem Aufsatze „Autobiographisches“ bekennt Gottfried Keller, daß die Darstellung der eigentlichen Kindheit des „Grünen Heinrich“, „sogar das Anekdotische darin so gut wie wahr sei, hier und da bloß, in einem letzten Anfluge von Nachahmungstrieb, von der konfessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht“. Um so rascher können wir über diesen Zeitabschnitt hinweggehen. Es genügt, an den sinnigen Knaben zu erinnern, der in dem behaglichen Gesumme seiner Gasse die erste Kindheit verdämmert, die erste kindliche Theologie getrieben, die ersten jungen Leiden des Lebens erfahren hat. Man darf nicht — wie es geschehen ist — von einer freudlosen Jugend sprechen, die der Dichter nachträglich zu einem herrlichen Wundergarten umgeschaffen hätte, um sich wenigstens poetisch für die Unbill der Wirklichkeit zu entschädigen. Es waren gewiß recht enge Verhältnisse. Aber wie wenig braucht die Jugend, um glücklich zu sein, oder sich glücklich zu träumen!

Nach dem Willen seines verstorbenen Vaters kam Gottfried mit sechs Jahren in jene Armenschule zum „Brunnenturm“ unter die Kinder der Geringen zu sitzen. Dieselbe war 1786 von einigen wackern Männern mit dem gemeinnützigen Zwecke gestiftet worden, daß in ihr der großen Anzahl dürftiger Kinder unentgeltlicher Unterricht erteilt werde. Die Elementar- und die mit ihr verbundene Repetierschule

zählte 1830 gegen 200 Kinder. Hier ereignete sich gleich am ersten Schultage die komitragische Geschichte mit dem Pumpernickel, die im „Grünen Heinrich" erzählt ist. Hier saß auf der gleichen Bank sein frühester Widersacher, das Meierlein. Gottfried Keller ging später selten an der alten Ritterwohnung der Manesse in der Münstergasse vorbei, ohne nach dem hohen Dache hinaufzuzeigen, von dem dieser sein Jugendfeind beim Wegräumen des Schnees (im „Grünen Heinrich" beim Herabnehmen einer alten Windfahne) heruntergestürzt ist. Es ist mir gut in Erinnerung, wie, als wir einst in einer Osternacht dort vorbeikamen, eben ein kleiner Bubenauflauf stattfand und einer von den Knirpsen dem andern die Anschuldigung: „Du hast ja keine Schriften" ins Gesicht warf. „Das ist das Meierlein", rief Gottfried Keller aus und setzte, in die Schoffelgasse zum „Gambrinus" einbiegend, hinzu: „Wenn ich dem Kerl in der Ewigkeit begegne, sage ich zu ihm: „bischt au do, du Chaib?"

Zu seinen liebsten Jugendgespielen gehörten die wackern Söhne des Schustermeisters Nordorf, der erst schief gegenüber in dem Haus zum „Ritter Sankt Georg", dann jenseits der Gasse in der „Gelben Gilge" wohnte. Namentlich war Keller an Konrad Nordorf, den nachmaligen bekannten Klavierbauer, anhänglich. Der Bruder desselben, „Chäppi" (Kaspar), der Pastetenbeck, wurde sein geschickter Gehilfe im Fache der Theaterdekorationsmalerei. Auf dem Dachboden des Nordorfschen Hauses, der den Kindern oft als Tummelplatz diente, hing ein Bild aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Dasselbe machte auf den jungen Gottfried einen unvergeßlichen Eindruck, der zunächst einem leicht erklärbaren Grauen entsprang. Das sorgsam gehütete Gemälde ist dem Keller-

Nachlaße gestiftet worden. Es stellt ein kleines Mädchen dar. Auf dem ebenmäßig gestalteten Körper sitzt ein unförmlicher blonder, mit einer schwarzen Mütze bedeckter Kopf. Weit geöffnete starre Augen und ein schmerzlicher Zug um das rote Mündchen. Um den Hals trägt das Kind eine große vielgefältelte Mühlsteinkrause. Sein Kleidchen besteht in einem roten Rock und einer weißen Spitzenschürze. In der rechten Hand hält es einen grinsenden Totenschädel, in der linken eine rote Nelke. Das Alter ist angegeben: aetatis $3^1/_2$ mit der Jahrzahl 1623. Nach dem Wappen gehörte das Kind der bekannten Züricher Familie Werdmüller an. Es ist kein Zweifel: wir haben hier das Meretlein aus dem „Grünen Heinrich" vor uns.

Eine Freundschaft merkwürdiger Art schloß Gottfried Keller, als 1828 ein seltsames Ehepaar in das mütterliche Haus einzog: eine Bettmacherin mit ihrem eisgrauen Männchen. Er hieß Jakob Hotz aus Küßnach (geb. 1757), seines Zeichens Feilträger d. h. Trödler, sie Anna Meyer von Uster (geb. 1772). Sie hatten sich 1793 geheiratet. Um es gleich zu sagen: es sind Frau Margreth und Vater Jakoblein aus dem „Grünen Heinrich". Berge von Betten waren in ihren Räumen aufgeschichtet, daneben allerlei Trödelkram. Frau Hotz, eine ungewöhnlich dicke Person in weißen Hemdärmeln und weißer Spitzenhaube, verwaltete hier das Regiment und handhabte beständig ihre Kreide, mittels deren sie durch römische auf den Tisch geschriebene Ziffern ihr Rechnungswesen mit einer unvergleichlichen Kunst führte. Sie besaß eine große Sammlung Heiden- und Götzenbücher, d. h. alter fabelhafter Reisebeschreibungen, apokrypher Evangelien und Prophezeiungen, kurioser Chroniken und volks-

tümlich theosophischer Schriften. Ihre Stube war der Sammelplatz einer kleinen Welt. Am Abend fanden sich ihre engeren Gäste ein und erhielten allerlei mystischen Spuk zum besten: der Schreiner Schaufelberger, ein neuer Hausgenosse; der Schuster Wepfer, zuweilen auch einige Juden, die beiden Guggenheime und der große Weiler, welche während der Messe bei Witwe Keller wohnten. Unvermerkt wurde hier auch der junge Gottfried als erklärter Liebling der Frau Hotz heimisch. Da lauschte er bei den nächtlichen Zusammenkünften ihren geheimnisvollen Erzählungen aus dem Reiche der Ahnungen, Träume und Geister, hörte von schreckhaften Erscheinungen am Himmel und unter der Erde, und schauerte vor Lust, wenn die Rede auf Hexen, Gehängte, Männer ohne Kopf, die der Frau in ihrer Jugend manchmal begegnet waren, auf Scharfrichter und Teufelsbanner kam. Ein barockes Phantasieleben begann den Knaben in gefährlicher Weise zu bedrängen. Nachts spähte Frau Hotz bei offenem Fenster stets nach Gespenstern aus und geistete im Hause herum. Vater Jakoblein war das unnütze spaßhafte Männchen, das sich mehr mit Vorbringen lächerlichen Spukwesens befaßte. Sonst besorgte er, die Schürze umgethan und eine altmodige Pelzmütze aufgestülpt, die Küche, oder strich Salbe für sein krankes Bein. Seitdem er eine lebzeitige Teilung des ansehnlichen, von der Frau erworbenen Vermögens verlangt hatte, herrschte zwischen den Ehegatten jene tödliche Erbitterung, die im Romane mit grauenvoller Wahrheit geschildert ist. Eines wartete auf den Tod des andern, und in dunklen Herbstnächten hörte man über die schmale Gasse die furchtbaren Verwünschungen, mit denen sie sich bestritten. Der eine Zug, wie dann der Mann am

Morgen, während die sonst gutmütige Frau vom Zank erschöpft weinte, sich irgend eine kleine Leckerei buk und beständig das Altersjahr der Gattin vor sich hinmurmelte, dieser Zug ist ebenfalls dem Leben entnommen. An der ehelichen Fehde beteiligte sich auch die beidseitige erbberechtigte Sippschaft.

Frau Hotz ist 1840, während Gottfried Keller in München weilte, gestorben und zwar unter denselben Umständen, die man aus dem „Grünen Heinrich" kennt. Ihr Mann, inzwischen völlig erblindet, ging mit ziemlich leeren Händen aus. In den Briefen an die Mutter erkundigte sich Gottfried beständig nach seiner ehemaligen Freundin. So schrieb er am 27. Juni: „Sage der Frau Hotz viel tausend Millionen Grüße, und ich hätte das Häuslein mit dem toten Bauern noch nie gefunden." Die folgenden Notizen sind den Antworten der Mutter entnommen:

25. Mai 1840. „Frau Hotz ist immer noch krank und muß sich im Bette aufhalten, aber doch kein Sterben vorhanden. Sie hat nun richtig ihrem Vetter und Vogt (Meyer in Uster) ein Testament schreiben lassen. Durch einen Advokat, ganz gesetzlich mit drei Zeugen. Notar Escher war auch dabei. Also alles, was sie besitzt an Geld und War', soll nach ihrem Tode einzig der allein bekommen. Nach einigen Tagen aber wurde das Ding in Uster und Gutenschweil verbreitet; nun sind die übrigen Verwandten alle wütend und tobend; alles schimpft und lästert die alte Bas. Auch andere Leut', welche wissen, daß sie zwei Schwestern hat, welche in Armut und eine von der Gemeinde unterstützt wird, sagen, es sei höchst unbillig und ungerecht. . . . Auf jeden Fall gibt's Prozeß. Sie wollen das Testament ungültig machen. Mit

mir redt Frau Hotz kein Wort von dieser Geschichte; sie denkt vermutlich, ich würde ihr nicht Beifall geben. Da hat sie ganz recht. Hingegen heuchelt sie alle Tage von dir: „Ach, der gute Bube! Wenn's ihm nur gut geht! Er muß gewiß auch noch etwas von mir haben!" Ja, bei Leben gibt sie nichts mehr und nach dem Tode wird der schon zusammen räumen!"

5. Juli 1840. „Frau Hotz wird bald sterben. Sie hat das Bett nie mehr verlassen. Ich verzögerte deswegen Deinen Brief einige Tage, um ihren Tod Dir zugleich anzuzeigen, welchen man mit jeder Stunde erwartet. Ihre Körper- und Geisteskräfte sind gänzlich dahin; spricht kein Wort mehr vernehmbar. Ich sagte ihr Deine Grüße. Sie wollte gern weinen und konnte nicht. Einige Mal, als sie noch gut reden konnte, sagte sie von Dir: „Du guter Bub, Du siehst mich nicht mehr! Du mußt auch noch etwas haben!" Aber mit dem war's gethan. Jetzt ist ihr die ganze Welt gleich viel. Ich bekomme nun auf Kirchweih ein leeres Gemach. Der alte Hotz wird zu Frau Kramer ziehen" — Juli 1840: „Frau Hotz ist eben gestorben und den 9. Juli beerdigt worden. Daß Du sie nie vergessen wirst, ist billig und recht, weil sie Dir manchen Schilling und Böckel gegeben, welche Dich zwar damals nicht viel nützten; jetzt könntest Du eher eine solche Gutthäterin brauchen! Es war merkwürdig, wie nach ihrem Absterben viele Weiber kamen, die von ihr versprochenen Andenken zu beziehen. Zum Beispiel Frau Seckelmeister im Heslibach sagte, sie habe ihr die goldene Uhr, ihren Sonnenschirm und einen Rock versprochen. Wunderli in Binz sagte, die Uhr habe sie seinem Kinde als Gotten (Patenkind) versprochen. Aber alles war nichts. Der Vogt schlägt seine

Hand über alles... So viel ich höre, will er dem Hotz 200 Gulden gütlich geben, weil er als Mann das Testament ungültig machen könnte, und dann den übrigen Erben auch etwas, damit sie keinen Prozeß anfangen."

Ende August 1840. „Vor 14 Tagen ist der alte Hotz ausgezogen zu Frau Kramer[1]). Er war sehr traurig, daß er in seinem hohen Alter und blind dieses Haus, welches er zwölf Jahre lang bewohnte, noch verlassen mußte. Es war wirklich ein rührender Abschied, wie er mit seinem großen Filzhut in der Hand mich um Verzeihung bat und dankte für alle Güte und Glück und Segen für Dich und Regeli wünschte u. s. w. Die Langweil wird wohl seinen schwachen Lebensfaden bald brechen." — Ostern 1841: „Der alte Hotz ist gesund; nur hat er sehr lange Weile in seinem blinden Zustande; er klagt und räsoniert täglich über seine sel. Frau, daß sie ihn in Armut versetzt habe."

In solch eigentümlicher Umgebung entwickelte sich in dem Kinde — es sind die ersten Vorzeichen des werdenden Dichters — der Hang, aus lauter Phantasie zu lügen, d. h. ohne böse Absicht mehr oder minder harmlose Abenteuer und Geschichten zu erfinden, die dann oft zu kleinen Verwickelungen führten. Ebenso bildete sich bei dieser stark in sich gekehrten Natur, die keine harte Berührung von außen duldete, der Trieb zur Einsamkeit, zur Einsilbigkeit aus, später, als sich der gewaltsam aus der Bahn geworfene Schüler zur Unthätigkeit verurteilt sah, die Neigung zu einem mürrischen Schmollen wie Pankraz und zu trübseligem Grillenfang.

---

[1]) Knopfmachers am Rindermarkt, früher von der Familie Hotz an Kindesstatt angenommen.

Gute Kameradschaft verband Gottfried Keller lebenslang mit dem Kupferdrucker Eduard Münch, der einige Jahre in Zürich arbeitete, bei der Mutter an der Kost war, und den jungen Gottfried dann und wann aus der Glattfelder Sommerfrische abholte. Er ging 1835 nach Darmstadt, wo ihn Keller von Heidelberg aus besuchte; dann, im Frühjahre 1854, wanderte er, unzufrieden mit den Dingen der alten Welt, nach New-York aus und wurde Drucker bei der amerikanischen National-Banknotengesellschaft. Er blieb mit Keller bis zu dessen siebzigstem Geburtstag in brieflichem Verkehr. U. a. schrieb er ihm im Juli 1885 auf eine Sendung: „Deine Bücher habe ich gelesen, als: ‚Leute von Seldwyla‘, ‚Züricher Novellen‘, ‚Sinngedicht‘, ‚Der grüne Heinrich‘, auch die Gedichte schon einigemal. Obgleich ich, meiner schwachen Beurteilung nach, Stil und Art ausgezeichnet fand, schwimmt doch ‚Der grüne Heinrich‘ immer oben. Das Buch versetzt mich immer, wenn ich es lese, einundfünfzig Jahre zurück. Erst kommt die Schulgeschicht', dann der berühmte Marder, Onkel, Tante, Lisette, Caton; zu Hause Frau Hotz und Herr Hotz, sogar Frau Lisabeth bei Deiner Konfirmation sind mir sehr gut im Gedächtnis (gemeint ist die Witwe, die dem festlichen Weihnachtsessen nach Heinrichs Konfirmation beiwohnte und nach Tisch ein Tänzchen aufführte; es war die sog. „Große Lisbeth“, die ab und zu bei der Mutter arbeitete); sogar den berüchtigten ‚Wurmlinger‘ (Ges. Werke 2, 340) glaube ich zu erkennen“. Münch kam als siebenzigjähriger munterer Knabe herüber aus New-York und verlebte bei seinen Freunden Gottfried und Regula vergnügliche Tage auf dem „Bürgli“.

Im Hause wohnte ferner seit 1832 eine Familie Marti

aus Wagenhausen im Thurgau. Er war Küfer, stammte von vermöglichen Eltern, hatte jedoch wider deren Willen eine arme brave Magd geheiratet, die bei Freihauptmann Ammann, dem Vater von Gottfrieds Patin, gedient hatte. In der Heimat des Mannes war es den Leutchen so schlecht ergangen, daß die junge Frau bei der überdieß herrschenden Teuerung sich sogar einmal genötigt sah, eine Katze zu kochen. Sie kehrten durch Vermittlung ihrer ehemaligen Brotherrin nach Zürich zurück und fanden bei Mutter Keller Unterkunft. Das Handwerk des Mannes brachte häufigen Durst mit sich. Er starb 1848 und Gottfried Keller hat dem guten Konrad Marti das Leichengeleite gegeben. Eines der beiden Mädchen, Bäbeli, war kurz nach seiner Geburt der Frau Keller als Pflegekind übergeben worden, indessen seine eigene Mutter einem kärglichen Verdienst nachging. Ueber zwanzig Jahre lang blieb es dort. Das kleine Bäbeli Marti lebt heute noch. Es hat seine Jugendfreundin, die Schwester des Dichters, in ihrer letzten Krankheit verpflegt, und ist mit seinem Strickzeug wochenlang am Sterbelager Gottfried Kellers gesessen, ihn durch seine kluge treue Art erheiternd und entschwundene Jugendtage ihm vergegenwärtigend. Die ganze Familie erscheint in einer späteren Seldwyler Geschichte, im „Verlorenen Lachen". Frau Marti ist die Ursula und Bäbeli das Agathchen, bei welcher Frau Justine und Jukundus Meyenthal ihre Versöhnung feiern. Sie gehörten zu der Sekte der Neutäufer und was in jener Novelle erzählt ist, wie Ursula in schwerer Bedrängnis, Agathchen auf dem Arme, in der Waldeswildnis (am Albis) in die Brüdergemeinde aufgenommen wird, hat sich buchstäblich so zugetragen. Später zogen sie nach St. Anna und hatten dort allerlei

von einem bösen Weibe zu erdulden, das die Wohnung mit ihnen teilte. Es ist das „Ölweib“ im „Verlorenen Lachen,“ welches der Dichter mit einer einst vielgenannten Persönlichkeit kombinierte.

Ins mütterliche Haus kam weiter ein munterer durstiger Schreiner zu wohnen, namens Schaufelberger, in dessen Werkstätte mancher Unfug verübt wurde. Eine Hauptbelustigung bildete das Schießen mit Blasröhren auf nachbarliche Katzen, im Winter das Einfangen junger Spatzen. Sie färbten diese aufs bunteste, leimten ihnen seltsame Federbüschlein auf und ließen sie wieder unter die andern bestürzten Vögel fliegen. Wenn er einen Sarg fertig hatte, holte der Meister die Pechpfanne mit den Worten: „Die Leiche wird rinnen wollen“. Und wenn der junge Keller in späteren Jahren bisweilen unmutig in den blanken Hobelspänen lag und sich endlich eine feste Anstellung wünschte, dann richtete ihn der lustige Schreinersmann auf, lehnte ihn an die Wand und meinte, jetzt habe er eine Anstellung. Schaufelberger, welcher den heranwachsenden Jüngling in die vaterländische Politik einführte und den in der Fremde Abwesenden zuweilen mit einer seiner radikalen Zeitungen versorgte, gehörte zu der Gesellschaft der „Aufrechten“ und sollte im „Fähnlein“ unter diesem seinem Namen auftreten. Der Dichter bat jedoch Auerbach, in dessen Volkskalender jene Erzählung erschien, nachträglich, den schnurrigen Schreiner in Bürgi umzutaufen.

Im übrigen saßen lauter gute Nachbaren am Rindermarkte: im Hause zur „deutschen Schule am Bach“ der Lehrer Abraham Wirz, im „Gießfaß“ (jetzt eine Apotheke) die Familie Hegi, deren Sohn, der Maler Joh. Salomon,

jedoch erst in München, einer der nächsten Freunde Kellers wurde, in der „gelben Gilge" der Schwiegervater von Meister Nordorf, der Pastetenbäcker Schweizer. Der mütterlichen Wohnung gegenüber im „Judenhut" hauste der Bäcker Steinfels, wo das Kind öfters dankbarlich sein Stück „Wähe"[1]) in Empfang nahm, nebenan im „Palmbaum" wohnte die Jungfer „Gotte" Kleophea.

Von 1831—33 besuchte Gottfried Keller als der Sohn eines Ansaßen das sogenannte Landknabeninstitut auf der benachbarten Stüßihofstatt. Das war eine Anstalt, welche 1791 von einigen in und um die Stadt wohnenden Angehörigen der Landschaft aus eigenen Mitteln gegründet worden war, seitdem ihren Knaben — wie es in der Stiftungsurkunde heißt — der Zutritt zur Realschule wegen Platzmangels nicht mehr gestattet war und Väter von hoffnungsvollen Söhnen sich „kummerhaft und ängstlich" hören ließen, „daß sie nun beinahe nicht mehr wissen, wie sie ihren Kindern fernerhin den ihnen zu ihrer künftigen Bestimmung so nötigen weitern Unterricht in Sprachen und Wissenschaften" angedeihen lassen könnten. Dieser erstreckte sich auf deutsche, französische, auch italienische Sprache, Rechnen, Buchhaltung und Religion mit täglich vier Stunden, zwei freie Nachmittage ausgenommen. „Dafür bezahlt ein Knabe einen halben Neuthaler Monatslohn, ebensoviel Gutjahr- und Namenstag-Geschenk, nicht mehr und nicht weniger."

Früh trat die bestimmte Eigenart in Kellers Wesen hervor. Das war kein Knabe wie andere. Nichts Flüchtiges und

[1]) Rahmfladen.

nichts Gemachtes. Aus lauter Scham oder grillenhaftem Eigensinn, sich weich zu zeigen, bildete sich jetzt schon der Zug des Strengen, Herben, Verschlossenen, Wortkargen, Trotzigen aus, der später bis zur Rücksichtslosigkeit ging. Zugleich überließ sich der Junge dem Hange, vor allem mit sich selbst ins Reine zu kommen. Die Natur offenbarte ihm ihre Geheimnisse tiefer als anderen. Der gesunde Weltsinn, die Lust, im vollen Leben mitzuthun, ging darüber nicht verloren.

Ebenso frühzeitig äußerten sich kindliche Neigungen zur Kunst. Sie erschien dem halben Kinde — wie er selber sagt — als das Buntere und Lustigere. Auch seiner äußeren Erscheinung gab der kleine Bursche gern einen phantastischen Aufputz: auf dem spitzen Kopfe saß verwegen ein Barett; das grüne Röcklein mit übergeschlagenem, ungewöhnlich breiten Hemdenkragen, ein buntes, um den Hals geschlungenes Tuch verliehen ihm etwas Auffallendes, Jahrmarktburschenhaftes. Er fing damit an, den Maler mit dem Schauspieler und Dichter zu vereinigen. Wenige vertraute Freunde ließ er Anteil an seinen Künsten nehmen. Was an Nürnberger Kinderfarben aufzutreiben war, benutzte er zur Nachbildung von Morgen- und Abendrot und andern „gesprenkelten" Himmelserscheinungen. Es sind noch ein paar Blättchen aus einem von ihm verfertigten Bilderbuche da. Ein besonders komisches bildet den Schnepfenkönig ab: eine auf langen, mit Pumphosen bekleideten Beinen an einer Keule dahin stelzende Schnepfe, ein Krönlein auf dem Kopfe, Vatermörder, einen gelben Frack und roten Mantel tragend. Auf der Rückseite stehen die (selbstgemachten?) Verse: „Was schimmert dort mit Höllenglanz? Was blendet

meine Augen? Was raset dort in wildem Tanz den gelben Todesreigen? Horch! welch Getöse höret man? Der Schnepfenkönig naht heran." Andere Bildchen zeigen die Mörder des Meinrad, von Raben verfolgt, zwei vor einer Gartenlaube spazierende Fräulein, auf die ein Herrchen zuschreitet u. s. w.

Ein offenbar selbst zusammengekleistertes grünes Notizbüchlein in gleichem Futteral, überschrieben: „Meine Launen" 1833 enthält allerlei spaßhaftes Zeug, Verse wie: „In der Schlacht bei Austerlitz da gab es saure Rübenschnitz", polyglottische Übungen, oder die kurze Beschreibung einer in die Umgebung von Zürich unternommenen Streiferei.

Die schöne Stadt war damals noch mit Ringmauern, Schanzen und Türmen umgeben. Noch standen die malerischen Thore und sogen. Porten. Seit 1833 arbeitete man an ihrer Abtragung. Die eigentliche Stadt zählte damals noch nicht viel über 10 000 Einwohner. Seit 1835 befuhr das erste Dampfboot den See. Zehn Jahre später wurde der Bau der ersten Eisenbahn von Zürich nach Baden beschlossen.

Fleißig trieb sich das junge Volk auf den weitläufigen Bastionen, zur Sommerszeit am See, an der Sihl und auf der Wollishofer Almende herum, wo einmal im Jahre die Herren Kollegianten ihr Mörserschießen feierten und mit Bomben und langen Tonpfeifen hantierten. Oder man wanderte auf den Pfaden des Herrn Jaques aus den „Züricher Novellen" an den grünen Abhängen der Manegg und des Ütliberges.

Das größte Vergnügen gewährte jedoch allezeit das Theaterwesen in Form von Puppenspielen, wobei sogleich

der Trieb zum eigenen Hervorbringen sowohl der Texte als auch der Dekorationen erwachte. Da ihn in der Schule namentlich alles Sprachlich-Litterarische anzog, pflegte Gottfried Keller außerhalb derselben die dort angefertigten schriftlichen Aufsätze zu dramatisieren.

„Was die Schreiberei betrifft — sagt er in jener autobiographischen Skizze —, so trat ich, wo sie nötig oder ich durch irgend einen Umstand gereizt wurde, ohne Besinnen jeden Augenblick ein, als ob sich das von selbst verstünde, und lieferte bei jedem Anlaß den verlangten Stiefel. Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Scenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen ‚Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer'. Hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und ein dahinter stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effekt gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuskriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Dekoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Höhleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Totengerippen 2c. Das Titelblatt lautet: ‚Kleine Dramen. I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater.'

„Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels ‚Fernando und Bertha oder Geschwistertreue', in welchem ein Schildknappe Hugo

gleich ins Zeug geht, indem er auftritt und zu einem andern sagt: ‚Nun willkommen also noch einmal, alter Waffenbruder!‘ und eine längere Rede verständig also endet: ‚Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es thaten[1])!‘ Und schließlich erscheint noch ein Plan zu einer Tragödie ‚Elinzene‘. Der Plan besteht aber nur aus einem Personenverzeichnis, worunter ein ‚Osmann, Oberhaupt der Geistlichkeit, Mufti‘ und eine ‚Elinzene, seine einzige Tochter‘.

„Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Projekt ‚Herzog Bernhard von Weimar‘ in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgend einem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiele glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Scenariums nach Vorbild der Schillerschen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechselung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger böser Nachbarn am Schwanzende der Klasse eintrug.“

Die Aufführungen fanden entweder bei den Nachbarskindern Rordorf oder in dem hochgelegenen Stübchen des Direktors Gottfried Keller selbst, unter Mitwirkung der Brüder Rordorf, statt. Hintergründe, Kulissen, Figuren, alles wurde

[1]) Mit dem nicht minder verständigen Zusatze: „wobei nur so vorläufig zu bemerken ist, daß mein Herr Graf einen recht guten Markgräfler im Keller führt.“

selber gemalt. Noch bewahrt die Familie Rordorf einen stattlichen Vorrat dieser Dekorationen auf, so zum „Wilhelm Tell“, „Freischütz“, Graf von Flandern“, „Mordnacht von Zürich“, in denen der durch zerrissenes Gewölke hervorstechende Mond als Transparent stets das Haupteffektstück bildet. Beliebt waren die Hexenscenen aus „Macbeth“ nach Schiller. Ebenso liegen die in der autobiographischen Skizze erwähnten Kellerschen Texte, alle von seiner Hand geschrieben, vor.

Das älteste dieser kindlichen Stücke ist „Der Hexenbund“. Urbino, der Sohn des Grafen Ottokar von Hohenburg, ist in die Hände eines teuflischen Zauberers geraten. Eben soll er von den Hexen zur Hölle geschleppt werden, da stürzt sein Vater mit offenem Schwerte herbei und erlegt dieselben. Satans Reich ist zerstört, worauf dieser zum Schlusse klagend singt: „Die Höll' ist verloren, Das Unglück geboren; Zum Verderben erkoren Sind ich und mein Reich“.

An Stelle der ehlichen Eifersucht tritt in dem stark nach Schillers Ballade zugerichteten „Fridolin“ die Unterschlagung großer Summen und die Verratung des Grafen an den Kaiser. Robert und ein Kammerdiener übernehmen es gleichzeitig, Fridolin beim Herrn und der Herrin anzuschwärzen. Im vierten Akt erwarten die Schmiede am Schmelzofen ihr Opfer, wobei sich folgender Dialog entspinnt: „Erster Gesell: Heut bekommen wir einen Braten in unsern Ofen. Zweiter: Aber wir wollen dem Kerl zuerst noch die Kleider durchsuchen — — und wenn er etwa gute und schöne Kleider an hat, nehmen wir die auch; er kann im Hemde seinen Einzug in die Hölle halten! Erster: Ja, ja natür-

lich! Ich habe so ein paar Hosen nötig." Nachdem die Mordknechte Robert in den Ofen gestoßen, kommt Fridolin und spricht: „Habt Ihr gethan nach des Herrn Worten? Knechte: Dort seht Ihr's. Er bratet schon nach der Mode. Der Graf wird seine Diener loben." Robert fängt plötzlich im Ofen mit ächzender Stimme zu reden an: „Ja, Fridolin — ich verläumdete — dich — ich — ach — vergib mir — Fridolin!" Die Knechte: „Der Kerl ist ja noch lebendig!" Als er gestorben, begeben sich jene zum Schmause, nachdem der eine erst Roberts schönen roten Mantel und dessen Kastorhut angezogen hat. Die Handlung wird schließlich um den Zug bereichert, daß Fridolins verschollener Vater, der Graf von Falkenstein, entstellt durch das heiße Klima und dreijährige Sklaverei in Palästina, zu seiner Gattin und dem Sohne heimkehrt, worauf das Stück in Hinblick auf den geretteten Fridolin wirksam mit den Worten endet: „Hoch lebe die Unschuld und Tugend! Alle: Sie leben hoch!"

Ähnliche drollige Züge erscheinen auch in dem dreiaktigen Drama „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers." Dieser erhält auf dem Stein zu Baden die Nachricht von der Empörung der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden. Bevor er mit Heeresmacht gegen sie aufbricht, mahnt ihn Johann von Schwaben an das ihm vorenthaltene väterliche Erbe. „Albrecht: Beruhige dich ein wenig! Ich werde dir 100 schöne Pferdchen schenken. Mit diesen kannst du dich herumtummeln nach Herzenslust und deine Freude stillen. Was aber deine Länder betrifft, so sind sie bei mir gut aufgehoben. Johann (ungeduldig): Bei mir, als dem rechtmäßigen Eigentümer

am besten. Albrecht: Bst! Bst! Ich bin der Kaiser." Der Knabe des armen Weibes, auf dessen Holzbündel Albrecht nachher stirbt, vernimmt beim Anblick des glänzenden Trosses, daß der im Purpurmantel der Kaiser sei. „Der Knabe: Ach pfui! Dem bin ich schon nicht mehr hold, er hat uns ja alles weggenommen, sogar meine schönen Bilderbücher und hat sie den Kindern seiner Soldaten gegeben. Es ist schade für die schönen Kleider, die er hat." Um sich bei Albrecht, nachdem dieser in das Schiff der Verschworenen gestiegen, unverdächtig zu machen, tritt Eschenbach vertraulich zu ihm mit den Worten: „Wir haben heute sehr schönes Wetter", worauf der Kaiser entgegnet: „Es ist wahr, die Sonne scheint schön zu meinem Vorhaben, die drei Ländchen für ihren Frevel zu bestrafen". Nach der Ermordung Albrechts ruft der Knabe aus: „Wie dauert mich doch der arme Herr da! Weib: Das ist brav, mein Kind. Man muß seinem Feinde keinen Groll nachtragen, am wenigsten, wenn er gefallen ist." Prinz Leopold und die Mutter treten auf und sinken an der königlichen Leiche nieder. Dann macht der jugendliche Dramatiker ein kühnes Anleihen bei Schiller: er läßt die barmherzigen Brüder kommen und einen Mönch feierlich die Verse sprechen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an." Bei der Krönung des Luxemburgers erscheint unter Donner und Blitz der Geist Albrechts und ruft, nach dem Vorbilde von Hamlets Vater, dreimal seinen Hinterlassenen zu: „Rächet mich!" Gattin und Tochter schwören Rache, worauf der neue Herrscher begütigend spricht: „Doch nun wenden wir uns, edle Fürsten und Ritter, vom Krönungssaale zum Speisesaale, um uns beim frohen Mahle und beim perlenden Rheinweine zu erfreuen,

und auch Ihr, verehrteste Frau Elisabeth und Ihr, hohe Agnes, seid freundlich eingeladen. Alle: Es lebe Heinrich VII.!"

Gottfried Keller hielt übrigens später noch König Albrechts Tod für einen großen, fast antiken Stoff. Junge fröhliche, unter einander in Freundschaft verbundene Männer ermorden ihren Kaiser und sofort tritt das Verhängnis ein und keiner hat den andern je wieder gesehen. Den ersten richtigen Theaterzettel erblickte Keller an der „Schmiedstube" angeschlagen: „Die Schubkarrenpromenade oder das war ich"; die Aufführung fand durch eine Wandertruppe in Oberstraß statt. Kurz darauf genoß er das Glück, den „Freischütz" von der neuen Bühne des Stadttheaters herunter zu hören. Wenn er später von dieser Vorstellung sprach, unterließ er es nicht, eine der Arien zu singen, den Jägerchor oder die Hornbläser in seiner überwältigend komischen Weise nachzuahmen.

An Anregung wahrhaft künstlerischer Art gebrach es seiner Jugend nicht. Um dieselbe Zeit war in Zürich die erste stehende Bühne eingerichtet worden[1]). Eine aristokratische Gesellschaft von Liebhabern erwarb 1833 die ehemalige Barfüßerkirche zu diesem Zwecke, trotz dem Weherufe, den das Oberhaupt der reformierten Geistlichkeit erhob. Am 10. November 1834 wurde das neue, wenige Schritte von Gottfried Kellers Elternhaus entfernte Theater, welches nun seit vier Jahren in Schutt und Asche liegt, von einer geschulten Truppe bezogen und mit Mozarts „Zauberflöte" eröffnet.

---

[1]) Vgl. Reinhold Rüegg, Blätter zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Zürcher Stadttheaters (Zürich 1884).

mir redt Frau Hotz kein Wort von dieser Geschichte; sie denkt vermutlich, ich würde ihr nicht Beifall geben. Da hat sie ganz recht. Hingegen heuchelt sie alle Tage von dir: „Ach, der gute Bube! Wenn's ihm nur gut geht! Er muß gewiß auch noch etwas von mir haben!" Ja, bei Leben gibt sie nichts mehr und nach dem Tode wird der schon zusammen räumen!"

5. Juli 1840. „Frau Hotz wird bald sterben. Sie hat das Bett nie mehr verlassen. Ich verzögerte deswegen Deinen Brief einige Tage, um ihren Tod Dir zugleich anzuzeigen, welchen man mit jeder Stunde erwartet. Ihre Körper- und Geisteskräfte sind gänzlich dahin; spricht kein Wort mehr vernehmbar. Ich sagte ihr Deine Grüße. Sie wollte gern weinen und konnte nicht. Einige Mal, als sie noch gut reden konnte, sagte sie von Dir: „Du guter Bub, Du siehst mich nicht mehr! Du mußt auch noch etwas haben!" Aber mit dem war's gethan. Jetzt ist ihr die ganze Welt gleich viel. Ich bekomme nun auf Kirchweih ein leeres Gemach. Der alte Hotz wird zu Frau Kramer ziehen" — Juli 1840: „Frau Hotz ist eben gestorben und den 9. Juli beerdigt worden. Daß Du sie nie vergessen wirst, ist billig und recht, weil sie Dir manchen Schilling und Böckel gegeben, welche Dich zwar damals nicht viel nützten; jetzt könntest Du eher eine solche Gutthäterin brauchen! Es war merkwürdig, wie nach ihrem Absterben viele Weiber kamen, die von ihr versprochenen Andenken zu beziehen. Zum Beispiel Frau Seckelmeister im Heslibach sagte, sie habe ihr die goldene Uhr, ihren Sonnenschirm und einen Rock versprochen. Wunderli in Binz sagte, die Uhr habe sie seinem Kinde als Gotten (Patenkind) versprochen. Aber alles war nichts. Der Vogt schlägt seine

Hand über alles. . . So viel ich höre, will er dem Hotz 200 Gulden gütlich geben, weil er als Mann das Testament ungültig machen könnte, und dann den übrigen Erben auch etwas, damit sie keinen Prozeß anfangen."

Ende August 1840. „Vor 14 Tagen ist der alte Hotz ausgezogen zu Frau Kramer[1]). Er war sehr traurig, daß er in seinem hohen Alter und blind dieses Haus, welches er zwölf Jahre lang bewohnte, noch verlassen mußte. Es war wirklich ein rührender Abschied, wie er mit seinem großen Filzhut in der Hand mich um Verzeihung bat und dankte für alle Güte und Glück und Segen für Dich und Regeli wünschte u. s. w. Die Langweil wird wohl seinen schwachen Lebensfaden bald brechen." — Ostern 1841: „Der alte Hotz ist gesund; nur hat er sehr lange Weile in seinem blinden Zustande; er klagt und räsoniert täglich über seine sel. Frau, daß sie ihn in Armut versetzt habe."

In solch eigentümlicher Umgebung entwickelte sich in dem Kinde — es sind die ersten Vorzeichen des werdenden Dichters — der Hang, aus lauter Phantasie zu lügen, d. h. ohne böse Absicht mehr oder minder harmlose Abenteuer und Geschichten zu erfinden, die dann oft zu kleinen Verwickelungen führten. Ebenso bildete sich bei dieser stark in sich gekehrten Natur, die keine harte Berührung von außen duldete, der Trieb zur Einsamkeit, zur Einsilbigkeit aus, später, als sich der gewaltsam aus der Bahn geworfene Schüler zur Unthätigkeit verurteilt sah, die Neigung zu einem mürrischen Schmollen wie Pankraz und zu trübseligem Grillenfang.

---

[1]) Knopfmachers am Rindermarkt, früher von der Familie Hotz an Kindesstatt angenommen.

Gute Kameradschaft verband Gottfried Keller lebenslang mit dem Kupferdrucker Eduard Münch, der einige Jahre in Zürich arbeitete, bei der Mutter an der Kost war, und den jungen Gottfried dann und wann aus der Glattfelder Sommerfrische abholte. Er ging 1835 nach Darmstadt, wo ihn Keller von Heidelberg aus besuchte; dann, im Frühjahre 1854, wanderte er, unzufrieden mit den Dingen der alten Welt, nach New-York aus und wurde Drucker bei der amerikanischen National-Banknotengesellschaft. Er blieb mit Keller bis zu dessen siebzigstem Geburtstag in brieflichem Verkehr. U. a. schrieb er ihm im Juli 1885 auf eine Sendung: „Deine Bücher habe ich gelesen, als: ‚Leute von Seldwyla‘, ‚Züricher Novellen‘, ‚Sinngedicht‘, ‚Der grüne Heinrich‘, auch die Gedichte schon einigemal. Obgleich ich, meiner schwachen Beurteilung nach, Stil und Art ausgezeichnet fand, schwimmt doch ‚Der grüne Heinrich‘ immer oben. Das Buch versetzt mich immer, wenn ich es lese, einundfünfzig Jahre zurück. Erst kommt die Schulgeschicht’, dann der berühmte Marder, Onkel, Tante, Lisette, Caton; zu Hause Frau Hotz und Herr Hotz, sogar Frau Lisabeth bei Deiner Konfirmation sind mir sehr gut im Gedächtnis (gemeint ist die Witwe, die dem festlichen Weihnachtsessen nach Heinrichs Konfirmation beiwohnte und nach Tisch ein Tänzchen aufführte; es war die sog. „Große Lisbeth“, die ab und zu bei der Mutter arbeitete); sogar den berüchtigten ‚Wurmlinger‘ (Ges. Werke 2, 340) glaube ich zu erkennen“. Münch kam als siebenzigjähriger munterer Knabe herüber aus New-York und verlebte bei seinen Freunden Gottfried und Regula vergnügliche Tage auf dem „Bürgli“.

Im Hause wohnte ferner seit 1832 eine Familie Marti

aus Wagenhausen im Thurgau. Er war Küfer, stammte von vermöglichen Eltern, hatte jedoch wider deren Willen eine arme brave Magd geheiratet, die bei Freihauptmann Ammann, dem Vater von Gottfrieds Patin, gedient hatte. In der Heimat des Mannes war es den Leutchen so schlecht ergangen, daß die junge Frau bei der überdieß herrschenden Teuerung sich sogar einmal genötigt sah, eine Katze zu kochen. Sie kehrten durch Vermittlung ihrer ehemaligen Brotherrin nach Zürich zurück und fanden bei Mutter Keller Unterkunft. Das Handwerk des Mannes brachte häufigen Durst mit sich. Er starb 1848 und Gottfried Keller hat dem guten Konrad Marti das Leichengeleite gegeben. Eines der beiden Mädchen, Bäbeli, war kurz nach seiner Geburt der Frau Keller als Pflegekind übergeben worden, indessen seine eigene Mutter einem kärglichen Verdienst nachging. Ueber zwanzig Jahre lang blieb es dort. Das kleine Bäbeli Marti lebt heute noch. Es hat seine Jugendfreundin, die Schwester des Dichters, in ihrer letzten Krankheit verpflegt, und ist mit seinem Strickzeug wochenlang am Sterbelager Gottfried Kellers gesessen, ihn durch seine kluge treue Art erheiternd und entschwundene Jugendtage ihm vergegenwärtigend. Die ganze Familie erscheint in einer späteren Seldwyler Geschichte, im „Verlorenen Lachen“. Frau Marti ist die Ursula und Bäbeli das Agathchen, bei welcher Frau Justine und Jukundus Meyenthal ihre Versöhnung feiern. Sie gehörten zu der Sekte der Neutäufer und was in jener Novelle erzählt ist, wie Ursula in schwerer Bedrängnis, Agathchen auf dem Arme, in der Waldeswildnis (am Albis) in die Brüdergemeinde aufgenommen wird, hat sich buchstäblich so zugetragen. Später zogen sie nach St. Anna und hatten dort allerlei

von einem bösen Weibe zu erdulden, das die Wohnung mit ihnen teilte. Es ist das „Ölweib“ im „Verlorenen Lachen,“ welches der Dichter mit einer einst vielgenannten Persönlichkeit kombinierte.

Ins mütterliche Haus kam weiter ein munterer durstiger Schreiner zu wohnen, namens Schaufelberger, in dessen Werkstätte mancher Unfug verübt wurde. Eine Hauptbelustigung bildete das Schießen mit Blasröhren auf nachbarliche Katzen, im Winter das Einfangen junger Spatzen. Sie färbten diese aufs bunteste, leimten ihnen seltsame Federbüschlein auf und ließen sie wieder unter die andern bestürzten Vögel fliegen. Wenn er einen Sarg fertig hatte, holte der Meister die Pechpfanne mit den Worten: „Die Leiche wird rinnen wollen“. Und wenn der junge Keller in späteren Jahren bisweilen unmutig in den blanken Hobelspänen lag und sich endlich eine feste Anstellung wünschte, dann richtete ihn der lustige Schreinersmann auf, lehnte ihn an die Wand und meinte, jetzt habe er eine Anstellung. Schaufelberger, welcher den heranwachsenden Jüngling in die vaterländische Politik einführte und den in der Fremde Abwesenden zuweilen mit einer seiner radikalen Zeitungen versorgte, gehörte zu der Gesellschaft der „Aufrechten“ und sollte im „Fähnlein“ unter diesem seinem Namen auftreten. Der Dichter bat jedoch Auerbach, in dessen Volkskalender jene Erzählung erschien, nachträglich, den schnurrigen Schreiner in Bürgi umzutaufen.

Im übrigen saßen lauter gute Nachbaren am Rindermarkte: im Hause zur „deutschen Schule am Bach“ der Lehrer Abraham Wirz, im „Gießfaß“ (jetzt eine Apotheke) die Familie Hegi, deren Sohn, der Maler Joh. Salomon,

jedoch erst in München, einer der nächsten Freunde Kellers wurde, in der „gelben Gilge" der Schwiegervater von Meister Nordorf, der Pastetenbäcker Schweizer. Der mütterlichen Wohnung gegenüber im „Judenhut" hauste der Bäcker Steinfels, wo das Kind öfters dankbarlich sein Stück „Wähe"[1]) in Empfang nahm, nebenan im „Palmbaum" wohnte die Jungfer „Gotte" Kleophea.

Von 1831—33 besuchte Gottfried Keller als der Sohn eines Ansaßen das sogenannte Landknabeninstitut auf der benachbarten Stüßihofstatt. Das war eine Anstalt, welche 1791 von einigen in und um die Stadt wohnenden Angehörigen der Landschaft aus eigenen Mitteln gegründet worden war, seitdem ihren Knaben — wie es in der Stiftungsurkunde heißt — der Zutritt zur Realschule wegen Platzmangels nicht mehr gestattet war und Väter von hoffnungsvollen Söhnen sich „kummerhaft und ängstlich" hören ließen, „daß sie nun beinahe nicht mehr wissen, wie sie ihren Kindern fernerhin den ihnen zu ihrer künftigen Bestimmung so nötigen weitern Unterricht in Sprachen und Wissenschaften" angedeihen lassen könnten. Dieser erstreckte sich auf deutsche, französische, auch italienische Sprache, Rechnen, Buchhaltung und Religion mit täglich vier Stunden, zwei freie Nachmittage ausgenommen. „Dafür bezahlt ein Knabe einen halben Neuthaler Monatslohn, ebensoviel Gutjahr- und Namenstag-Geschenk, nicht mehr und nicht weniger."

Früh trat die bestimmte Eigenart in Kellers Wesen hervor. Das war kein Knabe wie andere. Nichts Flüchtiges und

[1]) Rahmfladen.

nichts Gemachtes. Aus lauter Scham oder grillenhaftem Eigensinn, sich weich zu zeigen, bildete sich jetzt schon der Zug des Strengen, Herben, Verschlossenen, Wortkargen, Trotzigen aus, der später bis zur Rücksichtslosigkeit ging. Zugleich überließ sich der Junge dem Hange, vor allem mit sich selbst ins Reine zu kommen. Die Natur offenbarte ihm ihre Geheimnisse tiefer als anderen. Der gesunde Weltsinn, die Lust, im vollen Leben mitzuthun, ging darüber nicht verloren.

Ebenso frühzeitig äußerten sich kindliche Neigungen zur Kunst. Sie erschien dem halben Kinde — wie er selber sagt — als das Buntere und Lustigere. Auch seiner äußeren Erscheinung gab der kleine Bursche gern einen phantastischen Aufputz: auf dem spitzen Kopfe saß verwegen ein Barett; das grüne Röcklein mit übergeschlagenem, ungewöhnlich breiten Hemdenkragen, ein buntes, um den Hals geschlungenes Tuch verliehen ihm etwas Auffallendes, Jahrmarktburschenhaftes. Er fing damit an, den Maler mit dem Schauspieler und Dichter zu vereinigen. Wenige vertraute Freunde ließ er Anteil an seinen Künsten nehmen. Was an Nürnberger Kinderfarben aufzutreiben war, benutzte er zur Nachbildung von Morgen- und Abendrot und andern „gesprenkelten" Himmelserscheinungen. Es sind noch ein paar Blättchen aus einem von ihm verfertigten Bilderbuche da. Ein besonders komisches bildet den Schnepfenkönig ab: eine auf langen, mit Pumphosen bekleideten Beinen an einer Keule dahin stelzende Schnepfe, ein Krönlein auf dem Kopfe, Vatermörder, einen gelben Frack und roten Mantel tragend. Auf der Rückseite stehen die (selbstgemachten?) Verse: „Was schimmert dort mit Höllenglanz? Was blendet

meine Augen? Was raset dort in wildem Tanz den gelben Todesreigen? Horch! welch Getöse höret man? Der Schnepfenkönig naht heran." Andere Bildchen zeigen die Mörder des Meinrad, von Raben verfolgt, zwei vor einer Gartenlaube spazierende Fräulein, auf die ein Herrchen zuschreitet u. s. w.

Ein offenbar selbst zusammengekleistertes grünes Notizbüchlein in gleichem Futteral, überschrieben: „Meine Launen" 1833 enthält allerlei spaßhaftes Zeug, Verse wie: „In der Schlacht bei Austerlitz da gab es saure Rübenschnitz", polyglottische Übungen, oder die kurze Beschreibung einer in die Umgebung von Zürich unternommenen Streiferei.

Die schöne Stadt war damals noch mit Ringmauern, Schanzen und Türmen umgeben. Noch standen die malerischen Thore und sogen. Porten. Seit 1833 arbeitete man an ihrer Abtragung. Die eigentliche Stadt zählte damals noch nicht viel über 10 000 Einwohner. Seit 1835 befuhr das erste Dampfboot den See. Zehn Jahre später wurde der Bau der ersten Eisenbahn von Zürich nach Baden beschlossen.

Fleißig trieb sich das junge Volk auf den weitläufigen Bastionen, zur Sommerszeit am See, an der Sihl und auf der Wollishofer Almende herum, wo einmal im Jahre die Herren Kollegianten ihr Mörserschießen feierten und mit Bomben und langen Tonpfeifen hantierten. Oder man wanderte auf den Pfaden des Herrn Jaques aus den „Züricher Novellen" an den grünen Abhängen der Manegg und des Ütliberges.

Das größte Vergnügen gewährte jedoch allezeit das Theaterwesen in Form von Puppenspielen, wobei sogleich

der Trieb zum eigenen Hervorbringen sowohl der Texte als auch der Dekorationen erwachte. Da ihn in der Schule namentlich alles Sprachlich-Litterarische anzog, pflegte Gottfried Keller außerhalb derselben die dort angefertigten schriftlichen Aufsätze zu dramatisieren.

„Was die Schreiberei betrifft — sagt er in jener autobiographischen Skizze —, so trat ich, wo sie nötig oder ich durch irgend einen Umstand gereizt wurde, ohne Besinnen jeden Augenblick ein, als ob sich das von selbst verstünde, und lieferte bei jedem Anlaß den verlangten Stiefel. Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Scenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen ‚Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer‘. Hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und ein dahinter stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effekt gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuskriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Dekoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Höhleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Totengerippen ꝛc. Das Titelblatt lautet: ‚Kleine Dramen. I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater.‘

„Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels ‚Fernando und Bertha oder Geschwistertreue‘, in welchem ein Schildknappe Hugo

gleich ins Zeug geht, indem er auftritt und zu einem andern sagt: ‚Nun willkommen also noch einmal, alter Waffenbruder!‘ und eine längere Rede verständig also endet: ‚Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es thaten[1])!‘ Und schließlich erscheint noch ein Plan zu einer Tragödie ‚Elinzene‘. Der Plan besteht aber nur aus einem Personenverzeichnis, worunter ein ‚Osmann, Oberhaupt der Geistlichkeit, Mufti‘ und eine ‚Elinzene, seine einzige Tochter‘.

„Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Projekt ‚Herzog Bernhard von Weimar‘ in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgend einem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiele glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Scenariums nach Vorbild der Schillerschen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechselung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger böser Nachbarn am Schwanzende der Klasse eintrug.“

Die Aufführungen fanden entweder bei den Nachbarskindern Rordorf oder in dem hochgelegenen Stübchen des Direktors Gottfried Keller selbst, unter Mitwirkung der Brüder Rordorf, statt. Hintergründe, Kulissen, Figuren, alles wurde

---

[1]) Mit dem nicht minder verständigen Zusatze: „wobei nur so vorläufig zu bemerken ist, daß mein Herr Graf einen recht guten Markgräfler im Keller führt.“

selber gemalt. Noch bewahrt die Familie Nordorf einen stattlichen Vorrat dieser Dekorationen auf, so zum „Wilhelm Tell", „Freischütz", Graf von Flandern", „Mordnacht von Zürich", in denen der durch zerrissenes Gewölke hervorstechende Mond als Transparent stets das Haupteffektstück bildet. Beliebt waren die Hexenscenen aus „Macbeth" nach Schiller. Ebenso liegen die in der autobiographischen Skizze erwähnten Kellerschen Texte, alle von seiner Hand geschrieben, vor.

Das älteste dieser kindlichen Stücke ist „Der Hexenbund". Urbino, der Sohn des Grafen Ottokar von Hohenburg, ist in die Hände eines teuflischen Zauberers geraten. Eben soll er von den Hexen zur Hölle geschleppt werden, da stürzt sein Vater mit offenem Schwerte herbei und erlegt dieselben. Satans Reich ist zerstört, worauf dieser zum Schlusse klagend singt: „Die Höll' ist verloren, Das Unglück geboren; Zum Verderben erkoren Sind ich und mein Reich".

An Stelle der ehlichen Eifersucht tritt in dem stark nach Schillers Ballade zugerichteten „Fridolin" die Unterschlagung großer Summen und die Verratung des Grafen an den Kaiser. Robert und ein Kammerdiener übernehmen es gleichzeitig, Fridolin beim Herrn und der Herrin anzuschwärzen. Im vierten Akt erwarten die Schmiede am Schmelzofen ihr Opfer, wobei sich folgender Dialog entspinnt: „Erster Gesell: Heut bekommen wir einen Braten in unsern Ofen. Zweiter: Aber wir wollen dem Kerl zuerst noch die Kleider durchsuchen — — und wenn er etwa gute und schöne Kleider an hat, nehmen wir die auch; er kann im Hemde seinen Einzug in die Hölle halten! Erster: Ja, ja natür-

lich! Ich habe so ein paar Hosen nötig." Nachdem die Mordknechte Robert in den Ofen gestoßen, kommt Fridolin und spricht: „Habt Ihr gethan nach des Herrn Worten? Knechte: Dort seht Ihr's. Er bratet schon nach der Mode. Der Graf wird seine Diener loben." Robert fängt plötzlich im Ofen mit ächzender Stimme zu reden an: „Ja, Fridolin — ich verläumdete — dich — ich — ach — vergib mir — Fridolin!" Die Knechte: „Der Kerl ist ja noch lebendig!" Als er gestorben, begeben sich jene zum Schmause, nachdem der eine erst Roberts schönen roten Mantel und dessen Kastorhut angezogen hat. Die Handlung wird schließlich um den Zug bereichert, daß Fridolins verschollener Vater, der Graf von Falkenstein, entstellt durch das heiße Klima und dreijährige Sklaverei in Palästina, zu seiner Gattin und dem Sohne heimkehrt, worauf das Stück in Hinblick auf den geretteten Fridolin wirksam mit den Worten endet: „Hoch lebe die Unschuld und Tugend! Alle: Sie leben hoch!"

Ähnliche drollige Züge erscheinen auch in dem dreiaktigen Drama „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers." Dieser erhält auf dem Stein zu Baden die Nachricht von der Empörung der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden. Bevor er mit Heeresmacht gegen sie aufbricht, mahnt ihn Johann von Schwaben an das ihm vorenthaltene väterliche Erbe. „Albrecht: Beruhige dich ein wenig! Ich werde dir 100 schöne Pferdchen schenken. Mit diesen kannst du dich herumtummeln nach Herzenslust und deine Freude stillen. Was aber deine Länder betrifft, so sind sie bei mir gut aufgehoben. Johann (ungeduldig): Bei mir, als dem rechtmäßigen Eigentümer

am besten. Albrecht: Bst! Bst! Ich bin der Kaiser." Der Knabe des armen Weibes, auf dessen Holzbündel Albrecht nachher stirbt, vernimmt beim Anblick des glänzenden Trosses, daß der im Purpurmantel der Kaiser sei. „Der Knabe: Ach pfui! Dem bin ich schon nicht mehr hold, er hat uns ja alles weggenommen, sogar meine schönen Bilderbücher und hat sie den Kindern seiner Soldaten gegeben. Es ist schade für die schönen Kleider, die er hat." Um sich bei Albrecht, nachdem dieser in das Schiff der Verschworenen gestiegen, unverdächtig zu machen, tritt Eschenbach vertraulich zu ihm mit den Worten: „Wir haben heute sehr schönes Wetter", worauf der Kaiser entgegnet: „Es ist wahr, die Sonne scheint schön zu meinem Vorhaben, die drei Ländchen für ihren Frevel zu bestrafen". Nach der Ermordung Albrechts ruft der Knabe aus: „Wie dauert mich doch der arme Herr da! Weib: Das ist brav, mein Kind. Man muß seinem Feinde keinen Groll nachtragen, am wenigsten, wenn er gefallen ist." Prinz Leopold und die Mutter treten auf und sinken an der königlichen Leiche nieder. Dann macht der jugendliche Dramatiker ein kühnes Anleihen bei Schiller: er läßt die barmherzigen Brüder kommen und einen Mönch feierlich die Verse sprechen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an." Bei der Krönung des Luxemburgers erscheint unter Donner und Blitz der Geist Albrechts und ruft, nach dem Vorbilde von Hamlets Vater, dreimal seinen Hinterlassenen zu: „Rächet mich!" Gattin und Tochter schwören Rache, worauf der neue Herrscher begütigend spricht: „Doch nun wenden wir uns, edle Fürsten und Ritter, vom Krönungssaale zum Speisesaale, um uns beim frohen Mahle und beim perlenden Rheinweine zu erfreuen,

und auch Ihr, verehrteste Frau Elisabeth und Ihr, hohe Agnes, seid freundlich eingeladen. Alle: Es lebe Heinrich VII.!"

Gottfried Keller hielt übrigens später noch König Albrechts Tod für einen großen, fast antiken Stoff. Junge fröhliche, unter einander in Freundschaft verbundene Männer ermorden ihren Kaiser und sofort tritt das Verhängnis ein und keiner hat den andern je wieder gesehen. Den ersten richtigen Theaterzettel erblickte Keller an der „Schmiedstube" angeschlagen: „Die Schubkarrenpromenade oder das war ich"; die Aufführung fand durch eine Wandertruppe in Oberstraß statt. Kurz darauf genoß er das Glück, den „Freischütz" von der neuen Bühne des Stadttheaters herunter zu hören. Wenn er später von dieser Vorstellung sprach, unterließ er es nicht, eine der Arien zu singen, den Jägerchor oder die Hornbläser in seiner überwältigend komischen Weise nachzuahmen.

An Anregung wahrhaft künstlerischer Art gebrach es seiner Jugend nicht. Um dieselbe Zeit war in Zürich die erste stehende Bühne eingerichtet worden[1]). Eine aristokratische Gesellschaft von Liebhabern erwarb 1833 die ehemalige Barfüßerkirche zu diesem Zwecke, trotz dem Weherufe, den das Oberhaupt der reformierten Geistlichkeit erhob. Am 10. November 1834 wurde das neue, wenige Schritte von Gottfried Kellers Elternhaus entfernte Theater, welches nun seit vier Jahren in Schutt und Asche liegt, von einer geschulten Truppe bezogen und mit Mozarts „Zauberflöte" eröffnet.

[1]) Vgl. Reinhold Rüegg, Blätter zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Zürcher Stadttheaters (Zürich 1884).

Das Schauspiel des ersten Winters brachte Schillers Dramen, Goethes „Egmont", Lessings „Emilia", Kleists „Käthchen von Heilbronn", Calderons „Leben ein Traum", sonst aber die Stücke der Frau von Weißenthurn, diejenigen von F. W. Ziegler, Babo, Holtei, Raupach, Kotzebue, Nestroy, Carl u. s. w. Das Hauptereignis dieser ersten Saison war die Darstellung des vaterländischen Dramas „Hans Waldmann" von dem vorübergehend in Zürich weilenden Romandichter Karl Spindler. Das Repertoire des nächsten Jahres wies „König Lear", „Hamlet", „Wallenstein", „Faust", „Donna Diana" u. s. w. auf; der Winter 1836 sah Grillparzers „Sappho", Bauernfelds „Musikus von Augsburg", Raimunds „Alpenkönig" u. s. w. Von 1837—43 übernahm bekanntlich Frau Dr. Charlotte Birch-Pfeiffer die Direktion der Züricher Bühne und 1854 zeigte sich sogar Richard Wagner auf eine Zeit gelaunt, an die Spitze derselben zu treten, nachdem unter seiner Leitung der „Holländer" und der „Tannhäuser" aufgeführt worden waren.

Es bot sich wohl mitunter Gelegenheit, Darsteller von großem Ruf zu sehen: im Frühling 1835 trat Eßlair in elf Rollen in Zürich auf; das Jahr darnach erregte Seydelmann als Shylok, Franz Moor, Nathan und Mephisto große Bewunderung; 1836 erschien der genialische Wilhelm Kunst zum ersten Male. Charlotte Birch-Pfeiffer debütirte im folgenden Frühjahr als „Lady Macbeth", „Griseldis", „Sappho" und „Katharina II."; ihr folgten Constanze Dahn und die ausgezeichnete Sängerin Vial. Der Enthusiasmus für die letztere setzte auch Gottfried Kellers Feder in Bewegung. Im Sommer 1839 dirigierte Konradin Kreutzer persönlich das „Nachtlager", in welchem seine

Tochter als „Gabriele“ das Publikum entzückte, und in den nämlichen Tagen, da die Berufung von Dr. Strauß zu einer blutigen Katastrophe in Zürich führte, trat hier seine nachmalige Gattin, Agnes Schebest, als „Fidelio“ und „Julia“ auf.

Eine Ergötzlichkeit anderer Art brachte die eidgenössische Tagsatzung in Zürich, zu der die Abgeordneten der Kantone als Bundesversammlung allsommerlich zusammentraten, namentlich der feierliche Zug zum Großmünster am Eröffnungstage. Durch die aufgestellten Militärspaliere schritten der Großweibel mit der schweizerischen Fahne, die Tagsatzungsherren im schwarzen Frack, den Degen an der Seite, von den Kantonsweibeln in Standesfarbe und Dreimastern begleitet. Die Gesandten der fremden Mächte fuhren in Wagen nach. Einmal bei einer außerordentlichen Wintertagsatzung begab es sich, daß die jungen Politiker vom Rindermarkte, Keller und die Brüder Rordorf unter ihnen, die basellandschaftlichen Tagsatzungsherren, die gerade ihr Mißfallen erregt hatten, mit Schneeballen bewarfen.

Zu Ostern 1833 wurde Gottfried Keller der neu eröffneten kantonalen I n d u s t r i e s c h u l e übergeben, einer Bildungsanstalt für solche Jünglinge, die sich technischen Berufsarten, dem Gewerbe- und Handwerkerstande zu widmen beabsichtigten. Die untere Abteilung mit drei Klassen, in deren erste Keller eintrat, zählte bei der Eröffnung der Schule, die im ehemaligen Chorherrengebäude zum Großmünster untergebracht war, 95 Schüler. Alles, Ton und Umgebung, erschien ihm hier neu und ungewohnt. Er kam sich im Anfang unter den Söhnen aus dem selbstbewußten Bürgerstand oder gar unter den feinen Herrenkindern unsicher vor. An der In-

dustrieschule wirkte damals als Lehrer der Chemie der berühmte Löwig (gest. 1890 in Breslau), der lange Kellers Gönner blieb; sodann Ferdinand Keller, der nicht minder bekannte Züricher Antiquar und Pfahlbautenentdecker, welcher den von Gottfried zwar nicht besuchten Englischunterricht erteilte. Der jetzt noch lebende Dr. Julius Fröbel, kurz zuvor mit Empfehlungen Alexanders von Humboldt nach Zürich gekommen, war Lehrer der Geographie und Geschichte. Das von ihm diktierte Heft von den Ägyptern bis auf Alexander den Großen hat Gottfried Keller mit seinen übrigen Schulheften der Aufbewahrung wert erachtet. Am meisten fesselten ihn die Sprachen. Karl Wilhelm Hardmeyer (gest. 1857) gab Unterricht im Deutschen, ließ indes meistens Geschäftsaufsätze anfertigen; Herkules Daverio (gest. 1849) lehrte Italienisch, Johann Schultheß, verbi divini minister (gest. 1871), von dessen Unterricht sich Keller besonders angezogen fühlte, Französisch. Das Heft des Geoffroi Keller enthält größtenteils Übersetzungen historisch-biographischen Inhalts aus Fenelon, Voltaire, Segur, Daru, Guizot, Sismondi und Mignet. Bei Herrn Schultheß beschäftigte er sich eifrig damit, den Don Quixote, der schnell sein erklärtes Lieblingsbuch wurde, stückweise aus dem Französischen des Florian ins Deutsche zu übertragen. Die Arbeit, die ihm wie dem Lehrer Freude machte, wurde gewaltsam unterbrochen. Im „Grünen Heinrich“ stößt man auf beinahe sämtliche damaligen Lehrer des Dichters. Der stille, edle Mann, der ganz kurze Zeit bis zu seiner Erkrankung Pflanzenkunde dozierte, ist der 1833 verstorbene Dr. Rudolf Schultheß, und der geistliche Herr, welcher ihn ersetzte und die Schüler gleich mit Zoologie, vielmehr mit einem

„Heere wilder Bestien überfiel“, der Leutpriester am Großmünster: Prorektor Johann Ludwig Meyer (gest. 1852). Die Stelle des Gesanglehrers versah der Schwabe Espenmüller. Gottfried Keller trat in das Kadettenkorps der Schule ein und zwar — als Tambour. Eine köstliche Probe seiner Virtuosität auf der umgehängten Trommel hat er einst zu Anfang der achtziger Jahre an einer Sechseläutenfeier beim Abendtrunke der Konstaffler zum besten gegeben. Er sang dazu das Lied: „ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und schlug immer dröhnendere Wirbel, bis er plötzlich sein Instrument ärgerlich zu Boden warf.

Die Zeugnisse am Ende des ersten Schuljahrs lauten ganz günstig: nur erste und zweite Noten. Allerdings wird ihm nebst andern „angesinnet“, sich eines bescheidenern Tones gegen die Lehrer zu befleißen. Dieser letzte Plural ist wohl auf die Einzahl zu reduzieren und dürfte lediglich den genannten Prorektor Meyer betreffen, der Keller besonders aufsätzig war. Er hatte ihn einst nach der Hauptstadt Italiens gefragt. Ein übermütiger Mitschüler flüsterte dem mit der Antwort Zögernden: „Camera obscura“ ein. Gottfried platzte ganz harmlos mit diesem Namen heraus und galt seitdem in den Augen jenes Lehrers für einen verstockten Sünder, mit dem der kürzeste Prozeß zu machen sei.

Der Anlaß sollte sich bald finden. Nach den der folgenden Darstellung zu Grunde liegenden Akten der Aufsichtskommission herrschten seit Anfang des Jahres 1834 zwischen dem Rechnungslehrer und den Schülern der zweiten Klasse der unteren Industrieschule (Keller befand sich noch in der ersten Klasse) arge Mißhelligkeiten. Der im „Grünen Heinrich“ ohne Zweifel sprechend ähnlich beschriebene Lehrer

war Johann Heinrich Egli von Küßnach (gest. 1849), zugleich zweiter Sekretär des Erziehungsrates, ein guter ehrlicher Mann, aber für die Schule ungeschickt. Eine Zuschrift, welche von zwölf Vätern der Behörde eingereicht wurde, beschwert sich über Dunkelheit des von ihm gegebenen Unterrichts, über Parteilichkeit in Erteilung und Erlassung von Strafnoten, rohen Ton und thätliche Mißhandlungen. Auf fortgesetzte Klagen des Lehrers sah sich andrerseits der Konvent wiederholt genötigt, mit Strafen gegen einzelne Schüler einzuschreiten, vermehrte jedoch nur den Geist der Unbändigkeit und Widersetzlichkeit. Am 28. Februar teilte Egli der Aufsichtskommission mit, daß auch die erste Klasse rebellisch werde und er vollends in der dritten den Unterricht ganz habe einstellen müssen. Zu Ende Mai beschloß der Erziehungsrat, an den die Angelegenheit gelangte, es sei wünschenswert, Herrn Egli so schnell als möglich seiner Funktion als Lehrer zu entheben. Drei von sechs Stunden wurden ihm sofort abgenommen. Die Sitzung der Aufsichtskommission vom 30. Juni — Präsident derselben war der kaiserl. russische Hofrath J. C. Horner — wurde mit der Anzeige eröffnet, daß neuerdings bedeutende Unruhen in den Stunden des Herrn Egli vorgekommen seien. „Prorektor Meyer berichtet besonders über den Vorfall der stürmischen Abholung der Rechnungshefte im Hause jenes Lehrers. Herr Meyer äußert die Ansicht, es möchte der Gottfried Keller Anstifter dieser Geschichte sein, der ohnehin auf seine Mitschüler mächtigen Einfluß äußere und über sie hervorrage.“ Außerdem seien 23 Schüler, 3 aus der zweiten, 20 aus der dritten Klasse, dabei „impliziert“. Es werden zwei Briefe Eglis über dieses fatale Ereignis verlesen. Nach langer Be-

ratung erfolgt der Beschluß, eine schleunige Untersuchung über diesen Vorfall, besonders über die Schuldigsten, zu veranstalten, zu welchem Ende eine Kommission, bestehend aus den Herren Präsidenten Hofrat Horner, Prorektor Meyer und Johann Schultheß erwählt wird. Von der Dispensation des Herrn Egli von seinen Stunden wird Notiz genommen. Sitzung vom 9. Juli 1834: „Der Bericht der verordneten Kommission zur Untersuchung der Schuldigen bei dem Unfug im Hause des Herrn Egli wird verlesen und daraufhin nach gepflogener Beratung auf den motivierten Antrag des Herrn Prorektor Meyer, welcher (!) als Beilage zum Protokoll aufbewahrt werden soll (dieselbe ist heute verschwunden), beschlossen: Gottfried Keller ist aus der Schule gewiesen und dieses seiner Mutter von Seite der Aufsichtskommission anzuzeigen." Fünf andere, mit Namen genannte Schüler werden vor die Kommission gestellt und erhalten einen Strich: „unsittlich". Dieser letztere soll auch den übrigen Knaben erteilt werden.

Gottfried Keller erzählte später oft unmutig, er sei bei jenem kleinen Schülertumult eben im Begriff gewesen, heimzugehen, da hätten ihn die Kameraden mit sich gerissen. Da es Schüler der dritten Klasse waren, während er in einer niederern saß, mußte er sich nicht wenig geschmeichelt fühlen. Er schlug Bildung eines geordneten Zuges und Absingung eines Vaterlandsliedes vor, als man vor das Haus des unbeliebten, verabschiedeten Lehrers marschierte. Als angeblicher Rädelsführer der lärmenden Unbotmäßigkeit mußte er ganz allein büßen, während man die schuldigeren Herrensöhnchen schonte. Das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie ganz verwunden. Die gewaltsame Ab-

lenkung von der Bahn pflegte er als erste Ursache seines „verhunzten“ Bildungsganges zu bezeichnen, wobei er weidlich gegen eine Erziehungsanstalt loszog, die sich durch Wegschickung eines Schülers — sofern derselbe nicht gänzlich unbrauchbar sei — stets selbst das erste Armutszeugnis ausstelle. Seitdem war er völlig auf Selbstbildung angewiesen, die er von nun an mit einem heiligen Ernste betrieb, nicht ohne öfter „schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung“ zu sehen und den Verlust doppelt zu empfinden.

In jenen Julitagen 1834 fand eben ein eidgenössisches Ehr- und Freischießen in Zürich statt. An vaterländischen Festen behielt Keller — wie das ganze republikanische Geschlecht, dessen Jugend in die dreißiger Jahre gefallen ist — bis in sein Alter großes Gefallen und eifrigen Anteil und hat so manches mit einem kräftigen Liede geschmückt oder erzählend verherrlicht, wie im „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Draußen auf dem Festplatz in der „Aegerten“ suchte der relegierte Schüler mit der ihm angethanen Unbill, so gut es dem Knaben möglich war, unterzutauchen in das stürmisch erregte Bad vaterländischer Begeisterung, die damals bei Anlaß des Savoyerzuges einen leidenschaftlichen Charakter trug als Demonstration auf einen Notenhagel der auswärtigen Diplomatie gegen die Schweiz. Der Ton der Rede, womit das eidgenössische Banner in Empfang genommen wurde: noch jetzt sei es Sitte des Schweizerschützen, zwei Pfeile in seinem Köcher zu führen, einen, um seine Kunst zu zeigen und einen andern gegen fremde Anmaßung für die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, dieser Ton beherrschte das Fest und mochte in

der trotzig bewegten Brust des Knaben kräftigen Widerhall finden.

Schon seit einiger Zeit hatte Gottfried Kellers längst gehegte, durch die jährlichen Kunstausstellungen in Zürich genährte Neigung zur Malerei bestimmtere Gestalt angenommen. In diesen Tagen nun faßte er den festen Entschluß, Landschaftsmaler zu werden. Die ihm so vertraute Natur darzustellen, eine Landschaft, einen Wald, einen Baum, einen Fels, eine Quelle auf das Papier zu bringen, das schienen ihm die würdigsten Gegenstände für den Künstler zu sein. Um dieser ursprünglichen Natur näher zu kommen und sich über eine schwierige Lage hinwegzuhelfen, schüttelte das ausgejagte Schülerlein den Staub der Stadt von seinen Sohlen und zog mit seinen Malgerätschaften und hinlänglich mit Papier versehen hinaus nach Glattfelden, das seit einigen Jahren das geliebte Ziel des Ferienkindes war.

Im Nachlaße befindet sich ein Aufsatz aus der Feder des dreizehnjährigen Knaben, „Sommerferien 1832“ betitelt, der verheißungsvoll einige Umrisse des Kapitels Flucht zur Mutter Natur aus dem „Grünen Heinrich“ ahnen läßt. „Das Heimatsdorf — heißt es hier — lag in einem äußersten Winkel des Ländchens — —, in einem grünen Wiesenthale, welches von den Krümmungen eines leuchtenden kleinen Flusses durchzogen und von belaubten Bergen umgeben war.“ Heute fährt man auf der Eisenbahn in einer Stunde von Zürich nach Glattfelden, welches in der nordwestlichen Ecke des Kantons, etwa eine halbe Stunde vom Rhein entfernt an der nun eingedämmten Glatt in die schmale, gegen den Strom hin sich öffnende Thalmulde gebettet liegt. Der weiße Kirchturm schimmert thalauf

und -ab. Die Keller von Glattfelden waren wohl ursprünglich Beamte, welche dem Bischofe von Konstanz, der 1421 das Dorf zur selbständigen Kirchgemeinde erhob und bis zum Jahre 1805 den Zehnten und die Kollatur besaß, die Gefälle einzuziehen hatten.

Glattfelden war im sechszehnten Jahrhundert und später noch eine der einträglichsten Pfarreien des Kantons[1]). Hier hat 1599 der wackere Züricher Lexikograph Josua Maler sein Leben beschlossen. In dem schmucklosen Kirchlein befindet sich die Gedenktafel eines Junkers J. H. von Escher, maréchal de camp in französischen Diensten, 1781 bei seinem Vetter, dem Junker Pfarrer, gestorben. Vorher, um die Mitte des Jahrhunderts, war der Züricher Junker Diethelm von Meiß Geistlicher daselbst gewesen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat der schwäbische Musiker Konradin Kreutzer, der Komponist des „Nachtlagers von Granada", längere Zeit dort gelebt und nach neunjährigem Bräutigamsstande 1812 eine Bürgerin von Glattfelden, Anna Huber aus der „Gerwe", als erste Gattin heimgeführt.

Die Umgebung des Dorfes ist anmutig und im „Grünen Heinrich" getreu beschrieben. So findet man am jenseitigen Abhange des Laubberges gegen den Rhein hin heute noch in der Felswand jene Heidenstuben, wo der Sage nach die letzten Heiden der Gegend ihr Leben fristeten. Hochgewitter verursachten früher wiederholt großen Schaden, bis die Eindämmung der Glatt vorgenommen wurde. Am schönsten nehmen sich die Ufer des Rheins aus von der Einmündung

---

[1]) Vgl. Arnold Näf, Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden (Bülach 1863).

der Glatt hinauf gegen Eglisau und hinunter gegen Kaiserstuhl, sowie die unterhalb dieses Städtchens gelegenen aus Gottfried Kellers „Hadlaub“ bekannter gewordenen Schlößchen Weiß- und Schwarz-Wasserstelz. Das letztere, auf einem Inselfelsen des Rheins gelegen, ist seit 1875 abgebrochen. Weiß-Wasserstelz jedoch, das 1363 in den Besitz des Bischofs Heinrich von Konstanz gekommen war, steht noch. Die Glattfelder waren vordem berühmte Fischesser und verschmähen bis zur Stunde ihren auf den umliegenden Höhen gedeihenden derben Wein nicht. Eine Hauptlustbarkeit war früher der sog. Nasenfang bei Rheinsfelden, wo die Nasen, welche in dichten Scharen den Rhein heraufgeschwommen kamen und in die Glatt einlenken wollten, zu tausenden in hölzernen Gefäßen aufgeschöpft werden konnten.

Heute noch ist in diesem Dorfe der Geschlechtsname des Grünen Heinrich, Lee, sehr verbreitet, und wer, seinen Gottfried Keller im Herzen, durch die Gassen geht, wird seltsam berührt, wenn ihm auf einem Schilde unversehens ein Heinrich Lee entgegentritt. Die Lee stammen aus der Nähe von Eglisau und tragen den Namen nach ihrem Stammsitze Lee (Hügel bedeutend), an der Straße nach Rafz im sog. Eigen gelegen. Das Geschlecht erscheint schon im vierzehnten Jahrhundert. Ein Heinrich Lee war 1430 Chorherr zu Embrach; 1819 vergabte Heinrich Lee, Käsheiri, dem Kirchenfonde 100 Gulden; Gemeindeammänner dieses Namens erscheinen seitdem wiederholt in der Geschichte des Dorfes, und noch 1891 wurde vom Bezirksgerichte Bülach ein Heinrich Lee, zur Zeit angeblich in Amerika sich aufhaltend, aufgefordert, zu seiner Frau zurückzukehren und „das eheliche Leben mit ihr fortzusetzen“.

und -ab. Die Keller von Glattfelden waren wohl ursprünglich Beamte, welche dem Bischofe von Konstanz, der 1421 das Dorf zur selbständigen Kirchgemeinde erhob und bis zum Jahre 1805 den Zehnten und die Kollatur besaß, die Gefälle einzuziehen hatten.

Glattfelden war im sechszehnten Jahrhundert und später noch eine der einträglichsten Pfarreien des Kantons[1]). Hier hat 1599 der wackere Züricher Lexikograph Josua Maler sein Leben beschlossen. In dem schmucklosen Kirchlein befindet sich die Gedenktafel eines Junkers J. H. von Escher, maréchal de camp in französischen Diensten, 1781 bei seinem Vetter, dem Junker Pfarrer, gestorben. Vorher, um die Mitte des Jahrhunderts, war der Züricher Junker Diethelm von Meiß Geistlicher daselbst gewesen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat der schwäbische Musiker Konradin Kreutzer, der Komponist des „Nachtlagers von Granada", längere Zeit dort gelebt und nach neunjährigem Bräutigamsstande 1812 eine Bürgerin von Glattfelden, Anna Huber aus der „Gerwe", als erste Gattin heimgeführt.

Die Umgebung des Dorfes ist anmutig und im „Grünen Heinrich" getreu beschrieben. So findet man am jenseitigen Abhange des Laubberges gegen den Rhein hin heute noch in der Felswand jene Heidenstuben, wo der Sage nach die letzten Heiden der Gegend ihr Leben fristeten. Hochgewitter verursachten früher wiederholt großen Schaden, bis die Eindämmung der Glatt vorgenommen wurde. Am schönsten nehmen sich die Ufer des Rheins aus von der Einmündung

---

[1]) Vgl. Arnold Näf, Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden (Bülach 1863).

der Glatt hinauf gegen Eglisau und hinunter gegen Kaiserstuhl, sowie die unterhalb dieses Städtchens gelegenen aus Gottfried Kellers „Hadlaub“ bekannter gewordenen Schlößchen Weiß- und Schwarz-Wasserstelz. Das letztere, auf einem Inselfelsen des Rheins gelegen, ist seit 1875 abgebrochen. Weiß-Wasserstelz jedoch, das 1363 in den Besitz des Bischofs Heinrich von Konstanz gekommen war, steht noch. Die Glattfelder waren vordem berühmte Fischesser und verschmähen bis zur Stunde ihren auf den umliegenden Höhen gedeihenden derben Wein nicht. Eine Hauptlustbarkeit war früher der sog. Nasenfang bei Rheinsfelden, wo die Nasen, welche in dichten Scharen den Rhein heraufgeschwommen kamen und in die Glatt einlenken wollten, zu tausenden in hölzernen Gefäßen aufgeschöpft werden konnten.

Heute noch ist in diesem Dorfe der Geschlechtsname des Grünen Heinrich, Lee, sehr verbreitet, und wer, seinen Gottfried Keller im Herzen, durch die Gassen geht, wird seltsam berührt, wenn ihm auf einem Schilde unversehens ein Heinrich Lee entgegentritt. Die Lee stammen aus der Nähe von Eglisau und tragen den Namen nach ihrem Stammsitze Lee (Hügel bedeutend), an der Straße nach Rafz im sog. Eigen gelegen. Das Geschlecht erscheint schon im vierzehnten Jahrhundert. Ein Heinrich Lee war 1430 Chorherr zu Embrach; 1819 vergabte Heinrich Lee, Käsheiri, dem Kirchenfonde 100 Gulden; Gemeindeammänner dieses Namens erscheinen seitdem wiederholt in der Geschichte des Dorfes, und noch 1891 wurde vom Bezirksgerichte Bülach ein Heinrich Lee, zur Zeit angeblich in Amerika sich aufhaltend, aufgefordert, zu seiner Frau zurückzukehren und „das eheliche Leben mit ihr fortzusetzen“.

selber gemalt. Noch bewahrt die Familie Nordorf einen stattlichen Vorrat dieser Dekorationen auf, so zum „Wilhelm Tell", „Freischütz", Graf von Flandern", „Mordnacht von Zürich", in denen der durch zerrissenes Gewölke hervorstechende Mond als Transparent stets das Haupteffektstück bildet. Beliebt waren die Hexenscenen aus „Macbeth" nach Schiller. Ebenso liegen die in der autobiographischen Skizze erwähnten Kellerschen Texte, alle von seiner Hand geschrieben, vor.

Das älteste dieser kindlichen Stücke ist „Der Hexenbund". Urbino, der Sohn des Grafen Ottokar von Hohenburg, ist in die Hände eines teuflischen Zauberers geraten. Eben soll er von den Hexen zur Hölle geschleppt werden, da stürzt sein Vater mit offenem Schwerte herbei und erlegt dieselben. Satans Reich ist zerstört, worauf dieser zum Schlusse klagend singt: „Die Höll' ist verloren, Das Unglück geboren; Zum Verderben erkoren Sind ich und mein Reich".

An Stelle der ehlichen Eifersucht tritt in dem stark nach Schillers Ballade zugerichteten „Fridolin" die Unterschlagung großer Summen und die Verratung des Grafen an den Kaiser. Robert und ein Kammerdiener übernehmen es gleichzeitig, Fridolin beim Herrn und der Herrin anzuschwärzen. Im vierten Akt erwarten die Schmiede am Schmelzofen ihr Opfer, wobei sich folgender Dialog entspinnt: „Erster Gesell: Heut bekommen wir einen Braten in unsern Ofen. Zweiter: Aber wir wollen dem Kerl zuerst noch die Kleider durchsuchen — — und wenn er etwa gute und schöne Kleider an hat, nehmen wir die auch; er kann im Hemde seinen Einzug in die Hölle halten! Erster: Ja, ja natür-

lich! Ich habe so ein paar Hosen nötig." Nachdem die Mordknechte Robert in den Ofen gestoßen, kommt Fridolin und spricht: „Habt Ihr gethan nach des Herrn Worten? Knechte: Dort seht Ihr's. Er bratet schon nach der Mode. Der Graf wird seine Diener loben." Robert fängt plötzlich im Ofen mit ächzender Stimme zu reden an: „Ja, Fridolin — ich verläumbdete — dich — ich — ach — vergib mir — Fridolin!" Die Knechte: „Der Kerl ist ja noch lebendig!" Als er gestorben, begeben sich jene zum Schmause, nachdem der eine erst Roberts schönen roten Mantel und dessen Kastorhut angezogen hat. Die Handlung wird schließlich um den Zug bereichert, daß Fridolins verschollener Vater, der Graf von Falkenstein, entstellt durch das heiße Klima und dreijährige Sklaverei in Palästina, zu seiner Gattin und dem Sohne heimkehrt, worauf das Stück in Hinblick auf den geretteten Fridolin wirksam mit den Worten endet: „Hoch lebe die Unschuld und Tugend! Alle: Sie leben hoch!"

Ähnliche drollige Züge erscheinen auch in dem dreiaktigen Drama „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers." Dieser erhält auf dem Stein zu Baden die Nachricht von der Empörung der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden. Bevor er mit Heeresmacht gegen sie aufbricht, mahnt ihn Johann von Schwaben an das ihm vorenthaltene väterliche Erbe. „Albrecht: Beruhige dich ein wenig! Ich werde dir 100 schöne Pferdchen schenken. Mit diesen kannst du dich herumtummeln nach Herzenslust und deine Freude stillen. Was aber deine Länder betrifft, so sind sie bei mir gut aufgehoben. Johann (ungeduldig): Bei mir, als dem rechtmäßigen Eigentümer

am besten. Albrecht: Bst! Bst! Ich bin der Kaiser." Der Knabe des armen Weibes, auf dessen Holzbündel Albrecht nachher stirbt, vernimmt beim Anblick des glänzenden Trosses, daß der im Purpurmantel der Kaiser sei. „Der Knabe: Ach pfui! Dem bin ich schon nicht mehr hold, er hat uns ja alles weggenommen, sogar meine schönen Bilderbücher und hat sie den Kindern seiner Soldaten gegeben. Es ist schade für die schönen Kleider, die er hat." Um sich bei Albrecht, nachdem dieser in das Schiff der Verschworenen gestiegen, unverdächtig zu machen, tritt Eschenbach vertraulich zu ihm mit den Worten: „Wir haben heute sehr schönes Wetter", worauf der Kaiser entgegnet: „Es ist wahr, die Sonne scheint schön zu meinem Vorhaben, die drei Ländchen für ihren Frevel zu bestrafen". Nach der Ermordung Albrechts ruft der Knabe aus: „Wie dauert mich doch der arme Herr da! Weib: Das ist brav, mein Kind. Man muß seinem Feinde keinen Groll nachtragen, am wenigsten, wenn er gefallen ist." Prinz Leopold und die Mutter treten auf und sinken an der königlichen Leiche nieder. Dann macht der jugendliche Dramatiker ein kühnes Anleihen bei Schiller: er läßt die barmherzigen Brüder kommen und einen Mönch feierlich die Verse sprechen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an." Bei der Krönung des Luxemburgers erscheint unter Donner und Blitz der Geist Albrechts und ruft, nach dem Vorbilde von Hamlets Vater, dreimal seinen Hinterlassenen zu: „Rächet mich!" Gattin und Tochter schwören Rache, worauf der neue Herrscher begütigend spricht: „Doch nun wenden wir uns, edle Fürsten und Ritter, vom Krönungssaale zum Speisesaale, um uns beim frohen Mahle und beim perlenden Rheinweine zu erfreuen,

und auch Ihr, verehrteste Frau Elisabeth und Ihr, hohe Agnes, seid freundlich eingeladen. Alle: Es lebe Heinrich VII.!"

Gottfried Keller hielt übrigens später noch König Albrechts Tod für einen großen, fast antiken Stoff. Junge fröhliche, unter einander in Freundschaft verbundene Männer ermorden ihren Kaiser und sofort tritt das Verhängnis ein und keiner hat den andern je wieder gesehen. Den ersten richtigen Theaterzettel erblickte Keller an der „Schmiedstube" angeschlagen: „Die Schubkarrenpromenade oder das war ich"; die Aufführung fand durch eine Wandertruppe in Oberstraß statt. Kurz darauf genoß er das Glück, den „Freischütz" von der neuen Bühne des Stadttheaters herunter zu hören. Wenn er später von dieser Vorstellung sprach, unterließ er es nicht, eine der Arien zu singen, den Jägerchor oder die Hornbläser in seiner überwältigend komischen Weise nachzuahmen.

An Anregung wahrhaft künstlerischer Art gebrach es seiner Jugend nicht. Um dieselbe Zeit war in Zürich die erste stehende Bühne eingerichtet worden[1]). Eine aristokratische Gesellschaft von Liebhabern erwarb 1833 die ehemalige Barfüßerkirche zu diesem Zwecke, trotz dem Weherufe, den das Oberhaupt der reformierten Geistlichkeit erhob. Am 10. November 1834 wurde das neue, wenige Schritte von Gottfried Kellers Elternhaus entfernte Theater, welches nun seit vier Jahren in Schutt und Asche liegt, von einer geschulten Truppe bezogen und mit Mozarts „Zauberflöte" eröffnet.

---

[1]) Vgl. Reinhold Rüegg, Blätter zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Zürcher Stadttheaters (Zürich 1884).

Das Schauspiel des ersten Winters brachte Schillers Dramen, Goethes „Egmont", Lessings „Emilia", Kleists „Käthchen von Heilbronn", Calderons „Leben ein Traum", sonst aber die Stücke der Frau von Weißenthurn, diejenigen von F. W. Ziegler, Babo, Holtei, Raupach, Kotzebue, Nestroy, Carl u. s. w. Das Hauptereignis dieser ersten Saison war die Darstellung des vaterländischen Dramas „Hans Waldmann" von dem vorübergehend in Zürich weilenden Romandichter Karl Spindler. Das Repertoire des nächsten Jahres wies „König Lear", „Hamlet", „Wallenstein", „Faust", „Donna Diana" u. s. w. auf; der Winter 1836 sah Grillparzers „Sappho", Bauernfelds „Musikus von Augsburg", Raimunds „Alpenkönig" u. s. w. Von 1837—43 übernahm bekanntlich Frau Dr. Charlotte Birch-Pfeiffer die Direktion der Züricher Bühne und 1854 zeigte sich sogar Richard Wagner auf eine Zeit gelaunt, an die Spitze derselben zu treten, nachdem unter seiner Leitung der „Holländer" und der „Tannhäuser" aufgeführt worden waren.

Es bot sich wohl mitunter Gelegenheit, Darsteller von großem Ruf zu sehen: im Frühling 1835 trat Eßlair in elf Rollen in Zürich auf; das Jahr darnach erregte Seydelmann als Shylok, Franz Moor, Nathan und Mephisto große Bewunderung; 1836 erschien der genialische Wilhelm Kunst zum ersten Male. Charlotte Birch-Pfeiffer debütirte im folgenden Frühjahr als „Lady Macbeth", „Griseldis", „Sappho" und „Katharina II."; ihr folgten Constanze Dahn und die ausgezeichnete Sängerin Vial. Der Enthusiasmus für die letztere setzte auch Gottfried Kellers Feder in Bewegung. Im Sommer 1839 dirigierte Konradin Kreutzer persönlich das „Nachtlager", in welchem seine

Tochter als „Gabriele“ das Publikum entzückte, und in den nämlichen Tagen, da die Berufung von Dr. Strauß zu einer blutigen Katastrophe in Zürich führte, trat hier seine nachmalige Gattin, Agnes Schebest, als „Fidelio“ und „Julia“ auf.

Eine Ergötzlichkeit anderer Art brachte die eidgenössische Tagsatzung in Zürich, zu der die Abgeordneten der Kantone als Bundesversammlung allsommerlich zusammentraten, namentlich der feierliche Zug zum Großmünster am Eröffnungstage. Durch die aufgestellten Militärspaliere schritten der Großweibel mit der schweizerischen Fahne, die Tagsatzungsherren im schwarzen Frack, den Degen an der Seite, von den Kantonsweibeln in Standesfarbe und Dreimastern begleitet. Die Gesandten der fremden Mächte fuhren in Wagen nach. Einmal bei einer außerordentlichen Wintertagsatzung begab es sich, daß die jungen Politiker vom Rindermarkte, Keller und die Brüder Rordorf unter ihnen, die basellandschaftlichen Tagsatzungsherren, die gerade ihr Mißfallen erregt hatten, mit Schneeballen bewarfen.

Zu Ostern 1833 wurde Gottfried Keller der neu eröffneten kantonalen Industrieschule übergeben, einer Bildungsanstalt für solche Jünglinge, die sich technischen Berufsarten, dem Gewerbe- und Handwerkerstande zu widmen beabsichtigten. Die untere Abteilung mit drei Klassen, in deren erste Keller eintrat, zählte bei der Eröffnung der Schule, die im ehemaligen Chorherrengebäude zum Großmünster untergebracht war, 95 Schüler. Alles, Ton und Umgebung, erschien ihm hier neu und ungewohnt. Er kam sich im Anfang unter den Söhnen aus dem selbstbewußten Bürgerstand oder gar unter den feinen Herrenkindern unsicher vor. An der In-

dustrieschule wirkte damals als Lehrer der Chemie der berühmte Löwig (gest. 1890 in Breslau), der lange Kellers Gönner blieb; sodann Ferdinand Keller, der nicht minder bekannte Züricher Antiquar und Pfahlbautenentdecker, welcher den von Gottfried zwar nicht besuchten Englischunterricht erteilte. Der jetzt noch lebende Dr. Julius Fröbel, kurz zuvor mit Empfehlungen Alexanders von Humboldt nach Zürich gekommen, war Lehrer der Geographie und Geschichte. Das von ihm diktierte Heft von den Ägyptern bis auf Alexander den Großen hat Gottfried Keller mit seinen übrigen Schulheften der Aufbewahrung wert erachtet. Am meisten fesselten ihn die Sprachen. Karl Wilhelm Hardmeyer (gest. 1857) gab Unterricht im Deutschen, ließ indes meistens Geschäftsaufsätze anfertigen; Herkules Daverio (gest. 1849) lehrte Italienisch, Johann Schultheß, verbi divini minister (gest. 1871), von dessen Unterricht sich Keller besonders angezogen fühlte, Französisch. Das Heft des Geoffroi Keller enthält größtenteils Übersetzungen historisch-biographischen Inhalts aus Fenelon, Voltaire, Segur, Daru, Guizot, Sismondi und Mignet. Bei Herrn Schultheß beschäftigte er sich eifrig damit, den Don Quixote, der schnell sein erklärtes Lieblingsbuch wurde, stückweise aus dem Französischen des Florian ins Deutsche zu übertragen. Die Arbeit, die ihm wie dem Lehrer Freude machte, wurde gewaltsam unterbrochen. Im „Grünen Heinrich“ stößt man auf beinahe sämtliche damaligen Lehrer des Dichters. Der stille, edle Mann, der ganz kurze Zeit bis zu seiner Erkrankung Pflanzenkunde dozierte, ist der 1833 verstorbene Dr. Rudolf Schultheß, und der geistliche Herr, welcher ihn ersetzte und die Schüler gleich mit Zoologie, vielmehr mit einem

„Heere wilder Bestien überfiel", der Leutpriester am Großmünster: Prorektor Johann Ludwig Meyer (gest. 1852). Die Stelle des Gesanglehrers versah der Schwabe Espenmüller. Gottfried Keller trat in das Kadettenkorps der Schule ein und zwar — als Tambour. Eine köstliche Probe seiner Virtuosität auf der umgehängten Trommel hat er einst zu Anfang der achtziger Jahre an einer Sechseläutenfeier beim Abendtrunke der Konstaffler zum besten gegeben. Er sang dazu das Lied: „ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und schlug immer dröhnendere Wirbel, bis er plötzlich sein Instrument ärgerlich zu Boden warf.

Die Zeugnisse am Ende des ersten Schuljahrs lauten ganz günstig: nur erste und zweite Noten. Allerdings wird ihm nebst andern „angesinnet", sich eines bescheidenern Tones gegen die Lehrer zu befleißen. Dieser letzte Plural ist wohl auf die Einzahl zu reduzieren und dürfte lediglich den genannten Prorektor Meyer betreffen, der Keller besonders aufsätzig war. Er hatte ihn einst nach der Hauptstadt Italiens gefragt. Ein übermütiger Mitschüler flüsterte dem mit der Antwort Zögernden: „Camera obscura" ein. Gottfried platzte ganz harmlos mit diesem Namen heraus und galt seitdem in den Augen jenes Lehrers für einen verstockten Sünder, mit dem der kürzeste Prozeß zu machen sei.

Der Anlaß sollte sich bald finden. Nach den der folgenden Darstellung zu Grunde liegenden Akten der Aufsichtskommission herrschten seit Anfang des Jahres 1834 zwischen dem Rechnungslehrer und den Schülern der zweiten Klasse der unteren Industrieschule (Keller befand sich noch in der ersten Klasse) arge Mißhelligkeiten. Der im „Grünen Heinrich" ohne Zweifel sprechend ähnlich beschriebene Lehrer

war Johann Heinrich Egli von Küßnach (gest. 1849), zugleich zweiter Sekretär des Erziehungsrates, ein guter ehrlicher Mann, aber für die Schule ungeschickt. Eine Zuschrift, welche von zwölf Vätern der Behörde eingereicht wurde, beschwert sich über Dunkelheit des von ihm gegebenen Unterrichts, über Parteilichkeit in Erteilung und Erlassung von Strafnoten, rohen Ton und thätliche Mißhandlungen. Auf fortgesetzte Klagen des Lehrers sah sich andrerseits der Konvent wiederholt genötigt, mit Strafen gegen einzelne Schüler einzuschreiten, vermehrte jedoch nur den Geist der Unbändigkeit und Widersetzlichkeit. Am 28. Februar teilte Egli der Aufsichtskommission mit, daß auch die erste Klasse rebellisch werde und er vollends in der dritten den Unterricht ganz habe einstellen müssen. Zu Ende Mai beschloß der Erziehungsrat, an den die Angelegenheit gelangte, es sei wünschenswert, Herrn Egli so schnell als möglich seiner Funktion als Lehrer zu entheben. Drei von sechs Stunden wurden ihm sofort abgenommen. Die Sitzung der Aufsichtskommission vom 30. Juni — Präsident derselben war der kaiserl. russische Hofrath J. C. Horner — wurde mit der Anzeige eröffnet, daß neuerdings bedeutende Unruhen in den Stunden des Herrn Egli vorgekommen seien. „Prorektor Meyer berichtet besonders über den Vorfall der stürmischen Abholung der Rechnungshefte im Hause jenes Lehrers. Herr Meyer äußert die Ansicht, es möchte der **Gottfried Keller** Anstifter dieser Geschichte sein, der ohnehin auf seine **Mitschüler** mächtigen Einfluß äußere und über sie hervorrage.“ **Außerdem** seien 23 Schüler, 3 aus der zweiten, 20 aus der **dritten** Klasse, dabei „impliziert“. Es werden zwei Briefe **Eglis** über dieses fatale Ereignis verlesen. Nach langer **Be-**

ratung erfolgt der Beschluß, eine schleunige Untersuchung über diesen Vorfall, besonders über die Schuldigsten, zu veranstalten, zu welchem Ende eine Kommission, bestehend aus den Herren Präsidenten Hofrat Horner, Prorektor Meyer und Johann Schultheß erwählt wird. Von der Dispensation des Herrn Egli von seinen Stunden wird Notiz genommen. Sitzung vom 9. Juli 1834: „Der Bericht der verordneten Kommission zur Untersuchung der Schuldigen bei dem Unfug im Hause des Herrn Egli wird verlesen und daraufhin nach gepflogener Beratung auf den motivierten Antrag des Herrn Prorektor Meyer, welcher (!) als Beilage zum Protokoll aufbewahrt werden soll (dieselbe ist heute verschwunden), beschlossen: Gottfried Keller ist aus der Schule gewiesen und dieses seiner Mutter von Seite der Aufsichtskommission anzuzeigen.“ Fünf andere, mit Namen genannte Schüler werden vor die Kommission gestellt und erhalten einen Strich: „unsittlich“. Dieser letztere soll auch den übrigen Knaben erteilt werden.

Gottfried Keller erzählte später oft unmutig, er sei bei jenem kleinen Schülertumult eben im Begriff gewesen, heimzugehen, da hätten ihn die Kameraden mit sich gerissen. Da es Schüler der dritten Klasse waren, während er in einer niederern saß, mußte er sich nicht wenig geschmeichelt fühlen. Er schlug Bildung eines geordneten Zuges und Absingung eines Vaterlandsliedes vor, als man vor das Haus des unbeliebten, verabschiedeten Lehrers marschierte. Als angeblicher Rädelsführer der lärmenden Unbotmäßigkeit mußte er ganz allein büßen, während man die schuldigeren Herrensöhnchen schonte. Das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie ganz verwunden. Die gewaltsame Ab-

lenkung von der Bahn pflegte er als erste Ursache seines „verhunzten" Bildungsganges zu bezeichnen, wobei er weidlich gegen eine Erziehungsanstalt loszog, die sich durch Wegschickung eines Schülers — sofern derselbe nicht gänzlich unbrauchbar sei — stets selbst das erste Armutszeugnis ausstelle. Seitdem war er völlig auf Selbstbildung angewiesen, die er von nun an mit einem heiligen Ernste betrieb, nicht ohne öfter „schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung" zu sehen und den Verlust doppelt zu empfinden.

In jenen Julitagen 1834 fand eben ein eidgenössisches Ehr- und Freischießen in Zürich statt. An vaterländischen Festen behielt Keller — wie das ganze republikanische Geschlecht, dessen Jugend in die dreißiger Jahre gefallen ist — bis in sein Alter großes Gefallen und eifrigen Anteil und hat so manches mit einem kräftigen Liede geschmückt oder erzählend verherrlicht, wie im „Fähnlein der sieben Aufrechten". Draußen auf dem Festplatz in der „Aegerten" suchte der relegierte Schüler mit der ihm angethanen Unbill, so gut es dem Knaben möglich war, unterzutauchen in das stürmisch erregte Bad vaterländischer Begeisterung, die damals bei Anlaß des Savoyerzuges einen leidenschaftlichen Charakter trug als Demonstration auf einen Notenhagel der auswärtigen Diplomatie gegen die Schweiz. Der Ton der Rede, womit das eidgenössische Banner in Empfang genommen wurde: noch jetzt sei es Sitte des Schweizerschützen, zwei Pfeile in seinem Köcher zu führen, einen, um seine Kunst zu zeigen und einen andern gegen fremde Anmaßung für die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, dieser Ton beherrschte das Fest und mochte in

der trotzig bewegten Brust des Knaben kräftigen Widerhall finden.

Schon seit einiger Zeit hatte Gottfried Kellers längst gehegte, durch die jährlichen Kunstausstellungen in Zürich genährte Neigung zur Malerei bestimmtere Gestalt angenommen. In diesen Tagen nun faßte er den festen Entschluß, Landschaftsmaler zu werden. Die ihm so vertraute Natur darzustellen, eine Landschaft, einen Wald, einen Baum, einen Fels, eine Quelle auf das Papier zu bringen, das schienen ihm die würdigsten Gegenstände für den Künstler zu sein. Um dieser ursprünglichen Natur näher zu kommen und sich über eine schwierige Lage hinwegzuhelfen, schüttelte das ausgejagte Schülerlein den Staub der Stadt von seinen Sohlen und zog mit seinen Malgerätschaften und hinlänglich mit Papier versehen hinaus nach Glattfelden, das seit einigen Jahren das geliebte Ziel des Ferienkindes war.

Im Nachlaße befindet sich ein Aufsatz aus der Feder des dreizehnjährigen Knaben, „Sommerferien 1832" betitelt, der verheißungsvoll einige Umrisse des Kapitels Flucht zur Mutter Natur aus dem „Grünen Heinrich" ahnen läßt. „Das Heimatsdorf — heißt es hier — lag in einem äußersten Winkel des Ländchens — —, in einem grünen Wiesenthale, welches von den Krümmungen eines leuchtenden kleinen Flusses durchzogen und von belaubten Bergen umgeben war." Heute fährt man auf der Eisenbahn in einer Stunde von Zürich nach Glattfelden, welches in der nordwestlichen Ecke des Kantons, etwa eine halbe Stunde vom Rhein entfernt an der nun eingedämmten Glatt in die schmale, gegen den Strom hin sich öffnende Thalmulde gebettet liegt. Der weiße Kirchturm schimmert thalauf

und -ab. Die Keller von Glattfelden waren wohl ursprünglich Beamte, welche dem Bischofe von Konstanz, der 1421 das Dorf zur selbständigen Kirchgemeinde erhob und bis zum Jahre 1805 den Zehnten und die Kollatur besaß, die Gefälle einzuziehen hatten.

Glattfelden war im sechszehnten Jahrhundert und später noch eine der einträglichsten Pfarreien des Kantons[1]). Hier hat 1599 der wackere Züricher Lexikograph Josua Maler sein Leben beschlossen. In dem schmucklosen Kirchlein befindet sich die Gedenktafel eines Junkers J. H. von Escher, maréchal de camp in französischen Diensten, 1781 bei seinem Vetter, dem Junker Pfarrer, gestorben. Vorher, um die Mitte des Jahrhunderts, war der Züricher Junker Diethelm von Meiß Geistlicher daselbst gewesen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat der schwäbische Musiker Konradin Kreutzer, der Komponist des „Nachtlagers von Granada", längere Zeit dort gelebt und nach neunjährigem Bräutigamsstande 1812 eine Bürgerin von Glattfelden, Anna Huber aus der „Gerwe", als erste Gattin heimgeführt.

Die Umgebung des Dorfes ist anmutig und im „Grünen Heinrich" getreu beschrieben. So findet man am jenseitigen Abhange des Laubberges gegen den Rhein hin heute noch in der Felswand jene Heidenstuben, wo der Sage nach die letzten Heiden der Gegend ihr Leben fristeten. Hochgewitter verursachten früher wiederholt großen Schaden, bis die Eindämmung der Glatt vorgenommen wurde. Am schönsten nehmen sich die Ufer des Rheins aus von der Einmündung

---

[1]) Vgl. Arnold Näf, Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden (Bülach 1863).

der Glatt hinauf gegen Eglisau und hinunter gegen Kaiserstuhl, sowie die unterhalb dieses Städtchens gelegenen aus Gottfried Kellers „Hadlaub“ bekannter gewordenen Schlößchen Weiß- und Schwarz-Wasserstelz. Das letztere, auf einem Inselfelsen des Rheins gelegen, ist seit 1875 abgebrochen. Weiß-Wasserstelz jedoch, das 1363 in den Besitz des Bischofs Heinrich von Konstanz gekommen war, steht noch. Die Glattfelder waren vordem berühmte Fischesser und verschmähen bis zur Stunde ihren auf den umliegenden Höhen gedeihenden derben Wein nicht. Eine Hauptlustbarkeit war früher der sog. Nasenfang bei Rheinsfelden, wo die Nasen, welche in dichten Scharen den Rhein heraufgeschwommen kamen und in die Glatt einlenken wollten, zu tausenden in hölzernen Gefäßen aufgeschöpft werden konnten.

Heute noch ist in diesem Dorfe der Geschlechtsname des Grünen Heinrich, Lee, sehr verbreitet, und wer, seinen Gottfried Keller im Herzen, durch die Gassen geht, wird seltsam berührt, wenn ihm auf einem Schilde unversehens ein Heinrich Lee entgegentritt. Die Lee stammen aus der Nähe von Eglisau und tragen den Namen nach ihrem Stammsitze Lee (Hügel bedeutend), an der Straße nach Rafz im sog. Eigen gelegen. Das Geschlecht erscheint schon im vierzehnten Jahrhundert. Ein Heinrich Lee war 1430 Chorherr zu Embrach; 1819 vergabte Heinrich Lee, Käsheiri, dem Kirchenfonde 100 Gulden; Gemeindeammänner dieses Namens erscheinen seitdem wiederholt in der Geschichte des Dorfes, und noch 1891 wurde vom Bezirksgerichte Bülach ein Heinrich Lee, zur Zeit angeblich in Amerika sich aufhaltend, aufgefordert, zu seiner Frau zurückzukehren und „das eheliche Leben mit ihr fortzusetzen“.

Dicht unter der Kirche am Mühlebach wohnte Gottfried Kellers Oheim mütterlicherseits, der Arzt J. Heinrich Scheuchzer (1786—1856), und die treffliche Muhme Frau Regula, geb. Frey, das Urbild der „Frau Regel Amrain“. Eine fröhliche Kinderschar, vier Söhne und zwei Töchter, darunter eine Lisette und Caton, denen gegenüber der junge Stadtvetter den Weiberfeind zu spielen liebte, belebten das gastliche Haus, von dessen ehemaliger Herrlichkeit heute nur noch eine alte Rokokobuchshecke stummer Zeuge ist. Die ganze Umgebung desselben ist verändert. Nur der Bach rauscht noch dicht unter den Fenstern. Die benachbarte alte Mühle jedoch hat ihr Klappern eingestellt und an dem schnurgeraden Kanale stehen heute Fabriken.

Hier war der Boden, auf dem das wunderbare Jugendidyll im „Grünen Heinrich“ sich entwickelt.

Der Oheim Doktor war ein eifriger Jäger, der zuweilen einen Hasenbraten in die Stadt auf den Tisch seiner Schwester lieferte und regelmäßig einmal des Jahres selbst erschien, wenn er dem Kongreß der Ärzte beiwohnte. Eine ganze Meute von Jagdhunden, ein zahmes Reh, der Marder „Hänsi“, eine prachtvolle graue Katze, lauter Bekannte aus dem Romane, bevölkerten seinen Hof. Neben dem ärztlichen Beruf betrieb er Landwirtschaft. Der muntere Vetter aus der Stadt war ein allezeit willkommener Gast, bei dem jungen Volke höchlich beliebt, da ihm der Spaß nie ausging. Mit den Mädchen führte er tapfer seinen Krieg, der bereits auf den nachmaligen Junggesellen hindeutet. Manchmal aber ließ er sich von ihnen als Maler und Hausdichter gebrauchen. In dem Dorfe lebten ferner Gottfrieds Großmutter väterlicherseits, Elisabeth Amberg, in

zweiter Ehe mit einem Küfer Denzler verheiratet. Von übrigen Verwandten sind eine Schwester seines Vaters, Regina, verehlichte Hartmann Meyer, ein Vetter Manz, eine Base Verena Meyer, Tochter der Regina, im sog. „Steini" zu nennen, bei der es alle vierzehn Tage einmal herrlich nach frischem Brote duftete, und auf den Treppenstufen wohlschmeckende Rahmkuchen zum Verkühlen standen. Auch das Urbild des alten Schulmeisters, Keller mit Namen, fand er hier, nicht minder dasjenige des philosophierenden, kirchenfeindlichen Schulmeisterleins, das gewöhnlich mit den jungen Frauensleuten des Scheuchzerschen Hauses im Hader lag und doch an einer hangen geblieben ist: Johann Rudolf Spillmann, der nachmalige Fürsprecher. Die Gestalt der holden Anna tritt erst später auf den Schauplatz des Idylls. Aber sie hat wirklich gelebt, während Judith lediglich als Kontrastfigur vom Dichter erfunden ist. Judith hieß allerdings eine Glattfelder Base, die nach Amerika auswanderte.

Den Briefen der besorgten Mutter, die sich inzwischen über die Berufswahl des Sohnes, vor die sie sich plötzlich gestellt sah, abhärmte, ist manches über den Ferienaufenthalt von 1834 zu entnehmen. Ihre Stimmung war in dieser Zeit nicht selten etwas gereizt und äußert sich daher derber, als sonst. „Aus Deinem Brief — schreibt sie Gottfried anfangs August 1834 — merke ich wohl, daß es Dir in Glattfelden gut gefällt; und daß Du sehr flott Dich befindest, beweist mir der Inhalt des Briefes. Schon der Anfang, der Titel: „Guten Tag"! An wen? Ist es an mich, so darfst Du, hoffe wohl, den Mutternamen nennen." Dann erzählt sie von ihren vergeblichen Gängen zu allerlei Beratern. „Bei Junker Meiß bin ich freilich gewesen, aber wie er mir

früher gesagt, die Malerei sei nichts. Kupferstecher wäre ja besser. Er wies mich an einen sehr ordentlichen und geschickten Mann, mit welchem Herr Münch reden will. Allein, wie man sagt, soll diese Kunst sehr kostbillig sein und sich bis auf 1000 Gulden belaufen, bis einer als ein geschickter Künstler agieren kann; weil nicht bloß die Lehr=, sondern auch die Fremdezeit muß bezahlt werden, und wenn's so wäre, so weißt Du wohl, daß unsere Finanzen nicht hinreichend sind. — Indes wird man bald zu etwas schreiten müssen, da die Zeit einmal vorhanden ist." Selten unterläßt sie eine Warnung, Kleider und Schuhe zu schonen. „Kamelen wird Dir lieber sein," (als arbeiten), bemerkt sie einst, „allein verkamele nur Deine Hosen nicht," unter welche Ermahnung Gottfried gutmütig ein Kamel zeichnete. Gegen seine Art scheint er in seinen Ferienberichten etwas renommiert zu haben, wofür ihm die Mutter wiederum den Text liest. So schreibt sie am 8. August: — — „In Deinem Schreiben machst Du mir sehr große Aufschnitte von Spaziergängen und Ritten. Ich rate Dir, zum Reiten Dein Steckenpferd zu nehmen, welches weder Haber noch Heu frißt. . . Daß es an der „Pflegelhenken" [1]) lustig mag zugegangen sein, dies glaube ich schon. Beiliegend erhältst du ein Böckli [2]) von mir, damit kannst Du Haus halten und nicht mehr viel badisches Bier trinken. . . . Wie es mit der Kunstausstellung steht, kann ich

[1]) Unter „Flegelhenke" verstand man ein kleines häusliches Fest, das früher, nachdem der Landwirt ausgedroschen hatte und die Dreschflegel somit wieder aufgehängt werden konnten, in Form eines reichlicheren Nachtessens und =Trunkes begangen wurde. Das entsprechende Erntefest war die „Sichelhenke."

[2]) Ein Züricher Bock = 10 Schillinge = 60 Rappen. 4 Böcke gaben einen Gulden.

Dir heute nicht sagen; Herr Münch kommt vor 12 Uhr nicht heim und dann ist dieser Brief schon beim Boten. Sollst Du dieselbe auch dies Mal nicht zu sehen bekommen, so wird der Fehler auch nicht groß sein... Von der Aarauer Reise habe nie keine Notiz erhalten und von der Hauptsache, eines Meisters für Dich, weiß ich leider noch nichts. Es macht mir genug Kummer, angst und bang, bis Du eine Versorgung hast. Der wichtige Zeitpunkt ist mir allzu schnell erschienen, von welchem Dein ganzes zukünftiges Glück oder Unglück abhängt. Willst auf Deiner Malerei bleiben, so findt sich in ganz Zürich ein einziger — wo man sagen kann — geschickter Maler und dies ist der Wezel[1]), welcher aber keinen Lehrjung' annimmt: die andern sind Koloristen. Wenn Du nun dies willst, so ist die Sache bald in Ordnung. Der geschickte Kupferstecher in Oberstraß, von dem Herr Münch gesagt, verreist auch wieder fort und ohne den Lumpen Eßlinger[2]), sind die andern Pfuscher! Was ist nun zu machen? Entweder auch ein Pfuscher werden oder Dein Köpfchen brechen und einen andren Beruf wählen."

Von Gottfried Keller selbst haben sich nur zwei unbedeutende Briefchen aus dieser Zeit erhalten. Beide sind an die Mutter gerichtet. Das eine lautet:

1. An die Mutter.

Glattfelden den 28. VIII. 1834.

L. M. Ich muß Dich noch ein Mal ersuchen, mir doch bemeldte Sachen zu überschicken, sonderlich das Schrot und die Hosen. Zu dem Filz könntest Du ja den Hut des alten

[1]) Der Aquarellist Jakob Wetzel starb kurz darauf 1834.

[2]) Martin Eßlinger, Kupferstecher.

Zimmermannes (eines früheren Mieters, der seinen „Schlosser" zurückgelassen hatte) nehmen; wenn er auch wieder käme, was sehr unwahrscheinlich ist, so wäre wegen des alten Feuerkübels bald mit ihm abgemacht. — — Ich werde mit Herrn Onkel diese Woche noch die Zurzacher Messe besuchen. Überschicke mir auch wieder das grüne Tuch, damit ich bei der Heimreise meinen alten Rock wieder hinein packen kann!

Meinen Gruß an alle.

G. K.

Die Meliharten Familie ist schon eine Woche in ihrem neuen Palaste. Ich habe denselben von zwei Seiten aufgenommen und ihn meinem Herrn Mehli Hartmann verehrt, welcher die Zeichnungen sogleich an die Wand des neuen Hauses anklebte[1]). In Eile."

Das Briefchen ist künstlich zusammengefaltet und an Stelle des Siegels mit der Feder ein Anker, das Zeichen der Hoffnung, angebracht, gerade wie dies der Grüne Heinrich thut. Auch das „née Scheuchzer" nach dem Vor- und Geschlechtsnamen der Mutter pflegt auf den späteren Briefadressen nie zu fehlen.

Im September erfolgte die Heimkehr nach Zürich. Die künstlerische Ausbeute, die er nach Hause brachte, war wohl nicht allzugroß, obwohl in Glattfelden eifrig nach der Natur gezeichnet und gemalt wurde. In den regelrechten Gang einer entsprechenden Ausbildung hatte der Knabe natürlich keine Einsicht. Auch war niemand zur Hand, der ihm verständig riet, geschweige denn jemand, der ihn auf den

[1]) Gemeint ist die Familie Hartmann Meyer, deren Nachkommen heute noch im Besitze der angedeuteten Zeichnung sind.

richtigen Weg der Kunst geführt hätte. Der Aquarellist Jakob Wetzel starb um diese Zeit, und so war die Mutter gänzlich ratlos. Noch in demselben Herbste that sie ihn zu einem sogenannten Kunstmaler, dem „Habersaat" des Jugendromans, in die Lehre. Der wirkliche Name des heute Verschollenen hat sich in alten Briefen gefunden. Er hieß Steiger. Nach dem Züricher Verzeichnis der Ansaßen wohnte noch 1838 der „Kunstmaler" Peter Steiger (geb. 1804) aus Altstätten (St. Gallen) mit seiner Frau, einer Baslerin (der „zungenfertigen Dame") und seiner Tochter am Predigerkirchhofe.

Über diese Zeit ist wenig bekannt. Keller mochte später nicht gern davon reden. Im neuen „Grünen Heinrich" führen die Kapitel, die von der Lehre bei Meister Habersaat handeln, die Überschrift: „Schwindelhaber". Dieser scheint damals in der That üppig ins Kraut geschossen zu sein. Der ungeschickte Mann, der neben seiner Werkstätte einen Laden hielt, in welchem namentlich lithographierte und kolorierte Schweizerlandschaften käuflich waren, ließ ihn landschaftliche Vorlagen nach beliebiger Auswahl kopieren und brachte ihm eine total verkehrte Technik, eine gewisse freche Manier bei, mit der Keller ohne Bedenken Blätter von Claude Lorrain und Salvator Rosa nachtuschte. Es war für den angehenden Maler von vorneherein ein Verhängnis, daß er nie die Elemente seiner Kunst gelernt hat und ohne verständigen Unterricht meist sich selbst überlassen blieb, wobei ihn, bevor er etwas Gründliches eingeübt hatte, ein großes natürliches Talent dazu verleitete, der Erfindungslust voreilig die Zügel schießen zu lassen. Denn alsogleich verfiel er auf die Komposition, wo möglich heroischer Landschaften großen

Stils. Nicht minder stark bildete sich der Hang zum Grotesken und Barocken aus: am liebsten zeichnete er abenteuerliche Weidenstöcke, ungeheuerliche Felsen, menschliche Mißgestalten, krasse Räuberscenen. Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geblieben. Nach und nach wurde er des Steigerschen Unterrichts, der durch einige Blatt- und Baumstudien in Tusch- und Kreidemanier, sowie mehrere aquarellierte Vordergrundstudien belegt ist, überdrüssig, blieb ganz aus und schlug in der mit einem Totenschädel und einer Flöte ausstaffierten Dachkammer sein Atelier auf eigene Faust auf. Salomon Geßners Brief über die Landschaftsmalerei wurde auf eine Weile sein Evangelium. Alles das, was seinem malenden und dichtenden Vorfahren zugestoßen war, bedrängte auch ihn. Zeichnete er nach der Natur, so sah er sich in hundert störende Kleinigkeiten verwickelt; kopierte er nach älteren Künstlern, empfand er seine eigene Schwäche als doppelte Demütigung. Zweierlei ließ er sich von Geßner gesagt sein: nicht bloß auf Spaziergängen, sondern auch zu Hause zu beobachten und dann viel in Dichtern zu lesen, da die Poesie die wahre Schwester der Malerkunst sei.

Zu Weihnachten 1835 wurde er in der Predigerkirche konfirmiert. Dort besaß die Familie zwei „Kirchenörter", welche mit dem Kaufe des Hauses seiner Zeit übernommen worden waren. Den seit Jahren herrenlosen Kirchenstuhl des Vaters mochte er beim Empfang des Abendmahls zum ersten Mal einnehmen, wobei sich leicht eine Scene, wie die im „Grünen Heinrich" dargestellte, zutragen konnte. Gottfried Kellers Konfirmationszettel trägt den Bibelspruch: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze". Wie es zu ge-

schehen pflegt, wenn der Geistliche bei diesem Akte bloß auf Zerknirschung der jungen Christen abzielt, fühlte sich der ernste Jüngling, der sich redlicher als hundert andere mit seinen Glaubensmühen zurecht zu setzen trachtete, bei dem feierlichen Vorgange nicht zum frömmsten aufgelegt. Die Sünden- und Bluttheologie war ihm seitdem zuwider, nicht minder alles dogmatische Kirchentum. Sein Verhältnis zu Gott und Unsterblichkeit bildet ein Hauptthema im „Grünen Heinrich" und wird die stehende Frage, die seine Freunde immer wieder an ihn richten. Mit dem, was dort bei Gelegenheit der Konfirmation erzählt ist, stimmt ein ungedrucktes, allerdings in einer radikalen Epoche, im Herbst 1844 entstandenes Gedicht, worin geschildert wird, wie er, mit den übrigen Konfirmanden vom Geistlichen vor der Darreichung des Abendmahls aufgefordert, allfällige Zweifel demselben vertrauensvoll zu eröffnen, sich beim Zunachten vor das Pfarrhaus schleicht, kühn entschlossen, die letzte und entscheidungsvolle Frage zu thun; wie er jedoch, als er den geistlichen Herrn mit der ganzen Breitseite im Fenster liegen sieht, sich schleunigst aus dem Staube macht. Nach mehr als vier Jahrzehnten, am 23. August 1879 bei dem Leichenbegängnis des Malers Ludwig Vogel, betrat Keller zum ersten Male seit der Jugendzeit die alte Predigerkirche wieder. Beim Anblicke der unveränderten Holzbänke, auf denen er die Kinderlehre und vom Sigrist manche Ohrfeige erhalten, namentlich aber, wie er den Platz schaute, wo sein Mütterlein zu sitzen pflegte, hätte er laut heulen mögen, äußerte er nachher.

Folgenreich für den unberatenen Malschüler wurde der Sommer 1837. Um diese Zeit lernte er einen wirklichen

Meister kennen: Rudolf Meyer von Regensdorf, den „Römer“ des „Grünen Heinrich“, einen famosen Zeichner und Aquarellisten, über dessen Leben heute nicht mehr viel in Erfahrung zu bringen ist. Geboren am 4. September 1803 zu Regensdorf in der Nähe von Zürich, fing er nach damaliger Übung als Kolorist bei Wetzel an und zog dann zu Lory nach Bern. Nachdem er im Zeichnen und Malen etwelche Übung erlangt hatte, begab er sich nach Paris, Rom und Neapel, wo er einige gute, oft wiederholte Bilder schuf. Die schönen Römerinnen wurden ihm gefährlich. Irgend eine flüchtige Beziehung zu einer römischen Principessa hob ihn aus dem Gleichgewicht, so daß er schon seit 1833 vorübergehende Spuren von Irrsinn zeigte, heimgeholt und in verschiedenen Heilanstalten der französischen und deutschen Schweiz untergebracht werden mußte. Vornehmlich bildete er sich ein, mit fürstlichen Häusern in Verwandtschaft zu stehen, ja sogar der Abkömmling hoher Ahnen zu sein. Eine zufällige Begegnung mit dem Prinzen Louis Napoleon, der sich während seines Aufenthalts in der Schweiz öfter in Zürich sehen ließ, verrückte ihm den Kopf vollends. Seither wähnte er als Napoleonide sich von Louis Philipp verfolgt. Als die Königin von Neapel einst im „Schwert“ logierte, ging Rudolf Meyer mit seinem Schüler unter geheimnisvollen Andeutungen vor den Gasthof, stieg — wie er diesem vorgab — zu einer wichtigen Unterredung mit ihr die Treppe hinauf und ließ den verdutzten Gottfried lange unten warten. Dieser merkte jedoch an dem Duft, den sein Lehrer zurückbrachte, wohl, wo er gewesen war. 1843 finden sich die Spuren des Unglücklichen im Irrenhause in Lausanne und im alten Spital zu Zürich. Dann taucht er wieder im

Berner Oberland auf. Später kolorierte er für die Bleulersche Kunsthandlung am Rheinfalle Schweizerlandschaften, welche er stets ängstlich versteckte, wenn jemand in seine Nähe kam. 1848 ist der Unglückliche wieder im Spital in Zürich. Einige feine Aquarelle aus dieser Epoche tragen die Unterschrift: „Zürich, Spitalgesellschaft; Rudolf Meyer, Landschaftsmaler und Historiker.“ Schließlich malte er mit Vorliebe Schnecken, die über frisch beregnete Straßen ihre schleimige Bahn zogen oder über wundervoll gemalte Früchte krochen. Er starb vergessen im Züricher Spital am 9. September 1857.

Von seiner Künstlerhabe sind einige vierzig Blätter gerettet worden, meistens mit Bleistift reizend gezeichnete Schweizerlandschaften, Motive aus der Montblanckette, den Berner Alpen, von den Ufern des Genfer-, Thuner- und Brienzersees. Alle diese Blätter wurden im Irrenhause nach einem verschollenen Skizzenbuch ausgeführt. Das älteste zeigt in seiner obern Hälfte zwei eben aufgebrochene Rosenknospen, mit der feinsten Zartheit gemalt, unten acht nackte Nymphen, die einen Ringeltanz ausführen. Die allerliebsten, nicht mehr als einen halben Zoll großen Figürchen, jedes ein Blumenkrönlein im Haare tragend, sind von unvergleichlicher Anmut. Auf dem Blatte steht von des Künstlers Hand: „R. Meyer, Fédéral, à la prison de l'hôpital, Zurich le 5 Juin 1833.“ Das Selbstporträt zeigt einen stattlichen schlanken Mann mit kühn gebogener Nase. Auf der Rückseite befinden sich die Worte: „In einem Spiegel von 4 Zoll Höhe und 2 Breite gezeichnet, während ich mehrere Nächte ohne Schlaf bei großer Hitze (Juni 1845) zubrachte und zugleich einen bereits unertragbaren Schmerz im rechten Ohre zu erleiden hatte; — Magerkeit überhaupt, daher ein etwas

leidenvoller Ausdruck. R. Meyer.“ Auch die Bildnisse zweier Leidensgenossen aus den Anstalten Lausanne und Zürich hat er gezeichnet. Ein psychologisch ganz merkwürdiges Blatt stellt sein rechtes Auge dar: „l'oeuil de 40 ans de R. Meyer, prison de l'hôpital Zurich 1843“. Der Irrsinnige hat sich fest ins eigene Auge geschaut und dasselbe mit gelassener Meisterhand auf das Papier gebracht. Ein Blatt vom nämlichen Jahr ist mit der Bezeichnung „maison des fous, Lausanne“ und mit dem Zusatz: „10 ans de prison“ versehen. Meyer konnte jedenfalls vorübergehend wieder entlassen werden, aber die Summe der grauenvollen Jahre wird wohl richtig berechnet sein und sollte sich später noch vermehren. Das jüngste Blatt, drei Schnecken und eine Blindschleiche darstellend, trägt das Datum des 18. Juni 1854. Außerordentlich naturgetreu sind seine Blumen und Früchte gemalt. Der zarte Duft, der z. B. über einer Pflaume liegt, ist täuschend wiedergegeben. Gewöhnlich sind die einzelnen Blätter mit originellen, meist aber verworrenen Versen versehen. Nach einer Mitteilung Gottfried Kellers besaß Alfred Escher das im „Grünen Heinrich“ beschriebene Bild: Ariosto, im Garten der Villa d'Este unter Cypressen und Lorbeerbüschen sich ergehend.

Keller arbeitete schon im Juni 1837 bei Rudolf Meyer; aber den eigentlichen bezahlten Unterricht desselben genoß er erst vom November bis zu Anfang des März 1838. Erst ließ ihn der Lehrer einfache Bleistiftstudien kopieren, dann ging er mit ihm ins Freie und wies ihn an, Gegenstände aus der Natur mit dem Bleistifte nachzuzeichnen. Dann gab er ihm seine eigenen Aquarelle als Vorlagen.

Im Keller-Nachlaße befinden sich nur einige wenige Kopieen der letztern Art aus dem Jahr 1837, darunter eine Oberländer-Hütte aus der Gegend von Meiringen, ein südlicher Garten mit üppiger Vegetation und Kaskade und eine Felsstudie. Ein Kellersches Aquarell, in Züricher Privatbesitze, den Staubbach darstellend, ist offenbar ebenfalls nach Rudolf Meyer angefertigt. Auch direkt nach der Natur wurde aquarelliert, wie eine Anzahl von Studienblättern, welche Partieen an der Sihl und am Wolfbach, einen Brunnen auf dem sog. „Stock" u. s. w. enthalten, beweist. Kürzlich ist ein Ölbild größern Formats, das in Meyers Brief erwähnte Wetterhorn, welches Keller offenbar nach dessen Anleitung malte, zum Vorschein gekommen. Er verdankte diesem Lehrer ferner die Bekanntschaft mit den Dichtungen des Ariost und Homer. Leider wurde die ganze Unterweisung vor der Zeit abgebrochen. Unversehens verließ der unstäte Meister, wohl in einem neuen Anfalle von Irrsinn, Zürich zu Anfang des März 1838. Gottfried Keller hatte sich zur Entrichtung eines Lehrgeldes von 80 Gulden für ein halbes Jahr verpflichtet, Meyer auch bereits 60 Gulden daraufhin erhalten, dagegen nicht viel mehr als drei Monate, ziemlich unregelmäßig, unterrichtet. Dieser hätte also etwa 20 Gulden zurückerstatten sollen. Durch ein am 7. März 1838 aufgesetztes Schriftstück erklärte er jedoch, daß er durch den Empfang der 60 Gulden die gegenseitigen Verpflichtungen als erfüllt betrachte.

An dieser Stelle ist die Lebensbeschreibung Gottfried Kellers wieder bei einem Punkte angelangt, wo Menschen und Dinge, welche man aus dem „Grünen Heinrich" kennt und für dichterische Erfindung halten möchte, plötzlich mit

einer unheimlichen oder beinahe plumpen Wirklichkeit als bestimmte Personen und Thatsachen sich vor uns hinpflanzen.

Es wird dort erzählt, wie Römer von der Mutter Heinrichs ein Darlehen erhalten und vor seiner eiligen Abreise an dasselbe gemahnt wurde. Heinrich kassierte das mütterliche Schreiben und setzte ein anderes, zweckmäßigeres, das auch von unmittelbarem Erfolge war, an dessen Stelle. Nun findet sich unter den Kellerschen Papieren ein Brief von der Hand der Mutter geschrieben und gefaltet, mit der Adresse: „Herren Herren Meyer zu geehrten Handen.“ Derselbe lautet:

„Geehrter Herr! Durch meinen Sohn habe ich vernommen, daß Sie heute verreisen; deswegen kann ich nicht anders, als Ihnen noch eine Bemerkung machen, die Sie mir nicht übel nehmen werden. Gottfried sagte mir nämlich erst heute, daß Sie ihm von dem Gelde, welches er Ihnen für den ihm zu erteilenden Unterricht entrichtet hat, nichts zurückgeben werden, welches mich eben nicht sehr an die Großmut erinnert, deren Sie sich gegen mich im Anfange versichert haben. Denn Sie werden gestehen, daß mit 60 Gulden die Zeit ziemlich teuer bezahlt ist, die er bei Ihnen zugebracht hat, wenn man annimmt, daß er im ganzen kaum acht volle Wochen bei Ihnen gewesen ist, indem er vor und nach dem Neujahr mehrere Wochen ganz bei Hause geblieben ist und beinahe immer nur halbe Wochen bei Ihnen war. Sie haben sich also mehr den Umgang und die mündliche Unterhaltung überhaupt, als den eigentlichen Unterricht von ihm bezahlen lassen, und das ist denn keine großherzige

Art, wie man einen unbemittelten jungen Menschen behandelt! Auch kann man nicht wohl die Zeichnungen, die er bei Ihnen gemacht hat, für eine Entschädigung ansehen, denn diese tragen ihm nichts ein. Wenn man bedenkt, daß mehrere Versprechungen und Pläne, die Sie ihm vorgemalt haben, unerfüllt geblieben sind. Indessen liegt die größte Schuld an diesem Vorfall an meiner Nachlässigkeit, indem ich meinen Sohn so eigenmächtig handeln ließ, da er doch noch nicht sein eigener Herr ist.

Verzeihen Sie meine Freiheit, welche ich nur gebrauchte, um zu verhüten, daß Sie etwa allzu große Ansprüche auf die Dankbarkeit meines Sohnes mit fortnehmen möchten.

Zürich, den 7. März 1838.

Ihre ergebenste Frau Keller."

Verlegen ist das eben nicht. Vielmehr so diplomatisch, wie es der Grüne nicht besser hätte aufsetzen können, auf den Stolz und das Ehrgefühl Meyers berechnet, erst zu einer Bitterkeit werdend, wenn es unberücksichtigt blieb — (um mit Keller zu reden). Mitleidig hat dieser das mütterliche Schreiben unterschlagen. Daß er ein anderes an dessen Stelle gesetzt, ist nicht glaublich. Der folgende Brief Rudolf Meyers wenigstens bietet keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Meister mit bitterer Seele von dem Schüler schied:

„Wertester Herr und Freund! Noch bin ich in Genf und werde wahrscheinlich noch einige Monate hier verbleiben. Die Umgebung dieser Stadt ist reizend und abwechselnd malerisch. Genf an sich hat viel Gleichartiges: das einer großen Stadt; überhaupt das Leben und Treiben der Be-

wohner hat mit Paris viel gemein. Ich habe die Absicht, wenn immer möglich, eine kleine Reise in das nahe gelegene Chamounix-Thal zu machen und einige tüchtige größere Studien auszuführen. Es ist ein eigentliches Bedürfnis für mich, wieder einmal nach der Natur malen zu können; vielleicht mache ich mit frischen Augen etwas Ordentliches. Bis dahin habe ich alles erwogen, um Ihnen auch in Genf nützlich zu sein; jedoch von keiner Art Verhältnisse, die Vorteil bringen würden, haben sich gestaltet. Unbestimmtes, Unsicheres ist nicht ratsam zu ergreifen, daher ist es besser, ruhig abzuwarten das, was Vorteil bringen könnte.

Ich habe zwei kleine Bilder auf die Ausstellung, die Sie bereits kennen, nach Zürich gesandt, nicht aber um etwas Ausgezeichnetes dem Züricher Publikum vorzulegen, sondern in der Hoffnung, eines derselben werde in die Verlosung fallen! Ohne Zweifel werden Sie Ihr Wetterhorn ebenfalls hingehängt haben, sehr wünschend, daß es verkauft werde.

Gerne möchte ich Sie erinnern an das oft Gesagte: wo immer möglich den Antiken-Saal zu besuchen, nach Gips zu zeichnen, so alles das recht tüchtig einüben. Die Zukunft wird Sie von der Notwendigkeit überzeugen. Noch ist die Natur zu sehr zurück, um sie mit Vorteil malen zu können; daher benützen Sie die häuslichen Gelegenheiten, sie bieten sich ja gratis dar.

Wie hat es Ihnen ergangen seit meiner Abreise, sind Sie wohl? Wie geht es mit Ihrem Freund Müller? Wenn Sie etwa nochmals Ungünstiges über meine Römer-Geschichte vernommen haben werden, so säumen Sie nicht, mir die handelnden Personen bekannt zu machen. — — —.

Empfangen Sie meine freundschaftlichen Grüße, desgleichen für Ihre liebe Mutter, Herr Rordorf nicht zu vergessen.

poste restante à Genève.
den 27. . . . 1838.

Ihnen ganz ergeben
R. Meyer."

Man sieht hieraus deutlich das Verfahren des Dichters im „Grünen Heinrich". Er führt dort weiter aus, was bei der Verfassung des unglücklichen Meyer hätte geschehen können, wenn er den Brief der Mutter dem Lehrer abgeliefert oder gar selbst einen ähnlichen geschrieben hätte. Das spätere Schicksal des Meisters, die Absicht desselben nach Paris zu gehen, der Aufenthalt im Irrenhause in Lausanne und Zürich, wo er endlich verschollen ist: das sind die Fäden, welche die Phantasie des Dichters weiter gesponnen hat.

Nicht minder schlagend ist ein zweiter Fall. Der Grüne Heinrich (2, 289) hatte einen feurigen und flotten Freund, mit dem er zeichnete und poetisch schwärmte, ohne an dessen etwas wilder Lebenslust teilnehmen zu können, da ihn die Mutter äußerst knapp hielt. Als jener weggezogen war, begann ein höchst schwungreicher Briefwechsel. Aber so schön der Grüne zu schreiben sich bemühte, so bunt er seine Erlebnisse mit Jean Paulschem Humor zu verbrämen suchte: die Antworten des Freundes übertrafen seine Schreiberei jedesmal sowohl an gediegenen Gedanken, als an wirklichem Witze. Heinrich nahm sich doppelt zusammen, ebenbürtige Sendungen aufzubringen, kam jedoch aus dem

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit" in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling". Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther", Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische" u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller". Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung", habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit“ in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling“. Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther“, Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische" u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller". Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung", habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit" in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling". Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther", Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische“ u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller“. Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung“, habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit“ in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling“. Da fiel’s ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther“, Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische" u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller". Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung", habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit" in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling". Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther", Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische" u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller". Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung", habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Zwei Briefe von Gottfried Keller an Müller sind auf uns gekommen. Beide bilden wichtige Zeugnisse für seine innere Entwicklungsgeschichte.

2. An Johann Müller in Frauenfeld.

Zürich, den 29. Juni 1837.

Soeben erhalte ich Deinen Brief[1]). Eh' ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze[2]) nicht in dem Meinigen kömmt, denn es war mir

---

[1]) Der Brief Müllers vom 20. Juni 1837 beginnt mit den J. G. Zimmermanns „Über die Einsamkeit" 3, 174 entnommenen Worten: „Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschlingen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet" u. s. w. Oben auf der zweiten Seite: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind". A. a. O. 3, 203. Der ganze Eingang des Briefes ist aus Zimmermann abgeschrieben.

Später heißt es: „Ich rufe mit Dir: Mut gefaßt, Bruder! Wir wollen bei Gott noch zwei Kerls werden, die, wenn schon nicht halb Europa oder Zürich und Frauenfeld in Erstaunen setzen, doch, was mehr ist, Gott, uns und unsern Freunden Genüge leisten. Übrigens wünsche ich, daß Dir Herr Meyer wohl bekomme und Du ihn tüchtig benutzest. Nächsten Monat ist hier Kantonal-Sängerfest, Schulfest, Schützenfest. Auf diese Tage bist Du höflichst zu mir eingeladen. Nimm einen ganzen Teufel voll Papier, Farben u. s. w. mit: wir werden eins schmieren! Ich habe die Erlaubnis des Vaters. Du mußt spätestens den 17. morgens eintreffen und den 30. kannst Du Dich wieder streichen, wohin Du willst. Nimm auch Deine Flöte mit!"

[2]) Müller hatte ihm als Gegenstand, den sie beide darstellen wollten, „die glückliche Heimkehr der Räuber" vorgeschlagen.

bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meiers[1]) Studien schaffe, so gut es gehen will, und wenn ich nichts thue, so bin ich immer so zerstreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte: ich wollte nämlich eine Bande aus dem 13. Säkulum darstellen alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preis zu geben.

Dein Brief ist schön; und wenn es nicht etwa bloß sonntägliche affektierte Gefühle sind, die Du äußerst (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen sind. Das spreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus gezierter Sympathie, sondern aus dem einfachen Bewußtsein, daß Deine ausgesprochenen Gedanken mich durchkreuzen, so oft ich allein bin, besonders nach einem unzufrieden durchlebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir diese Töne entdeckt zu haben; ich glaubte Dich wirklich zu flüchtig dafür.

Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie; Du fühlst es mit mir; aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck „süß" nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeste

[1]) Rudolf Meyer.

Gefühl für das Alleinsein haben. Denn die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupt' es, die einzige wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen; und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht so weit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet, der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort befindlich sind und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein Paar feurige Augen verirrt hatten! Ich fordere keinen scharfen umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordre von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels,

sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordre von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem, der die Natur nur um ihrer Formen und dem, der sie um ihrer innern Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! Aber verstehe mich wiederum wohl, mein Müller! Ich meine nicht die Freiheit

des Pöbels, noch die politische, sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist und die den, der sie erkennt, keine schlechte That begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: „Auf Deiner Studierstube möcht' ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edeln wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du, nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind!" O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Pläne auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zu viel, mehr, als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich schon nichts mehr, als ich noch ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt[1])". Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen

[1]) Vgl. „Der grüne Heinrich" 1, 169 (Ges. Werke).

wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen.

Wir betiteln uns ganz freundschaftlichst als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr, die meisten Freundschaften (welche aber manchmal eben so schnell wieder vergingen, wie sie entstanden) beruhen auf gleichartigen sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensergießungen und Mitteilungen (welche vielleicht lange verschlossen bleiben mußten und keinen Gleichgestimmten fanden bis diesen Augenblick), auf ähnlichen Neigungen und gleichen Leidenschaften u. s. w. und da sind natürlich zwei solche feurige Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennen lernte. Da findet sich eine schlechte Saite nach der andern an der anfangs so harmonisch gestimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andere wird etwa arm oder kommt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig, kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liesest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe, d. h. sie sollen eigentlich nur Ein Ich haben und dieses Ich soll jeder pflegen, unterhalten, wärmen, schützen. Ihre Freundschaft ist also nichts als Eigenliebe, weil jeder seinen Anteil an dem gemeinschaftlichen Ich hat

und denselben mit allem Interesse zu befördern sucht. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unsers Schöpfers Geist hervorrief; und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht — ich wollte sagen in einander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und mit einander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben, wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, für dasselbe geboren würden, für dasselbe lebten, stritten, litten, für dasselbe sich freuten eines im andern und für dasselbe zu gleicher Zeit stürben. Doch ist es auf der andern Seite auch wieder erhaben, so ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hienieden durchs Dasein zu wandeln, die heilige Flamme in verschlossener, von außen schwarzer, doch innen feuerheller Brust zu schüren und rein und unentweiht mit hinüber zu nehmen ins unnennbare Jenseits; aber ich glaube mich kapabel, einem Freunde Freund zu sein und würde die Gelegenheit also nicht verschmähen, aus Liebe für den Nächsten.

Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: „Mit den Thränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen[1])." Schämst Du Dich denn

---

[1]) Buchstäblich so in Müllers Brief. Dann fährt er mit Zimmermann fort: „Ich ergreife immer die Zuflucht zur Natur, die auch hier über unser Leben Rosen ausstreut, mit neuem Mute stärkt und sanft, fest, gutmütig, wohlthätig, freundlich, tief, heiter und tugendhaft macht".

nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! weinen — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl u. s. w. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe; aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrner Undank, die Qual, seine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglinges Brust einstürmen: dann kann eine schwere Thräne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug'; aber mit der Thräne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in

Dicht unter der Kirche am Mühlebach wohnte Gottfried Kellers Oheim mütterlicherseits, der Arzt J. Heinrich Scheuchzer (1786—1856), und die treffliche Muhme Frau Regula, geb. Frey, das Urbild der „Frau Regel Amrain". Eine fröhliche Kinderschar, vier Söhne und zwei Töchter, darunter eine Lisette und Caton, denen gegenüber der junge Stadtvetter den Weiberfeind zu spielen liebte, belebten das gastliche Haus, von dessen ehemaliger Herrlichkeit heute nur noch eine alte Rokokobuchshecke stummer Zeuge ist. Die ganze Umgebung desselben ist verändert. Nur der Bach rauscht noch dicht unter den Fenstern. Die benachbarte alte Mühle jedoch hat ihr Klappern eingestellt und an dem schnurgeraden Kanale stehen heute Fabriken.

Hier war der Boden, auf dem das wunderbare Jugendidyll im „Grünen Heinrich" sich entwickelt.

Der Oheim Doktor war ein eifriger Jäger, der zuweilen einen Hasenbraten in die Stadt auf den Tisch seiner Schwester lieferte und regelmäßig einmal des Jahres selbst erschien, wenn er dem Kongreß der Ärzte beiwohnte. Eine ganze Meute von Jagdhunden, ein zahmes Reh, der Marder „Hänsi", eine prachtvolle graue Katze, lauter Bekannte aus dem Romane, bevölkerten seinen Hof. Neben dem ärztlichen Beruf betrieb er Landwirtschaft. Der muntere Vetter aus der Stadt war ein allezeit willkommener Gast, bei dem jungen Volke höchlich beliebt, da ihm der Spaß nie ausging. Mit den Mädchen führte er tapfer seinen Krieg, der bereits auf den nachmaligen Junggesellen hindeutet. Manchmal aber ließ er sich von ihnen als Maler und Hausdichter gebrauchen. In dem Dorfe lebten ferner Gottfrieds Großmutter väterlicherseits, Elisabeth Amberg, in

zweiter Ehe mit einem Küfer Denzler verheiratet. Von übrigen Verwandten sind eine Schwester seines Vaters, Regina, verehlichte Hartmann Meyer, ein Vetter Manz, eine Base Verena Meyer, Tochter der Regina, im sog. „Steini" zu nennen, bei der es alle vierzehn Tage einmal herrlich nach frischem Brote duftete, und auf den Treppenstufen wohlschmeckende Rahmkuchen zum Verkühlen standen. Auch das Urbild des alten Schulmeisters, Keller mit Namen, fand er hier, nicht minder dasjenige des philosophierenden, kirchenfeindlichen Schulmeisterleins, das gewöhnlich mit den jungen Frauensleuten des Scheuchzerschen Hauses im Hader lag und doch an einer hangen geblieben ist: Johann Rudolf Spillmann, der nachmalige Fürsprecher. Die Gestalt der holden Anna tritt erst später auf den Schauplatz des Idylls. Aber sie hat wirklich gelebt, während Judith lediglich als Kontrastfigur vom Dichter erfunden ist. Judith hieß allerdings eine Glattfelder Base, die nach Amerika auswanderte.

Den Briefen der besorgten Mutter, die sich inzwischen über die Berufswahl des Sohnes, vor die sie sich plötzlich gestellt sah, abhärmte, ist manches über den Ferienaufenthalt von 1834 zu entnehmen. Ihre Stimmung war in dieser Zeit nicht selten etwas gereizt und äußert sich daher derber, als sonst. „Aus Deinem Brief — schreibt sie Gottfried anfangs August 1834 — merke ich wohl, daß es Dir in Glattfelden gut gefällt; und daß Du sehr flott Dich befindest, beweist mir der Inhalt des Briefes. Schon der Anfang, der Titel: „Guten Tag"! An wen? Ist es an mich, so darfst Du, hoffe wohl, den Mutternamen nennen." Dann erzählt sie von ihren vergeblichen Gängen zu allerlei Beratern. „Bei Junker Meiß bin ich freilich gewesen, aber wie er mir

früher gesagt, die Malerei sei nichts. Kupferstecher wäre ja besser. Er wies mich an einen sehr ordentlichen und geschickten Mann, mit welchem Herr Münch reden will. Allein, wie man sagt, soll diese Kunst sehr kostbillig sein und sich bis auf 1000 Gulden belaufen, bis einer als ein geschickter Künstler agieren kann; weil nicht bloß die Lehr-, sondern auch die Fremdezeit muß bezahlt werden, und wenn's so wäre, so weißt Du wohl, daß unsere Finanzen nicht hinreichend sind. — Indes wird man bald zu etwas schreiten müssen, da die Zeit einmal vorhanden ist." Selten unterläßt sie eine Warnung, Kleider und Schuhe zu schonen. „Kamelen wird Dir lieber sein," (als arbeiten), bemerkt sie einst, „allein verkamele nur Deine Hosen nicht," unter welche Ermahnung Gottfried gutmütig ein Kamel zeichnete. Gegen seine Art scheint er in seinen Ferienberichten etwas renommiert zu haben, wofür ihm die Mutter wiederum den Text liest. So schreibt sie am 8. August: — — „In Deinem Schreiben machst Du mir sehr große Aufschnitte von Spaziergängen und Ritten. Ich rate Dir, zum Reiten Dein Steckenpferd zu nehmen, welches weder Haber noch Heu frißt. . . Daß es an der „Pflegelhenken" [1]) lustig mag zugegangen sein, dies glaube ich schon. Beiliegend erhältst du ein Böckli [2]) von mir, damit kannst Du Haus halten und nicht mehr viel badisches Bier trinken. . . . Wie es mit der Kunstausstellung steht, kann ich

[1]) Unter „Flegelhenke" verstand man ein kleines häusliches Fest, das früher, nachdem der Landwirt ausgedroschen hatte und die Dreschflegel somit wieder aufgehängt werden konnten, in Form eines reichlicheren Nachtessens und -Trunkes begangen wurde. Das entsprechende Erntefest war die „Sichelhenke."

[2]) Ein Züricher Bock = 10 Schillinge = 60 Rappen. 4 Böcke gaben einen Gulden.

Dir heute nicht sagen; Herr Münch kommt vor 12 Uhr nicht heim und dann ist dieser Brief schon beim Boten. Sollst Du dieselbe auch dies Mal nicht zu sehen bekommen, so wird der Fehler auch nicht groß sein... Von der Aarauer Reise habe nie keine Notiz erhalten und von der Hauptsache, eines Meisters für Dich, weiß ich leider noch nichts. Es macht mir genug Kummer, angst und bang, bis Du eine Versorgung hast. Der wichtige Zeitpunkt ist mir allzu schnell erschienen, von welchem Dein ganzes zukünftiges Glück oder Unglück abhängt. Willst auf Deiner Malerei bleiben, so findt sich in ganz Zürich ein einziger — wo man sagen kann — geschickter Maler und dies ist der Wezel[1]), welcher aber keinen Lehrjung' annimmt: die andern sind Koloristen. Wenn Du nun dies willst, so ist die Sache bald in Ordnung. Der geschickte Kupferstecher in Oberstraß, von dem Herr Münch gesagt, verreist auch wieder fort und ohne den Lumpen Eßlinger[2]), sind die andern Pfuscher! Was ist nun zu machen? Entweder auch ein Pfuscher werden oder Dein Köpfchen brechen und einen andren Beruf wählen."

Von Gottfried Keller selbst haben sich nur zwei unbedeutende Briefchen aus dieser Zeit erhalten. Beide sind an die Mutter gerichtet. Das eine lautet:

1. An die Mutter.

Glattfelden den 28. VIII. 1834.

L. M. Ich muß Dich noch ein Mal ersuchen, mir doch bemeldte Sachen zu überschicken, sonderlich das Schrot und die Hosen. Zu dem Filz könntest Du ja den Hut des alten

---

1) Der Aquarellist Jakob Wetzel starb kurz darauf 1834.

2) Martin Eßlinger, Kupferstecher.

Zimmermannes (eines früheren Mieters, der seinen „Schlosser" zurückgelassen hatte) nehmen; wenn er auch wieder käme, was sehr unwahrscheinlich ist, so wäre wegen des alten Feuerkübels bald mit ihm abgemacht. — — Ich werde mit Herrn Onkel diese Woche noch die Zurzacher Messe besuchen. Überschicke mir auch wieder das grüne Tuch, damit ich bei der Heimreise meinen alten Rock wieder hinein packen kann!

Meinen Gruß an alle.

G. K.

Die Meliharten Familie ist schon eine Woche in ihrem neuen Palaste. Ich habe denselben von zwei Seiten aufgenommen und ihn meinem Herrn Mehli Hartmann verehrt, welcher die Zeichnungen sogleich an die Wand des neuen Hauses anklebte[1]). In Eile."

Das Briefchen ist künstlich zusammengefaltet und an Stelle des Siegels mit der Feder ein Anker, das Zeichen der Hoffnung, angebracht, gerade wie dies der Grüne Heinrich thut. Auch das „née Scheuchzer" nach dem Vor- und Geschlechtsnamen der Mutter pflegt auf den späteren Briefadressen nie zu fehlen.

Im September erfolgte die Heimkehr nach Zürich. Die künstlerische Ausbeute, die er nach Hause brachte, war wohl nicht allzugroß, obwohl in Glattfelden eifrig nach der Natur gezeichnet und gemalt wurde. In den regelrechten Gang einer entsprechenden Ausbildung hatte der Knabe natürlich keine Einsicht. Auch war niemand zur Hand, der ihm verständig riet, geschweige denn jemand, der ihn auf den

[1]) Gemeint ist die Familie Hartmann Meyer, deren Nachkommen heute noch im Besitze der angedeuteten Zeichnung sind.

richtigen Weg der Kunst geführt hätte. Der Aquarellist Jakob Wetzel starb um diese Zeit, und so war die Mutter gänzlich ratlos. Noch in demselben Herbste that sie ihn zu einem sogenannten Kunstmaler, dem „Habersaat“ des Jugendromans, in die Lehre. Der wirkliche Name des heute Verschollenen hat sich in alten Briefen gefunden. Er hieß Steiger. Nach dem Züricher Verzeichnis der Ansaßen wohnte noch 1838 der „Kunstmaler“ Peter Steiger (geb. 1804) aus Altstätten (St. Gallen) mit seiner Frau, einer Baslerin (der „zungenfertigen Dame“) und seiner Tochter am Predigerkirchhofe.

Über diese Zeit ist wenig bekannt. Keller mochte später nicht gern davon reden. Im neuen „Grünen Heinrich“ führen die Kapitel, die von der Lehre bei Meister Habersaat handeln, die Überschrift: „Schwindelhaber“. Dieser scheint damals in der That üppig ins Kraut geschossen zu sein. Der ungeschickte Mann, der neben seiner Werkstätte einen Laden hielt, in welchem namentlich lithographierte und kolorierte Schweizerlandschaften käuflich waren, ließ ihn landschaftliche Vorlagen nach beliebiger Auswahl kopieren und brachte ihm eine total verkehrte Technik, eine gewisse freche Manier bei, mit der Keller ohne Bedenken Blätter von Claude Lorrain und Salvator Rosa nachtuschte. Es war für den angehenden Maler von vorneherein ein Verhängnis, daß er nie die Elemente seiner Kunst gelernt hat und ohne verständigen Unterricht meist sich selbst überlassen blieb, wobei ihn, bevor er etwas Gründliches eingeübt hatte, ein großes natürliches Talent dazu verleitete, der Erfindungslust voreilig die Zügel schießen zu lassen. Denn alsogleich verfiel er auf die Komposition, wo möglich heroischer Landschaften großen

Stils. Nicht minder stark bildete sich der Hang zum Grotesken und Barocken aus: am liebsten zeichnete er abenteuerliche Weidenstöcke, ungeheuerliche Felsen, menschliche Mißgestalten, krasse Räuberscenen. Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geblieben. Nach und nach wurde er des Steigerschen Unterrichts, der durch einige Blatt- und Baumstudien in Tusch- und Kreidemanier, sowie mehrere aquarellierte Vordergrundstudien belegt ist, überdrüssig, blieb ganz aus und schlug in der mit einem Totenschädel und einer Flöte ausstaffierten Dachkammer sein Atelier auf eigene Faust auf. Salomon Geßners Brief über die Landschaftsmalerei wurde auf eine Weile sein Evangelium. Alles das, was seinem malenden und dichtenden Vorfahren zugestoßen war, bedrängte auch ihn. Zeichnete er nach der Natur, so sah er sich in hundert störende Kleinigkeiten verwickelt; kopierte er nach älteren Künstlern, empfand er seine eigene Schwäche als doppelte Demütigung. Zweierlei ließ er sich von Geßner gesagt sein: nicht bloß auf Spaziergängen, sondern auch zu Hause zu beobachten und dann viel in Dichtern zu lesen, da die Poesie die wahre Schwester der Malerkunst sei.

Zu Weihnachten 1835 wurde er in der Predigerkirche konfirmiert. Dort besaß die Familie zwei „Kirchenörter“, welche mit dem Kaufe des Hauses seiner Zeit übernommen worden waren. Den seit Jahren herrenlosen Kirchenstuhl des Vaters mochte er beim Empfang des Abendmahls zum ersten Mal einnehmen, wobei sich leicht eine Scene, wie die im „Grünen Heinrich“ dargestellte, zutragen konnte. Gottfried Kellers Konfirmationszettel trägt den Bibelspruch: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze“. Wie es zu ge-

schehen pflegt, wenn der Geistliche bei diesem Akte bloß auf Zerknirschung der jungen Christen abzielt, fühlte sich der ernste Jüngling, der sich redlicher als hundert andere mit seinen Glaubensmühen zurecht zu setzen trachtete, bei dem feierlichen Vorgange nicht zum frömmsten aufgelegt. Die Sünden- und Bluttheologie war ihm seitdem zuwider, nicht minder alles dogmatische Kirchentum. Sein Verhältnis zu Gott und Unsterblichkeit bildet ein Hauptthema im „Grünen Heinrich" und wird die stehende Frage, die seine Freunde immer wieder an ihn richten. Mit dem, was dort bei Gelegenheit der Konfirmation erzählt ist, stimmt ein ungedrucktes, allerdings in einer radikalen Epoche, im Herbst 1844 entstandenes Gedicht, worin geschildert wird, wie er, mit den übrigen Konfirmanden vom Geistlichen vor der Darreichung des Abendmahls aufgefordert, allfällige Zweifel demselben vertrauensvoll zu eröffnen, sich beim Zunachten vor das Pfarrhaus schleicht, kühn entschlossen, die letzte und entscheidungsvolle Frage zu thun; wie er jedoch, als er den geistlichen Herrn mit der ganzen Breitseite im Fenster liegen sieht, sich schleunigst aus dem Staube macht. Nach mehr als vier Jahrzehnten, am 23. August 1879 bei dem Leichenbegängnis des Malers Ludwig Vogel, betrat Keller zum ersten Male seit der Jugendzeit die alte Predigerkirche wieder. Beim Anblicke der unveränderten Holzbänke, auf denen er die Kinderlehre und vom Sigrist manche Ohrfeige erhalten, namentlich aber, wie er den Platz schaute, wo sein Mütterlein zu sitzen pflegte, hätte er laut heulen mögen, äußerte er nachher.

Folgenreich für den unberatenen Malschüler wurde der Sommer 1837. Um diese Zeit lernte er einen wirklichen

Meister kennen: Rudolf Meyer von Regensdorf, den „Römer“ des „Grünen Heinrich“, einen famosen Zeichner und Aquarellisten, über dessen Leben heute nicht mehr viel in Erfahrung zu bringen ist. Geboren am 4. September 1803 zu Regensdorf in der Nähe von Zürich, fing er nach damaliger Übung als Kolorist bei Wetzel an und zog dann zu Lory nach Bern. Nachdem er im Zeichnen und Malen etwelche Übung erlangt hatte, begab er sich nach Paris, Rom und Neapel, wo er einige gute, oft wiederholte Bilder schuf. Die schönen Römerinnen wurden ihm gefährlich. Irgend eine flüchtige Beziehung zu einer römischen Principessa hob ihn aus dem Gleichgewicht, so daß er schon seit 1833 vorübergehende Spuren von Irrsinn zeigte, heimgeholt und in verschiedenen Heilanstalten der französischen und deutschen Schweiz untergebracht werden mußte. Vornehmlich bildete er sich ein, mit fürstlichen Häusern in Verwandtschaft zu stehen, ja sogar der Abkömmling hoher Ahnen zu sein. Eine zufällige Begegnung mit dem Prinzen Louis Napoleon, der sich während seines Aufenthalts in der Schweiz öfter in Zürich sehen ließ, verrückte ihm den Kopf vollends. Seither wähnte er als Napoleonide sich von Louis Philipp verfolgt. Als die Königin von Neapel einst im „Schwert“ logierte, ging Rudolf Meyer mit seinem Schüler unter geheimnisvollen Andeutungen vor den Gasthof, stieg — wie er diesem vorgab — zu einer wichtigen Unterredung mit ihr die Treppe hinauf und ließ den verdutzten Gottfried lange unten warten. Dieser merkte jedoch an dem Duft, den sein Lehrer zurückbrachte, wohl, wo er gewesen war. 1843 finden sich die Spuren des Unglücklichen im Irrenhause in Lausanne und im alten Spital zu Zürich. Dann taucht er wieder im

Berner Oberland auf. Später kolorierte er für die Bleulersche Kunsthandlung am Rheinfalle Schweizerlandschaften, welche er stets ängstlich versteckte, wenn jemand in seine Nähe kam. 1848 ist der Unglückliche wieder im Spital in Zürich. Einige feine Aquarelle aus dieser Epoche tragen die Unterschrift: „Zürich, Spitalgesellschaft; Rudolf Meyer, Landschaftsmaler und Historiker.“ Schließlich malte er mit Vorliebe Schnecken, die über frisch beregnete Straßen ihre schleimige Bahn zogen oder über wundervoll gemalte Früchte krochen. Er starb vergessen im Züricher Spital am 9. September 1857.

Von seiner Künstlerhabe sind einige vierzig Blätter gerettet worden, meistens mit Bleistift reizend gezeichnete Schweizerlandschaften, Motive aus der Montblanckette, den Berner Alpen, von den Ufern des Genfer-, Thuner- und Brienzersees. Alle diese Blätter wurden im Irrenhause nach einem verschollenen Skizzenbuch ausgeführt. Das älteste zeigt in seiner obern Hälfte zwei eben aufgebrochene Rosenknospen, mit der feinsten Zartheit gemalt, unten acht nackte Nymphen, die einen Ringeltanz ausführen. Die allerliebsten, nicht mehr als einen halben Zoll großen Figürchen, jedes ein Blumenkrönlein im Haare tragend, sind von unvergleichlicher Anmut. Auf dem Blatte steht von des Künstlers Hand: „R. Meyer, Fédéral, à la prison de l'hôpital, Zurich le 5 Juin 1833.“ Das Selbstporträt zeigt einen stattlichen schlanken Mann mit kühn gebogener Nase. Auf der Rückseite befinden sich die Worte: „In einem Spiegel von 4 Zoll Höhe und 2 Breite gezeichnet, während ich mehrere Nächte ohne Schlaf bei großer Hitze (Juni 1845) zubrachte und zugleich einen bereits unertragbaren Schmerz im rechten Ohre zu erleiden hatte; — Magerkeit überhaupt, daher ein etwas

leidenvoller Ausdruck. R. Meyer." Auch die Bildnisse zweier Leidensgenossen aus den Anstalten Lausanne und Zürich hat er gezeichnet. Ein psychologisch ganz merkwürdiges Blatt stellt sein rechtes Auge dar: „l'oeuil de 40 ans de R. Meyer, prison de l'hôpital Zurich 1843". Der Irrsinnige hat sich fest ins eigene Auge geschaut und dasselbe mit gelassener Meisterhand auf das Papier gebracht. Ein Blatt vom nämlichen Jahr ist mit der Bezeichnung „maison des fous, Lausanne" und mit dem Zusatz: „10 ans de prison" versehen. Meyer konnte jedenfalls vorübergehend wieder entlassen werden, aber die Summe der grauenvollen Jahre wird wohl richtig berechnet sein und sollte sich später noch vermehren. Das jüngste Blatt, drei Schnecken und eine Blindschleiche darstellend, trägt das Datum des 18. Juni 1854. Außerordentlich naturgetreu sind seine Blumen und Früchte gemalt. Der zarte Duft, der z. B. über einer Pflaume liegt, ist täuschend wiedergegeben. Gewöhnlich sind die einzelnen Blätter mit originellen, meist aber verworrenen Versen versehen. Nach einer Mitteilung Gottfried Kellers besaß Alfred Escher das im „Grünen Heinrich" beschriebene Bild: Ariosto, im Garten der Villa d'Este unter Cypressen und Lorbeerbüschen sich ergehend.

Keller arbeitete schon im Juni 1837 bei Rudolf Meyer; aber den eigentlichen bezahlten Unterricht desselben genoß er erst vom November bis zu Anfang des März 1838. Erst ließ ihn der Lehrer einfache Bleistiftstudien kopieren, dann ging er mit ihm ins Freie und wies ihn an, Gegenstände aus der Natur mit dem Bleistifte nachzuzeichnen. Dann gab er ihm seine eigenen Aquarelle als Vorlagen.

Im Keller-Nachlaße befinden sich nur einige wenige Kopieen der letztern Art aus dem Jahr 1837, darunter eine Oberländer-Hütte aus der Gegend von Meiringen, ein südlicher Garten mit üppiger Vegetation und Kaskade und eine Felsstudie. Ein Kellersches Aquarell, in Züricher Privatbesitze, den Staubbach darstellend, ist offenbar ebenfalls nach Rudolf Meyer angefertigt. Auch direkt nach der Natur wurde aquarelliert, wie eine Anzahl von Studienblättern, welche Partieen an der Sihl und am Wolfbach, einen Brunnen auf dem sog. „Stock“ u. s. w. enthalten, beweist. Kürzlich ist ein Ölbild größern Formats, das in Meyers Brief erwähnte Wetterhorn, welches Keller offenbar nach dessen Anleitung malte, zum Vorschein gekommen. Er verdankte diesem Lehrer ferner die Bekanntschaft mit den Dichtungen des Ariost und Homer. Leider wurde die ganze Unterweisung vor der Zeit abgebrochen. Unversehens verließ der unstäte Meister, wohl in einem neuen Anfalle von Irrsinn, Zürich zu Anfang des März 1838. Gottfried Keller hatte sich zur Entrichtung eines Lehrgeldes von 80 Gulden für ein halbes Jahr verpflichtet, Meyer auch bereits 60 Gulden daraufhin erhalten, dagegen nicht viel mehr als drei Monate, ziemlich unregelmäßig, unterrichtet. Dieser hätte also etwa 20 Gulden zurückerstatten sollen. Durch ein am 7. März 1838 aufgesetztes Schriftstück erklärte er jedoch, daß er durch den Empfang der 60 Gulden die gegenseitigen Verpflichtungen als erfüllt betrachte.

An dieser Stelle ist die Lebensbeschreibung Gottfried Kellers wieder bei einem Punkte angelangt, wo Menschen und Dinge, welche man aus dem „Grünen Heinrich“ kennt und für dichterische Erfindung halten möchte, plötzlich mit

einer unheimlichen oder beinahe plumpen Wirklichkeit als bestimmte Personen und Thatsachen sich vor uns hinpflanzen.

Es wird dort erzählt, wie Römer von der Mutter Heinrichs ein Darlehen erhalten und vor seiner eiligen Abreise an dasselbe gemahnt wurde. Heinrich kassierte das mütterliche Schreiben und setzte ein anderes, zweckmäßigeres, das auch von unmittelbarem Erfolge war, an dessen Stelle. Nun findet sich unter den Kellerschen Papieren ein Brief von der Hand der Mutter geschrieben und gefaltet, mit der Adresse: „Herren Herren Meyer zu geehrten Handen.“ Derselbe lautet:

„Geehrter Herr! Durch meinen Sohn habe ich vernommen, daß Sie heute verreisen; deswegen kann ich nicht anders, als Ihnen noch eine Bemerkung machen, die Sie mir nicht übel nehmen werden. Gottfried sagte mir nämlich erst heute, daß Sie ihm von dem Gelde, welches er Ihnen für den ihm zu erteilenden Unterricht entrichtet hat, nichts zurückgeben werden, welches mich eben nicht sehr an die Großmut erinnert, deren Sie sich gegen mich im Anfange versichert haben. Denn Sie werden gestehen, daß mit 60 Gulden die Zeit ziemlich teuer bezahlt ist, die er bei Ihnen zugebracht hat, wenn man annimmt, daß er im ganzen kaum acht volle Wochen bei Ihnen gewesen ist, indem er vor und nach dem Neujahr mehrere Wochen ganz bei Hause geblieben ist und beinahe immer nur halbe Wochen bei Ihnen war. Sie haben sich also mehr den Umgang und die mündliche Unterhaltung überhaupt, als den eigentlichen Unterricht von ihm bezahlen lassen, und das ist denn keine großherzige

Art, wie man einen unbemittelten jungen Menschen behandelt! Auch kann man nicht wohl die Zeichnungen, die er bei Ihnen gemacht hat, für eine Entschädigung ansehen, denn diese tragen ihm nichts ein. Wenn man bedenkt, daß mehrere Versprechungen und Pläne, die Sie ihm vorgemalt haben, unerfüllt geblieben sind. Indessen liegt die größte Schuld an diesem Vorfall an meiner Nachlässigkeit, indem ich meinen Sohn so eigenmächtig handeln ließ, da er doch noch nicht sein eigener Herr ist.

Verzeihen Sie meine Freiheit, welche ich nur gebrauchte, um zu verhüten, daß Sie etwa allzu große Ansprüche auf die Dankbarkeit meines Sohnes mit fortnehmen möchten.

Zürich, den 7. März 1838.

Ihre ergebenste Frau Keller."

Verlegen ist das eben nicht. Vielmehr so diplomatisch, wie es der Grüne nicht besser hätte aufsetzen können, auf den Stolz und das Ehrgefühl Meyers berechnet, erst zu einer Bitterkeit werdend, wenn es unberücksichtigt blieb — (um mit Keller zu reden). Mitleidig hat dieser das mütterliche Schreiben unterschlagen. Daß er ein anderes an dessen Stelle gesetzt, ist nicht glaublich. Der folgende Brief Rudolf Meyers wenigstens bietet keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Meister mit bitterer Seele von dem Schüler schied:

„Wertester Herr und Freund! Noch bin ich in Genf und werde wahrscheinlich noch einige Monate hier verbleiben. Die Umgebung dieser Stadt ist reizend und abwechselnd malerisch. Genf an sich hat viel Gleichartiges: das einer großen Stadt; überhaupt das Leben und Treiben der Be-

wohner hat mit Paris viel gemein. Ich habe die Absicht, wenn immer möglich, eine kleine Reise in das nahe gelegene Chamounix-Thal zu machen und einige tüchtige größere Studien auszuführen. Es ist ein eigentliches Bedürfnis für mich, wieder einmal nach der Natur malen zu können; vielleicht mache ich mit frischen Augen etwas Ordentliches. Bis dahin habe ich alles erwogen, um Ihnen auch in Genf nützlich zu sein; jedoch von keiner Art Verhältnisse, die Vorteil bringen würden, haben sich gestaltet. Unbestimmtes, Unsicheres ist nicht ratsam zu ergreifen, daher ist es besser, ruhig abzuwarten das, was Vorteil bringen könnte.

Ich habe zwei kleine Bilder auf die Ausstellung, die Sie bereits kennen, nach Zürich gesandt, nicht aber um etwas Ausgezeichnetes dem Züricher Publikum vorzulegen, sondern in der Hoffnung, eines derselben werde in die Verlosung fallen! Ohne Zweifel werden Sie Ihr Wetterhorn ebenfalls hingehängt haben, sehr wünschend, daß es verkauft werde.

Gerne möchte ich Sie erinnern an das oft Gesagte: wo immer möglich den Antiken-Saal zu besuchen, nach Gips zu zeichnen, so alles das recht tüchtig einüben. Die Zukunft wird Sie von der Notwendigkeit überzeugen. Noch ist die Natur zu sehr zurück, um sie mit Vorteil malen zu können; daher benützen Sie die häuslichen Gelegenheiten, sie bieten sich ja gratis dar.

Wie hat es Ihnen ergangen seit meiner Abreise, sind Sie wohl? Wie geht es mit Ihrem Freund Müller? Wenn Sie etwa nochmals Ungünstiges über meine Römer-Geschichte vernommen haben werden, so säumen Sie nicht, mir die handelnden Personen bekannt zu machen. — — —.

Empfangen Sie meine freundschaftlichen Grüße, desgleichen für Ihre liebe Mutter, Herr Rordorf nicht zu vergessen.

poste restante à Genève.
den 27. . . . 1838.

Ihnen ganz ergeben
R. Meyer."

Man sieht hieraus deutlich das Verfahren des Dichters im „Grünen Heinrich". Er führt dort weiter aus, was bei der Verfassung des unglücklichen Meyer hätte geschehen können, wenn er den Brief der Mutter dem Lehrer abgeliefert oder gar selbst einen ähnlichen geschrieben hätte. Das spätere Schicksal des Meisters, die Absicht desselben nach Paris zu gehen, der Aufenthalt im Irrenhause in Lausanne und Zürich, wo er endlich verschollen ist: das sind die Fäden, welche die Phantasie des Dichters weiter gesponnen hat.

Nicht minder schlagend ist ein zweiter Fall. Der Grüne Heinrich (2, 289) hatte einen feurigen und flotten Freund, mit dem er zeichnete und poetisch schwärmte, ohne an dessen etwas wilder Lebenslust teilnehmen zu können, da ihn die Mutter äußerst knapp hielt. Als jener weggezogen war, begann ein höchst schwungreicher Briefwechsel. Aber so schön der Grüne zu schreiben sich bemühte, so bunt er seine Erlebnisse mit Jean Paulschem Humor zu verbrämen suchte: die Antworten des Freundes übertrafen seine Schreiberei jedesmal sowohl an gediegenen Gedanken, als an wirklichem Witze. Heinrich nahm sich doppelt zusammen, ebenbürtige Sendungen aufzubringen, kam jedoch aus dem

Staunen über den überlegenen Genossen nicht heraus. Da fiel ihm einst Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit“ in die Hand, in welchem er plötzlich auf eine ihm sehr bekannte Stelle stieß: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, o Jüngling“. Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Hier stand einer der bewunderten Briefe fast wortgetreu gedruckt. Eine Entdeckung folgte auf die andere, und schließlich sah Heinrich ein, daß sein Ringen ein ohnmächtiges gewesen, indem alle jene Briefe aus Rousseau, Diderot, Goethes „Werther“, Hippel u. s. w. zusammengetragen waren, worauf er ein mächtiges Zorngewitter über den Schuldigen niederprasseln ließ.

Auch diese Episode beruht auf Wirklichkeit. Der Freund existierte leibhaftig. Und die angeführten Briefe existieren noch heute. Johann Müller hieß er und stammte aus Frauenfeld, wo er im gleichen Jahre mit Gottfried Keller als Sohn des Baumeisters David Müller geboren wurde. Mit vierzehn Jahren kam er nach Zürich. Künstlerisch beanlagt warf er sich auf Malerei und Architektur, ging 1839 nach München, mußte aber im folgenden Frühling, als sein Vater starb, plötzlich heimkehren und gänzlich unerfahren das Baugeschäft übernehmen. Es glückte ihm nicht: er kam ökonomisch zurück, siedelte bald darauf nach Basel, dann als Eisenbahningenieur nach Ungarn über. Später wanderte er nach Amerika aus, wo er als Angestellter einer englischen Gesellschaft den Michigansee ausmaß und 1888 in Washington gestorben ist.

Der Briefwechsel der beiden Freunde beginnt 1835, als Müller durch die Krankheit des Vaters genötigt wurde, fast ein Jahr in Frauenfeld zu weilen. Der Ton Müllers ist

äußerst derb, nicht selten roh. Sie stellten sich gegenseitig malerische Aufgaben und beurteilten die eingegangenen Arbeiten, bei denen es gewöhnlich auf Fratzen, Erhängte, Räuber, Teufel, Pfaffen abgesehen war. Manchmal wurde indes auch eine Landschaft u. a. ausgetauscht. Da Müller an seinem Freunde bemerkt hatte, daß ihn die briefliche Unterhaltung über ernste Dinge so außerordentlich reizte, warf er ihm hie und da, jedoch selten, einen derartigen Brocken hin. Und zwar schrieb er dann irgend eine Phrase aus einem Buche ab, worauf der erstaunte Gottfried Keller sich nun mit einem wahrhaft rührenden Eifer abmühte, den flüchtigen Freund bei dem ernsthaften Thema festzuhalten und ihm aufs ausführlichste Rede zu stehen, ganz ohne Ahnung, daß jener bloß sein Spiel mit ihm trieb.

Das setzte Müller eine Zeit lang fort. So ist es offenbar ein fremdes Anleihen, wenn er im August 1840 dem in München weilenden Kunstjünger, der ihm über die Bilder der Pinakothek sein volles Herz geleert haben mochte, folgende Phrase zum besten gibt: „Rubens suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstande zu verleihen wußte. Claude Lorrain ist die ewige Natur; Poussin, möcht' ich sagen, behandelt die Kunst ins Heroische" u. s. w. Müllers letzter Brief an Keller kommt aus Wien vom 16. März 1846. Er gratuliert zu den poetischen Erfolgen und bittet ihn um ein Exemplar der Gedichte für Saphir samt folgender Einführung: „An Herrn Saphir freundlichen Gruß durch Architekt Müller von Gottfried Keller". Müller berichtet, er redigiere gegenwärtig bei Förster die „Bauzeitung", habe auch bereits eine Anstellung nach Bukarest und Jassy in der Tasche, aber es gehe ihm schlecht u. s. w.

Zwei Briefe von Gottfried Keller an Müller sind auf uns gekommen. Beide bilden wichtige Zeugnisse für seine innere Entwicklungsgeschichte.

2. An Johann Müller in Frauenfeld.

Zürich, den 29. Juni 1837.

Soeben erhalte ich Deinen Brief[1]). Eh' ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze[2]) nicht in dem Meinigen kömmt, denn es war mir

[1]) Der Brief Müllers vom 20. Juni 1837 beginnt mit den J. G. Zimmermanns „Über die Einsamkeit" 3, 174 entnommenen Worten: „Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschlingen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet" u. s. w. Oben auf der zweiten Seite: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind". A. a. O. 3, 203. Der ganze Eingang des Briefes ist aus Zimmermann abgeschrieben.

Später heißt es: „Ich rufe mit Dir: Mut gefaßt, Bruder! Wir wollen bei Gott noch zwei Kerls werden, die, wenn schon nicht halb Europa oder Zürich und Frauenfeld in Erstaunen setzen, doch, was mehr ist, Gott, uns und unsern Freunden Genüge leisten. Übrigens wünsche ich, daß Dir Herr Meyer wohl bekomme und Du ihn tüchtig benutzest. Nächsten Monat ist hier Kantonal-Sängerfest, Schulfest, Schützenfest. Auf diese Tage bist Du höflichst zu mir eingeladen. Nimm einen ganzen Teufel voll Papier, Farben u. s. w. mit: wir werden eins schmieren! Ich habe die Erlaubnis des Vaters. Du mußt spätestens den 17. morgens eintreffen und den 30. kannst Du Dich wieder streichen, wohin Du willst. Nimm auch Deine Flöte mit!"

[2]) Müller hatte ihm als Gegenstand, den sie beide darstellen wollten, „die glückliche Heimkehr der Räuber" vorgeschlagen.

bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meiers[1]) Studien schaffe, so gut es gehen will, und wenn ich nichts thue, so bin ich immer so zerstreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte: ich wollte nämlich eine Bande aus dem 13. Säkulum darstellen alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preis zu geben.

Dein Brief ist schön; und wenn es nicht etwa bloß sonntägliche affektierte Gefühle sind, die Du äußerst (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen sind. Das spreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus gezierter Sympathie, sondern aus dem einfachen Bewußtsein, daß Deine ausgesprochenen Gedanken mich durchkreuzen, so oft ich allein bin, besonders nach einem unzufrieden durchlebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir diese Töne entdeckt zu haben; ich glaubte Dich wirklich zu flüchtig dafür.

Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie; Du fühlst es mit mir; aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck „süß" nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeste

[1]) Rudolf Meyer.

Gefühl für das Alleinsein haben. Denn die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupt' es, die einzige wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen; und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht so weit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet, der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort befindlich sind und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein Paar feurige Augen verirrt hatten! Ich fordere keinen scharfen umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordre von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels,

sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordre von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem, der die Natur nur um ihrer Formen und dem, der sie um ihrer innern Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! Aber verstehe mich wiederum wohl, mein Müller! Ich meine nicht die Freiheit

des Pöbels, noch die politische, sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist und die den, der sie erkennt, keine schlechte That begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: „Auf Deiner Studierstube möcht' ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edeln wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du, nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind!" O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Pläne auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zu viel, mehr, als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich schon nichts mehr, als ich noch ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt[1])". Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen

[1]) Vgl. „Der grüne Heinrich" 1, 169 (Ges. Werke).

wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen.

Wir betiteln uns ganz freundschaftlichst als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr, die meisten Freundschaften (welche aber manchmal eben so schnell wieder vergingen, wie sie entstanden) beruhen auf gleichartigen sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensergießungen und Mitteilungen (welche vielleicht lange verschlossen bleiben mußten und keinen Gleichgestimmten fanden bis diesen Augenblick), auf ähnlichen Neigungen und gleichen Leidenschaften u. s. w. und da sind natürlich zwei solche feurige Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennen lernte. Da findet sich eine schlechte Saite nach der andern an der anfangs so harmonisch gestimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andere wird etwa arm oder kommt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig, kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liesest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe, d. h. sie sollen eigentlich nur Ein Ich haben und dieses Ich soll jeder pflegen, unterhalten, wärmen, schützen. Ihre Freundschaft ist also nichts als Eigenliebe, weil jeder seinen Anteil an dem gemeinschaftlichen Ich hat

und denselben mit allem Interesse zu befördern sucht. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unsers Schöpfers Geist hervorrief; und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht — ich wollte sagen in einander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und mit einander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben, wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, für dasselbe geboren würden, für dasselbe lebten, stritten, litten, für dasselbe sich freuten eines im andern und für dasselbe zu gleicher Zeit stürben. Doch ist es auf der andern Seite auch wieder erhaben, so ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hienieden durchs Dasein zu wandeln, die heilige Flamme in verschlossener, von außen schwarzer, doch innen feuerheller Brust zu schüren und rein und unentweiht mit hinüber zu nehmen ins unnennbare Jenseits; aber ich glaube mich kapabel, einem Freunde Freund zu sein und würde die Gelegenheit also nicht verschmähen, aus Liebe für den Nächsten.

Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: „Mit den Thränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen[1].“ Schämst Du Dich denn

---

[1]) Buchstäblich so in Müllers Brief. Dann fährt er mit Zimmermann fort: „Ich ergreife immer die Zuflucht zur Natur, die auch hier über unser Leben Rosen ausstreut, mit neuem Mute stärkt und sanft, fest, gutmütig, wohlthätig, freundlich, tief, heiter und tugendhaft macht“.

nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! weinen — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl u. s. w. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe; aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrner Undank, die Qual, seine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglinges Brust einstürmen: dann kann eine schwere Thräne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug'; aber mit der Thräne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in

der verlaßnen Brust und gibt dem Dulder den schönen großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Thräne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr! Denn nur das Weib darf weinen, oder der Thor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß Du an einem andern Orte das Wort „tugendhaft“ weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort „tugendhaft“ ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen; und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. (Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des Schlechten von himmelweitem Unterschied!)

Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe! Ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit[1]).

Dieser höchst charakteristische briefliche Erguß fällt zusammen mit der Zeit, da Gottfried Keller, ohne jeden zukünftigen Zweck oder geheime schriftstellerische Absicht, anfing,

[1]) Darunter als Federzeichnung ein Herz, aus dem Worte auf einen Briefbogen fallen.

„wunderliche Schreibbücher" mit idyllischen Naturbeschreibungen und religionsphilosophischen Aufsätzen anzufüllen. Der werdende Dichter und der angehende Maler ringen mit einander und vergleichen sich dann in der Weise, daß der erste dem zweiten sich zunächst dienend unterordnet.

Zürich hatte seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Anzahl glücklicher Talente hervorgebracht, welche beides, Dichtung und Malerei, zu vereinigen suchten. Zunächst Heinrich Füßli, den sog. „Londoner", und Salomon Geßner, dessen äußeres Leben manchmal auffallende Ähnlichkeiten mit demjenigen Kellers aufweist. Diese Tradition führten tüchtige Männer weiter, wie Ulrich Hegner, Martin Usteri und David Heß, die beiden letzten allerdings bloß Dilettanten in der malenden Kunst. Der durch und durch gediegene Hegner verband den Kunstschriftsteller mit dem Dichter. David Heß, der Verfasser des prächtigen Charakterbildes „Salomon Landolt", ist erst in neuer Zeit durch sein wahrhaft klassisches Buch „Johann Caspar Schweizer" in weiteren Kreisen bekannt geworden. Seine schöne Prosa erinnert an die Kellersche. Ulrich Hegner und David Heß, welche um die Zeit, von der hier die Rede ist, noch lebten, erscheinen wie eine glückliche Vorbereitung auf Meister Gottfried.

Die ersten schriftstellerischen Versuche Gottfried Kellers stammen aus dem Sommer 1836. Es sind kleine groteskromantische Erzählungen. So die „Frevelthat," eine krasse Mordgeschichte. Der Räuber Wulf hat sein lüsternes Auge auf Mirha, die fromme Pflegetochter des Eremiten Theobald, geworfen. Der Einsiedler wird umgebracht. Eifersucht erwacht in einem zweiten Bösewicht. Wulf ersticht ihn. Mirha

der verlaßnen Brust und gibt dem Dulder den schönen großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Thräne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr! Denn nur das Weib darf weinen, oder der Thor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß Du an einem andern Orte das Wort „tugendhaft" weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort „tugendhaft" ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen; und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. (Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des Schlechten von himmelweitem Unterschied!)

Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe! Ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit[1]).

Dieser höchst charakteristische briefliche Erguß fällt zusammen mit der Zeit, da Gottfried Keller, ohne jeden zukünftigen Zweck oder geheime schriftstellerische Absicht, anfing,

[1]) Darunter als Federzeichnung ein Herz, aus dem Worte auf einen Briefbogen fallen.

„wunderliche Schreibbücher" mit idyllischen Naturbeschreibungen und religionsphilosophischen Aufsätzen anzufüllen. Der werdende Dichter und der angehende Maler ringen mit einander und vergleichen sich dann in der Weise, daß der erste dem zweiten sich zunächst dienend unterordnet.

Zürich hatte seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Anzahl glücklicher Talente hervorgebracht, welche beides, Dichtung und Malerei, zu vereinigen suchten. Zunächst Heinrich Füßli, den sog. „Londoner", und Salomon Geßner, dessen äußeres Leben manchmal auffallende Ähnlichkeiten mit demjenigen Kellers aufweist. Diese Tradition führten tüchtige Männer weiter, wie Ulrich Hegner, Martin Usteri und David Heß, die beiden letzten allerdings bloß Dilettanten in der malenden Kunst. Der durch und durch gediegene Hegner verband den Kunstschriftsteller mit dem Dichter. David Heß, der Verfasser des prächtigen Charakterbildes „Salomon Landolt", ist erst in neuer Zeit durch sein wahrhaft klassisches Buch „Johann Caspar Schweizer" in weiteren Kreisen bekannt geworden. Seine schöne Prosa erinnert an die Kellersche. Ulrich Hegner und David Heß, welche um die Zeit, von der hier die Rede ist, noch lebten, erscheinen wie eine glückliche Vorbereitung auf Meister Gottfried.

Die ersten schriftstellerischen Versuche Gottfried Kellers stammen aus dem Sommer 1836. Es sind kleine groteskromantische Erzählungen. So die „Frevelthat," eine krasse Mordgeschichte. Der Räuber Wulf hat sein lüsternes Auge auf Mirha, die fromme Pflegetochter des Eremiten Theobald, geworfen. Der Einsiedler wird umgebracht. Eifersucht erwacht in einem zweiten Bösewicht. Wulf ersticht ihn. Mirha

stirbt vor Schrecken. Den verzweifelnden Wulf reißt ein wütender Eber in eine Schlucht hinab. Oder: „der Selbstmörder“. Der Jägerbursche Georg will sich aus eingebildeter Eifersucht ertränken, aber die eben badende Geliebte rettet ihn. Hinwiederum werden Abschnitte aus Eckartshausens Magie, eine Abhandlung über die Wolken aus dem „Pfennigmagazin“ abgeschrieben; 1837 folgen weitere Lesefrüchte, bestehend in Kopieen von Romanzen und Balladen, zumal von Heine, Wilhelm Müller, August Kahlert, Friedrich Besselt. Friedrich Krug von Nidda mit seinem „Nordteutschen Heldengesang in zwölf Romanzen, Heinrich der Eiserne“ machte einen besondern Eindruck. Dann kommen üppige Schilderungen von Sonnenauf- und -Untergängen, von Gewittern, wobei die Existenz des großen Schöpfers der Natur verteidigt wird. Ein Landmann sieht aus der Ferne den Blitz in sein Haus fahren und zünden. Der Heimeilende findet unter den schwarzen Balken den verkohlten Leichnam seines Weibes, ihr zur Seite die toten Kinder. Schon erscheinen einzelne Ansätze zu Tagebuchaufzeichnungen, so unterm 19. Juli 1837: „Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Von heute an über zwei Jahre, gelob' ich mir einigen Ruf zu gewinnen; wo nicht, so werf' ich die Kunst zum Teufel und lerne das Schusterhandwerk“. Darunter: „Den 19. Juli 1838. Heute ist mein neunzehnter Geburtstag und sehe ein, daß es dummes Zeug war, was ich vor einem Jahre geschrieben.“ Ein anderes Mal: „Ich habe einen halben Gulden — ein ungeheures Ereignis! Was fang' ich damit an? Heute wird Goethes ‚Faust‘ gegeben und doch hätt' ich längst gern den Wasserfall bei Erlibach gesehen. Die Wahl ist schmerzlich. Ein Meisterstück des menschlichen

Geistes und eine erhabene Naturscene! Das erste kann ich ohne Geld nicht sehen; das zweite liegt so weit entfernt, daß ich — notwendig einkehren muß. Doch es sei! Ich will den ‚Faust‘ sehen; der Wasserfall entläuft mir nicht“. Poetische Motive werden ausgeheckt, wie folgendes: „Dichtung über den Zeitstrom, verglichen mit einem Wasserfall, dessen einzelne Tropfen als Stunden, nachdem sie um die ganze Erde zirkuliert sind, nach Jahrhunderten am nämlichen Felsen einst wieder herabfließen“. Einiges dieser Art, eine Nacht auf dem Uto z. B., lassen wir im Anhange folgen. Keller liebte es damals, hochpoetische Naturbeschreibungen in eine rohe Fratze auslaufen zu lassen, was er etwa bei Heine gesehen hatte.

Als Nachklang früherer kindlicher Beschäftigungen tauchen erneute dramatische Pläne auf. Ein „Adam Wiederbauer“ nach einer Erzählung aus dem dreißigjährigen Krieg von Fouqué (Frauentaschenbuch 1820) wird erwogen und skizziert. Nach der Lektüre von „Emilia Galotti“ füllte er — wie es in dem Aufsatz: „Autobiographisches“ heißt — „wochenlang ein dickes Manuskript mit der krassesten Nachahmung an. Alle Gestalten, der Fürst, der Höfling, die Maitresse u. s. w. fanden sich vor. Nur war der Vater des Virginischen Opfers ein furchtbar ernster Historienmaler mit republikanischer Gesinnung und Witwer, so daß er ganz allein über die Tochter wachen mußte. Indem mein Marinelli dem Fürsten den furchtbar ernsten Charakter des Alten beschrieb, hielt er ihm einen ziemlichen Vortrag über den Unterschied zwischen der Historien- und Landschaftsmalerei, wie diese ein sorglos lustiges Völklein hervorbrächte, während jene nur von düstern, wo nicht blutgierigen Graubärten betrieben würde, mit denen sich nicht

spaßen ließe. Wenn das traurige Manuskript mir später in die Hände fiel, so war dies die einzige Stelle, welche mir einige Fröhlichkeit erregte. Noch eine Verbesserung habe ich anzuführen, die ich erfand. Statt Lessings Einer Orsina schuf ich zwei Maitressen, welche fortwährend mit einander zankten und sich Fußtritte versetzten.“

Dieses auf drei Akte angelegte, zum größern Teil ausgeführte Stück, dessen Schema am 28. Januar 1837 entworfen wurde, heißt „Der Freund“. Die Hauptpersonen sind Johann Römer, Maler, großer, schöner Mann, „effektvoll“ und voll Gefühl für Ehre und Freiheit. Sein verstorbenes Weib hat ihm ein Kleinod, eine achtzehnjährige Tochter hinterlassen, Anna, schön, unschuldig, naiv. Lisette Blondel, dumme Maitresse, 29 Jahre alt. Mademoiselle de Saintrie, 24 Jahre alt, reizend, bisherige Favoritin des Fürsten. Der Herzog, ein arger Wüstling und Verschwender, hat ein Gesindel von Hofschranzen um sich gesammelt, meistens ehemalige Schauspieler und Lumpazi-Vagabunden. Sein Vertrauter ist Anton Grinelli, ein italienischer Sänger. Der erste Akt zeigt den Fürsten bei seinen zwei Frauen, den Morgenthee schlürfend. Er frägt gähnend: „Was werden wir wohl anfangen bis zum Abend?“ worauf die Saintrie schnippisch entgegnet: „Nun, das ist wieder einmal eine großherzogliche Frage, deren sich ein fleißiger Schuster schämen würde!“ Grinelli, zugleich Römers falscher Freund, soll Anna an den Herzog, der jene auf dem Ball erblickt, verkuppeln, möchte sie jedoch selbst besitzen. Der Vater erklärt seiner Tochter das von ihm gemalte Bild, den Tod der Lukretia. Ein Fluchtversuch der beiden wird durch Grinellis Heimtücke vereitelt. Anna soll sich dem Fürsten ergeben, oder ihren

Vater sterben sehen. Sie wählt das erstere. Römer, von der Saintrie aus dem Kerker befreit, eilt herbei und ersticht den Herzog. Grinelli wird von dem Volke gestürzt.

Die von Keller oben erwähnte Stelle der 3. Szene des ersten Aktes (am Ostersonntag 1837 geschrieben), worin Grinelli dem Herzog die Art des widerborstigen Römer schildert und ihm dabei die verschiedenen Malerklassen auseinanderhält, lautet:

Grinelli: — — „Es gibt unter den Söhnen der Kunst eben so gut verschiedene Klassen, wie unter den Spitzbuben des Mohren in Schillers „Fiesko“. Um Ihnen unsern Mann zu schildern, muß ich Ihnen dieselben aufzählen! Von der Landschaftsmalerei wollen wir gar nicht reden, denn das sind eigentliche Tagdiebe, die nur des Genusses willen leben, Idyllenjäger voll Abendrot und Mondschein! Kehren wir uns also zu den Historikern, d. h. zu denen, welche von der Scheitel bis zur kleinen Zehe mit hohem Genius und Antike angefüllt sind, welche mit dem Stolze eines Hahns, der auf dem Mist steht, auf die gescheiteren Enten herunterblicken, welche im lieblichen Teiche sich tummeln; einige fühlen diesen Stolz mit edelm Rechte, die meisten aber zu ihrem eigenen Spotte. Diese sogenannten Historiker nun zerfallen in drei Klassen. Die erste ist die unwürdigste, aber die glücklichste; denn sie enthält diejenigen Maler, welche die Boudoirs der großen Damen mit Dianen im Bade, mit Venus und Amor, mit keuschen Susannen u. s. f. anfüllen, welche nur dem Publikum zu Gefallen leben, im Grunde weniger Genie als Geschmack besitzen und Raphaels hohen Geist nur in seinen Engelsköpfen studieren, um etwa einen blin-

zelnden Amor daraus zu formen. Die zweite zählt die Maler des Papsttums, die Bibelausleger, nämlich die Unzahl der Madonnenfabrikanten. Die frommen Seelen, welche uns immerwährend mit Petri Fischzuge, der Speisung der 5000 Männer, mit Elias Himmelfahrt u. s. w. ergötzen und erbauen; von dieser Gattung sind unter zehn Subjekten neun überflüssige. Zur dritten Klasse endlich gehören die wahren, die eigentlichen Historienmaler, die nur in der alten Heldengeschichte zu Hause sind, deren Gemälde mit Heldengedichten und großen Dramen in gleichem Range stehen. Diese werden ihnen immer nichts als Brutus, Belisar, Cato, Leonidas, Herrmann und wie sie alle heißen mögen, zeigen, und sind die ärgsten Rappelköpfe, die es je gegeben; gehen nur ins Theater, wenn ‚die Verschwörung des Fiesko‘, ‚Wilhelm Tell‘, ‚Kabale und Liebe‘ oder ‚Emilia Galotti‘ gegeben wird. Sie sind meistens arme Teufel und nehmen an allen politischen Händeln lebhaften Anteil, weil sie von den Fürsten selten geliebt werden; und zu diesen gehört unser Freund Johann Römer.“

Die Skizzenbücher Gottfried Kellers aus den Jahren 1837—38 enthalten mehr Geschriebenes als Gezeichnetes. Philosophische Betrachtungen über die bildende Kunst werden häufiger. Malerische Motive, die sich seinem scharfen Auge auf Spaziergängen boten, werden erst kurz notiert, allmählich breit beschrieben, so: bestimmte malerische Partieen am Albis, an der Sihl und Limmat, beim Kloster Fahr, kleine Wasserfälle mit Felsen und Weiden, am Wolf- und Hegibache. Dieses Beschreiben geht nach und nach in malende Dichtung über. Z. B. „Abend. Ein reizender See von rötlich

schimmernden Gebirgen umzogen; der Abglanz der schönsten Abendröte. Rechts im Vorgrund auf einem Hügel ein Kirchlein mit einem kleinen Kirchhofe voll Anker, Kreuze und dergleichen. Hinter demselben erhebt sich eine steile schön geformte Felswand, welche mit dem Kirchlein dunkel in die feurige Luft hinausragt. Auch glänzt letztere durch die gotischen durchbrochenen Fenster und Türmchen des Gotteshäuschens. Ein schlängelnder Weg führt durch Gebüsch zu demselben empor; links aber führt er in ein heimliches Dörfchen, von dem man aber nur einige Strohdächer hinter Bäumen hervorragen sieht. Eine ebenfalls von der gesunknen Sonne gerötete Rauchsäule steigt still in die schon dämmernde Luft und verkündet dem Beschauer, daß die harmlosen Bewohner dieses stillen Dörfchens ihre Abendmahlzeit bereiten. Die violette Dämmerung ruht schon auf dieser Seite und wirkt wohlthuend auf die Helle, die noch jenseits über dem See leuchtet. Staffage: ein Mädchen mit einem kleinen Knaben, welche vom Kirchlein herkommen."

„Kornfelder von der Sonne heiß und golden beleuchtet, die sich in ferne Triften verlieren, welche von azurblauen Bergen begrenzt werden. Der Vorgrund eine ländliche Kapelle, vom alten Nußbaum beschattet, dann ein kühlender Bach mit blumigem Bord und links eine Gruppe jüngerer schlanker Bäume. Den Vorgrund bildet eine erquickende kräftige Schattenmasse, welche die von der Mittagssonne beglänzten Felder um so brennender hervorhebt. Unter dem wirtlichen Vordach der Kapelle eine Gruppe von Landleuten, welche, am Boden hingestreckt, ihr einfaches Mahl genießen, von muntern Scherzen, von der Freude über die reichliche Ernte gewürzt."

zelnden Amor daraus zu formen. Die zweite zählt die Maler des Papsttums, die Bibelausleger, nämlich die Unzahl der Madonnenfabrikanten. Die frommen Seelen, welche uns immerwährend mit Petri Fischzuge, der Speisung der 5000 Männer, mit Elias Himmelfahrt u. s. w. ergötzen und erbauen; von dieser Gattung sind unter zehn Subjekten neun überflüssige. Zur dritten Klasse endlich gehören die wahren, die eigentlichen Historienmaler, die nur in der alten Heldengeschichte zu Hause sind, deren Gemälde mit Heldengedichten und großen Dramen in gleichem Range stehen. Diese werden ihnen immer nichts als Brutus, Belisar, Cato, Leonidas, Herrmann und wie sie alle heißen mögen, zeigen, und sind die ärgsten Rappelköpfe, die es je gegeben; gehen nur ins Theater, wenn ‚die Verschwörung des Fiesko‘, ‚Wilhelm Tell‘, ‚Kabale und Liebe‘ oder ‚Emilia Galotti‘ gegeben wird. Sie sind meistens arme Teufel und nehmen an allen politischen Händeln lebhaften Anteil, weil sie von den Fürsten selten geliebt werden; und zu diesen gehört unser Freund Johann Römer.“

Die Skizzenbücher Gottfried Kellers aus den Jahren 1837—38 enthalten mehr Geschriebenes als Gezeichnetes. Philosophische Betrachtungen über die bildende Kunst werden häufiger. Malerische Motive, die sich seinem scharfen Auge auf Spaziergängen boten, werden erst kurz notiert, allmählich breit beschrieben, so: bestimmte malerische Partieen am Albis, an der Sihl und Limmat, beim Kloster Fahr, kleine Wasserfälle mit Felsen und Weiden, am Wolf- und Hegibache. Dieses Beschreiben geht nach und nach in m a l e n d e D i c h t u n g über. Z. B. „Abend. Ein reizender See von rötlich

schimmernden Gebirgen umzogen; der Abglanz der schönsten Abendröte. Rechts im Vorgrund auf einem Hügel ein Kirchlein mit einem kleinen Kirchhofe voll Anker, Kreuze und dergleichen. Hinter demselben erhebt sich eine steile schön geformte Felswand, welche mit dem Kirchlein dunkel in die feurige Luft hinausragt. Auch glänzt letztere durch die gotischen durchbrochenen Fenster und Türmchen des Gotteshäuschens. Ein schlängelnder Weg führt durch Gebüsch zu demselben empor; links aber führt er in ein heimliches Dörfchen, von dem man aber nur einige Strohdächer hinter Bäumen hervorragen sieht. Eine ebenfalls von der gesunknen Sonne gerötete Rauchsäule steigt still in die schon dämmernde Luft und verkündet dem Beschauer, daß die harmlosen Bewohner dieses stillen Dörfchens ihre Abendmahlzeit bereiten. Die violette Dämmerung ruht schon auf dieser Seite und wirkt wohlthuend auf die Helle, die noch jenseits über dem See leuchtet. Staffage: ein Mädchen mit einem kleinen Knaben, welche vom Kirchlein herkommen."

„Kornfelder von der Sonne heiß und golden beleuchtet, die sich in ferne Triften verlieren, welche von azurblauen Bergen begrenzt werden. Der Vorgrund eine ländliche Kapelle, vom alten Nußbaum beschattet, dann ein kühlender Bach mit blumigem Bord und links eine Gruppe jüngerer schlanker Bäume. Den Vorgrund bildet eine erquickende kräftige Schattenmasse, welche die von der Mittagssonne beglänzten Felder um so brennender hervorhebt. Unter dem wirtlichen Vordach der Kapelle eine Gruppe von Landleuten, welche, am Boden hingestreckt, ihr einfaches Mahl genießen, von muntern Scherzen, von der Freude über die reichliche Ernte gewürzt."

„Wilde, aber erhabene Gebirgslandschaft. Im rechten Vordergrund ein uraltes kunstloses Grabmal mit Moos und Epheu überwachsen. Am Fuße desselben ein Haufe von Menschen- und Tierknochen, Menschenschädeln und Pferdeköpfen, auch etwa ein noch mit den Hörnern versehener Ochsenschädel, alles wild durch einandergeworfen und mit Kräutern und Gras durchwachsen. Über dem Grabmal erhebt sich eine abgestorbene Fichte oder Tanne. Der ganze Vorgrund wird durch einen den Mittelgrund bildenden finstern Tannenforst eingeschlossen, hinter welchem mächtige Berge sich erheben. Die Luft besteht beinahe aus einer einzigen schwarzen Wetterwolke, welche von einem blendenden Sonnenstrahl durchstochen wird; dieser beleuchtet nur das Grabmal mit den Gebeinen, welche als die einzige Lichtpartie das finstere rauhe Bild dominieren. Ein seltsamer Mann steht nachdenkend davor auf einen Knüttel gestützt."

„Eine Eichenfamilie. Baumgruppe, an einem Abhange ein seiner Äste beraubter, längst abgestorbener Eichstamm mit einer dichten Moosdecke überzogen, als der Urgroßvater dieser Familie. Ihm zur Seite zwei ebenfalls alte, schon vieler Blätter und Äste beraubte, doch noch mächtige Eichen, als seine Söhne; um diese herum mehrere jüngere Eichbäume in der vollsten Kraft und endlich, um alle und zwischen allen herum verteilt, ganz junger Eichenschlag als die spätesten Enkel des alten Stamms. Dieses ganze kleine Wäldchen ist nach und nach aus den Früchten des alten erwachsen und schützt und ehrt ihn jetzt, da er seines Schmuckes beraubt ist, mit seinen jungen grünen Laubgewölben. Eine Schar von Vögeln fliegt aus und ein bei dieser ehrwürdigen Haushaltung."

Daran reihen sich Ergüsse wehmütiger Art, etwas wie Grüne Heinrich-Stimmung: „Preise der Thor sich glücklich, der nie den innern Wert der Kunst empfunden hat! Denn in seliger Trägheit fließen seine Tage dahin; während der andere, das Licht im Auge, seine Ruhe zerfetzt, rastlos sein Ideal verfolgt, das Leben verscherzt, sich durchringt, um — am Ziele zu Grunde zu gehen". Ein Kellersches Stammbuchblatt aus dieser Periode lautet:

„Dort, wo der Weltgeist in stiller Größe waltet, immer neue Wunder schaffend, am Donner des schäumenden Wasserfalles oder beim Glanze jener leuchtenden Systeme, die über uns sich kreuzen, findet der wahre Mensch seine heiligsten Stunden. So auch Du, mein Freund! Du stehst am Eingange einer Epoche, die Dir tausend Genüsse in steter Abwechslung darbieten wird; aber über allen Wundern der Ferne vergiß nie die herrliche Natur, die silbernen Gebirge Deines Vaterlandes und den, der diese Zeilen Deinem Andenken schreibt!"

(Geschrieben ins Stammbuch meines Freundes Carl Lämmlin von Schaffhausen*), Ostern 1837.) Und ein anderes Albumblatt für Ferdinand Wuhrmann spricht folgenden Gedanken aus:

„Wenn Du kannst, so laß ab vom Kleinen und suche das Große!

Zürich, d. 27. Juli 1837."

---

*) Carl Heinrich Lämmlin, Uhrenmacher, Sohn des Stadtrats Lämmlin aus Schaffhausen, geb. 1818, starb schon 1848.

Auch von seiner fortgesetzten massenhaften Lektüre gibt der Jüngling Rechenschaft und schildert neue Eindrücke. So lernt er im Juli 1838 Hauffs Werke kennen, Balzacs philosophische Studien. Zu Viktor Hugos Trauerspielen bemerkt er: „Lucretia Borgia“ scheint mir zu stark für die Bühne zu sein. Es häufen sich da so viele Missethaten, Blutschande, Vergiftungen u. s. w., als sie nur irgend ein übertriebener verunglückter Tragödienschmied anhäufen kann. Jedoch sind sie faktisch. ‚Marie Tudor‘ und ‚der Tyrann von Padua‘ sind wahrhaft schöne Stoffe. Der Stil erinnert mich ganz leise an Shakespeare. Jedoch befriedigt er nicht ganz. Er mag doch ein wenig zu einfach sein an manchen Stellen.“

Unvermerkt stellten sich auch die ersten Verse ein. Eine zarte Jugendliebe und das Herzeleid um die früh Geschiedene hat dieselben gezeitigt. Keller hatte seit geraumer Zeit eine Neigung zu der Schwester eines frühern Schulkameraden, der Tochter eines Züricher Hafnermeisters, gefaßt. Henriette Keller (geb. 1818) hieß das schlanke liebliche Mädchen. Es wohnte mit seiner Mutter, die von dem verfahrenen Gatten geschieden war, bei der Mutter des Dichters und brachte oft gleichzeitig mit diesem die Sommertage in Glattfelden zu. Ihr Bruder, Eduard Keller, von Beruf Bäcker, trat später in neapolitanische Dienste und ist verkommen. Die Familie siedelte von Zürich nach Richtersweil über. Mit siebzehn Jahren begann Henriette sichtlich dahin zu welken; neunzehnjährig ist sie gestorben. Sie liegt begraben zu Richtersweil am Zürichsee. Eine Gruft hat Enkelin und Großvater, bei dem sie in der letzten Zeit weilte, aufgenommen. Nach dem Kirchenbuche von Richtersweil

wurden am 22. Mai 1838 beerdigt: Heinrich Gattiker, 69 Jahre alt und Henriette Keller von Zürich, ihres Alters 19 Jahre, 6 Monate und 8 Tage. Im ältesten Skizzenbuche Gottfried Kellers steht unter dem 14. Mai[1]) 1838 der lakonische Eintrag: „Heute starb Sie!" Eingelegt ist eine schöne Aquarelle, den schneebedeckten Kirchhof von Richtersweil darstellend. Rechts hinter der grauen Kirche ragt aus dem Schnee ein bekränzter Anker. Im Hintergrunde der See und die zu beiden Seiten abschließenden Höhenzüge. Auf dem nächsten Blatte steht folgendes, leicht Heinesierende Gedicht:

„Das Grab am Zürichsee.

Wo die blaue Ferne dämmert
An dem hellen Wasserspiegel
Liegt ein flurenreiches Dörfchen,
Und im Dörfchen liegt ein Kirchhof.

Und im Kirchhof wölbt ein Grab sich
Frisch und weit, denn es umschließet
Eine früh verblichne Jungfrau,
Einen alt ehrwürd'gen Greis.

Auf dem teuren Grabe blühet
Eine keusche weiße Rose
Neben einem Lorbeerstrauche,
Von der Liebe drauf gepflanzet.

Und wenn ich das Grab erblicke,
Will es mir das Herz zerreißen:
Meiner Jugend schönstes Hoffen
Hat der Tod hineingelegt.

Den 29. Mai 1838. G. K."

[1]) Das Datum des 14. scheint nicht ganz richtig zu sein.

Das ist die tote Anna aus dem „Grünen Heinrich“. Künstlerische Rücksichten nötigten den Dichter zu einigen Änderungen der Wirklichkeit. Der Zürichsee wandelt sich zum kleinen blauen Seelein, an dem ihr väterliches Haus liegt. An die Stelle des unbrauchbaren Vaters tritt der Schulmeister von Glattfelden, bei dem Gottfried Keller sein „Henriettli“ etwa gesehen haben mochte.

In den reichen Liederjahren 1844—45, da seine Lyrik mit fast elementarer Gewalt sich Bahn brach, galten die ersten Lieder der Erinnerung an die tote Geliebte. Damals entstand der Cyklus „Siebenundzwanzig Liebeslieder“. Einzelnes daraus wurde zuerst im Stuttgarter „Morgenblatt“ von 1845, dann im 2. Bande von Fröbels „Deutschem Taschenbuch“ (1846), vermehrt im ersten Band der Gedichte (1846) mitgeteilt. In den Gesammelten Gedichten steht kaum noch die Hälfte jener Lieder, unter der Rubrik: „Erstes Lieben“.

Mit dem stimmungsvollen, von Wilhelm Baumgartner so schön komponierten

„Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn,
Wo die Silbersaite, angeschlagen,
Klar, doch bebend gab den ersten Ton“

hebt der Cyklus an. In jener entschwundenen Zeit ist die Jugendliebe leise erwacht. Halb Kind, halb Jüngling fand er sie und läßt sie klingend mit ihrem ganzen Hofe bei sich einziehen. Dem in grüner Laube von der Himmelsleiter, an welcher Liebesengel auf- und niederschweben, Träumenden und plötzlich Erwachenden verrät sich das fliehende Liebchen, das ihn belauschte. Die Sommernacht leiht ihm als Saitenspiel all' ihre Silberbrünnlein zum Ständchen; die Sterne

leuchten ihm als Fackelträger. Seinem Gotte, der ihm im Bergwald erscheint, plaudert er nur von seinem schönen Kind und erhebt seine Stimme zu der herzlichsten Bitte um eine Mitgift —

„Dann trug ich ihm auch klagend vor,
Wie ich so gar ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
Um Tisch und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland,
Um eine ganze Heimat traut,
Darin ich Dich empfangen könnt'
Als reichgeschmückte Herzensbraut",

worauf ihm der Herr seine ganze Schöpfung zur Verfügung stellt, ihm den blühenden Lenz als Brautführer, ihr Anmut und immergrünen Jugendsinn als Ehrendame und Page zur Seite gibt. So ist das Haus, in welches die Geliebte einziehen soll, aufs beste bestellt. Einst hat die Kirche beide, wie zwei Fische im Netz, eingefangen. Während die Gemeinde schläft und die lange dünne Predigt wie ein freundliches, durch Gebüsch murmelndes Wiesenbächlein sich um die Pfeiler schlängelt, wachen nur er und die Liebste. Im Herbst, als das Laub sinkt, trifft er sie im Walde. Auf dem blassen Antlitz liegt's wie feierliche Verklärung bei erlöschendem Abendrot. Der Winter naht. Liebchen liegt ernstlich krank. Wiederum Frühling. Hyacinthen duften hinter geschlossenen Fenstern. Weiße Todesrosen blühen auf den bleichen Wangen der Jungfrau. Der Mai bettet sie in ein Blumengrab.

„Ja, das ist der alte Kirchhof,
Der in blauer Flut sich spiegelt,
Und in seiner dunkeln Erde
Liegt mein Heiligstes versiegelt."

Der Dichter aber schaut trotzig in die aufgehende Sonne und in das vor ihm liegende Leben.

Im Malwesen war eine Stockung eingetreten. Kellers Mappen weisen aus dieser Zeit nur wenig auf: eine Federzeichnung der Züricher Bastion, „die Katz'" geheißen, mit dem Wasserturm, eine Ansicht der sogen. Teufelsbrücke über die Glatt bei der alten Mangoldsburg (Frühjahr 1840), sowie zwei Veduten von Richtersweil. Dagegen las und schrieb er unaufhörlich.

Er war jetzt zwanzig Jahre alt geworden. Es liegt ein Brief vor, in welchem er der damaligen unbehaglichen Geburtstagstimmung Ausdruck verleiht. Man wird ihn nicht ohne Bewegung lesen. Seine Zuflucht und sein Trost ist auch diesmal wieder die Mutter Natur.

3. An Johann Müller in München[1].

Zürich, den 20. Juli 1839.

„Mein Freund! — — — Gestern bin ich unter einem schrecklichen Donnerwetter in mein einundzwanzigstes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahr alt und kann noch nichts und stehe immer auf dem alten Fleck und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen gestrigen Geburtstag habe ich auf eigne Weise gefeiert. Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im

[1]) Müller lag damals seinem Architekten-Studium in München ob.

Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stund und mir durchaus keine erfreulichen Aspekten gewähren wollte; also in meiner Kammer saß ich und hegte grämliche Gedanken. Da dacht' ich: was frommt dir das Grübeln und Murren? Du mußt hinaus und deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude.

Und auf sprang ich und nahm Mütze und Stock; wie ich aber in meine Tasche griff (und ich da unter Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen bloß einen rostigen Batzen vorfand), da verschwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen stinkenden Rauch, und ich sank ganz mechanisch und langsam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre es mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte sich heut kein einziger sehen lassen; denn wo kein Geld ist, da gibt's auch keine Freunde, das ist ein alter Satz, und ich mußte also meinen Geburtstag mit durstiger Kehle und niedergeschlagenem Herzen in meinem Kämmerlein versitzen.

So klebte ich auf meinem Sessel und schnitt jämmerliche Gesichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde im Schützenplatz angefangen stand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich sprang zum zweiten Mal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Ütliberges stand. Dort setzte ich mich unter den großen Felsen am „Leiterli", stopfte etwas ruhiger meine Pfeife und fing mit langen majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe

die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen; nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen, und der Donner stimmte seine untersten Baßsaiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon, daß ich nicht vergebens da hinauf gerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf ein Mal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, so daß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hinein sah und nördlich durchs ganze Limmatthal hinunter und ins Rheinthal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vorgrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick, und ich hätte mir diese Stunde um 100 Maß Bier nicht abkaufen lassen.

Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch ein Mal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als ein Kamel auslachst.

Lebe wohl und sei solid!"

Dem ungewissen Zustande mußte ein Ende gemacht werden. Keller faßte den tapfern Entschluß, mit seiner

Kunst von vorne anzufangen und eine regelrechte Schule durchzumachen. Eine Anzahl junger Züricher Kupferstecher, Koloristen und Maler, darunter nähere Bekannte, befanden sich in München. Dort war auch Johann Müller. Dorthin zu kommen, war nun sein Streben.

Noch sollte er in der Heimat Zeuge eines geräuschvollen öffentlichen Ereignisses werden. Seit der Julirevolution wehte auch durch den Kanton Zürich der frische Hauch der neuen Zeit. Das herrschende radikale System stützte sich namentlich auf die von der langen städtischen Unterjochung entlastete Landschaft. Die Jugend warf sich mit Ungestüm der freiheitlichen Bewegung in die Arme. Indessen wurde höchst unklug der Bogen zu straff gespannt. Die Züricher Regierung erregte durch die Berufung von David Friedrich Strauß auf den Lehrstuhl der neutestamentlichen Theologie an der Landesuniversität große Unzufriedenheit unter den Konservativen und der Mehrheit des Landvolkes, das in Glaubensdingen keineswegs radikal dachte. Die Bewegung, hüben und drüben geschürt, griff drohend um sich. Am 6. September 1839 führte der fanatische Pfarrer Bernhard Hirzel einige tausend Männer der Landschaft gegen die Stadt. Gottfried Keller, selbstverständlich ein eifriger „Strauß", d. h. ein Radikaler, befand sich während jener stürmischen Herbsttage in Glattfelden. Am Vormittage des 6. September war er eben mit dem Oheim Scheuchzer mit Emden beschäftigt, als es Sturm läutete. Er warf seine Gabel weg und eilte, ohne etwas zu genießen, nach der entfernten Hauptstadt, seiner bedrohten Regierung beizustehen. Man riet ihm an, nicht auf offener Landstraße, sondern auf Fußwegen Zürich zu gewinnen, da er als ein „Strauß" von

den Bauern totgeschlagen werden könnte. Bekanntlich kostete dieser Putsch der obersten Landesbehörde ihre Sessel. Bürgermeister Heß, den Gottfried Keller seitdem grimmig haßte, wurde an die Spitze der neuen Regierung gestellt. Nur langsam kühlten sich die Gemüter ab.

Eine kleine väterliche Erbsumme lag in Glattfelden unter der Verwaltung des Oheims. Es bedurfte einer besonderen Sitzung der Gemeindebehörde, deren Verlauf in dem Kapitel „Das Pergamentlein“ im neuen „Grünen Heinrich“ jedenfalls wiederum nach dem Leben geschildert ist, und der einflußreichen Fürsprache des Vormundes, um das Erbe herauszubekommen. Gottfried Keller betrieb im Spätherbste die Angelegenheit selber. Die Mutter forderte ihn zur Heimkehr auf: „Das schöne Wetter zum Zeichnen wird wahrscheinlich vorbei sein. Wenn Du wegen dem Erbgut weiter Dich nicht aufzuhalten hast, so ist es besser, Du kommest nach Hause, um Dich der Kälte und dem Gespött der Frauenzimmer nicht länger auszusetzen. Deine Wärme gegen sie wird freilich gegenwärtiger Witterung gleich sein.“ Das alte Pergamentlein von 1539, das „seit dreihundert Jahren von Geschlecht zu Geschlecht gegangen“, wurde versilbert. Ein zweites vom Jahre 1583 blieb als Notpfennig unangetastet und hat sich bis auf Kellers letzte Jahre hinaus in dessen Besitze befunden. Dann schickte er sich voll Ungeduld und hoffnungsreicher Weltfreude an, seinen Bündel zu schnüren.

2. In München.

(Mai 1840 bis November 1842.)

Gottfried Keller stand im einundzwanzigsten Lebensjahre, als er Zürich in der Absicht, die Akademie in München zu beziehen, verließ. Ohne die Ausfertigung seines Reisepasses abzuwarten, eilte er acht Tage nach Ostern, am 26. April 1840 fort, bare fünfzig Gulden, ungefähr den vierten Teil seines väterlichen Erbgutes, in der Tasche. Das Verzeichnis der mitgenommenen Habseligkeiten weist u. a. ein Dutzend Bücher auf, neben zwei Bänden Goethe, neben Salomon Geßners Briefwechsel mit seinem Sohne, den beiden Friedriken (von Freieisen), einer Mythologie und Diderots Versuch über die Malerei — Knigge, über den Umgang mit Menschen, sowie eine Flöte. Dazu drei Skizzenbücher und ebenso viele Mappen, gefüllt mit Studien, Kupferstichen, Vorlageblättern von Calame u. s. w. Die erste Station wurde in dem benachbarten thurgauischen Frauenfeld bei Johann Müller gemacht, wohin auch der Paß nachkam. Da derselbe jedoch fälschlich nach Italien visiert war, verzögerte sich die Weiterreise bis zu Ende der ersten Maiwoche. Der Mutter dankte er von hier aus — ohne Zweifel als Ersatz für den kurzen mündlichen Abschied — brieflich für alles, was sie bisher an ihm gethan; er anerkenne es wohl, trotz seiner rauhen Außenseite. Er könne nun einmal keine schönen

Worte machen, empfinde aber alles, was ein rechter Sohn empfinden müsse.

Die Fahrt ging — wie es im alten „Grünen Heinrich" heißt — „den Rhein hinauf und Hussens Brandstätte vorbei". Einem Anflug von Heinesierender Laune entsprangen der Erinnerung später (1844) die Verse:

„Bei Kostnitz drück' ich die Augen zu,
Das ist eine böse Stadt,
Wo lichterloh gebrunnen hat
Der Huß. Mein Schiff, fahr zu!"

Unter abermaligen Hindernissen wurden zu Schiffe Rorschach und Lindau erreicht. Von da führte eine eben heimfahrende Münchener Kutsche die Reisenden ans Ziel. Kellers Gefährten waren ein Landsmann, der taubstumme Porträtmaler Ulrich Steffen aus Wülflingen, sodann ein flotter junger Lyoner Handwerker und ein norddeutscher Kaufmann. Bei der ersten Mittagsrast in Memmingen trug sich jener kleine Zwischenfall zu, der abermals im frühern „Grünen Heinrich" erzählt wird. Königliche Beamte nehmen dem jugendlichen Reisenden, der beim Verlassen der Gaststube seine Mütze etwas verfrüht aufgesetzt, dieselbe vom Kopf herunter, worauf der Graf den Gedemütigten in Schutz nimmt. Nur passierte die Geschichte dem Lyoner Jünglinge, welchem ein bairischer Kreisrichter den Cylinderhut herunterriß, um ihm Respekt vor des Königs Rock beizubringen. Der norddeutsche Kaufmann, der seit zwanzig Jahren in Memmingen ankehrte, erklärte dem Wirt, er werde die grobe Stadt von nun an meiden.

In München bezog Gottfried Keller fürs erste Jahr das an der Neuhauserstraße Nr. 22, rückwärts über drei Stiegen gelegene Zimmer, welches sein Freund Johann Müller kürzlich

verlassen hatte. Der Mietsherr war ein ärmlicher Schneider. Im Oktober rückte ein Stubengenosse, ein Züricher Bekannter, Fischer, Kolorist, nach, mit dem er bis zum nächsten Frühjahr zusammen hauste. Dann siedelte er in die Lerchenstraße Nr. 40 und im Frühling 1842 in die Schützenstraße Nr. 3 über. Die neue Welt kam ihm glänzend und bunt genug vor. München befand sich damals unter Ludwig I. in blühendstem Aufschwunge begriffen, zumal nach der künstlerischen Seite. Schon prunkten die großen Bauwerke; die feierlich steife Ludwigsstraße war angelegt; hunderte von Künstlern arbeiteten für den König. Im „Grünen Heinrich" ist diese rege Kunstthätigkeit geschildert. Die dort erwähnten vergoldeten Ahnenbilder, die in den Gießhäusern eben vollendet wurden, sind Schwanthalers Wittelsbacher Statuen für den Thronsaal; die von einem schlichten Meister bemalten langen Hallen mit italienischen und hellenischen Landschaften Karl Rottmanns berühmte Fresken in den Arkaden und in der neuen Pinakothek. Am wenigsten behagte dem Neuling die eingeborene Bevölkerung. In unwirscher Erinnerung trug er 1843 als Anfang eines Sonetts die Verse in sein Skizzenbuch ein:

„Ein liederliches, sittenloses Nest
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heil'genbilder, Knödel, Radiweiber."

Dagegen lebte er sich gleich in den ersten Tagen in einen engen Kreis von Schweizern ein, die abends beim Wagnerbräu zusammenkamen, darunter ein um fünf Jahre älterer Züricher Landsmann und Nachbar vom Rindermarkt, der Maler Hegi, sowie ein Studierender der Chemie, der

nachmalige treffliche Arzt Ferdinand Wydler aus Aarau. Ihnen schlossen sich an der talentvolle Maler Rudolf Leemann, der biedere Hans Bendel aus Schaffhausen, ein Lieblingsschüler Kaulbachs, der Kupferstecher J. C. Werdmüller von Zürich, der Maler Eduard Süffert aus Basel, der St. Galler Emil Rittmeyer, ebenfalls Kaulbachschüler, der lustige Architekt Karl Curti von Rappersweil, später Stadtschreiber daselbst u. a. Die in München studierenden helvetischen Jünglinge hatten sich kurz zuvor zu einer Landsmannschaft zusammengethan, die indes, obrigkeitlich niemals bestätigt, auf schwachen Füßen stand und froh war, künstlerischen Zuwachs zu erhalten.

Johann Salomon Hegi, zuerst wider seinen Willen zum Kaufmann bestimmt, besuchte seit drei Jahren die Münchener Akademie und lag der Historien- und Genremalerei ob. 1844 ging er nach Genf in die Schule Hornungs, ein Jahr später nach Paris. 1849 unternahm er eine künstlerische Entdeckungsfahrt nach Mexiko, von der er erst nach elf Jahren in die Schweiz zurückkehrte, wo er abwechselnd in Schaffhausen und Genf als Zeichner zu naturwissenschaftlichen Werken thätig war. Heute lebt der alte Herr in guter Rüstigkeit in Zürich. Seine mexikanischen Skizzenbücher enthalten ein namentlich in ethnographischer Hinsicht außerordentlich reiches Material. Mit Gottfried Keller, dem er in allerlei Nöten und Fährlichkeiten ein treuer Freund wurde, blieb er bis zu dessen Tod in Briefwechsel.

Einen anderen braven Landsmann fand Keller an Hans Bendel von Schaffhausen. Derselbe, 1814 geboren, war mit zwanzig Jahren als Flachmaler nach München gewandert und bei Hofvergolder Spahn in Arbeit getreten.

In der Residenz oder in der Leuchtenbergischen Galerie arbeitend, pflegte er während der Mittagspause fleißig Bilder zu kopieren. Dabei überraschte ihn einst Wilhelm Kaulbach und verwunderte sich über die Fertigkeit des Handwerkers, dessen bescheidene Mittel die Ausbildung der lange gehegten Neigung bis jetzt nicht gestatteten. Er ermunterte ihn, ganz zur Kunst überzugehen und erteilte ihm selbst Privatunterricht. Auf des Lehrers Rat komponierte Bendel die Hauptereignisse der Appenzellerkriege. Er gehörte zu den vier Schülern, welche Kaulbach im Oktober 1834 mit auf seine zweite italienische Reise nahm. Außer Bendel und Anton Teichlein zogen noch zwei Schweizer mit, Eduard Hauser und Emil Rittmeyer[1]), beide aus St. Gallen stammend. Bendel wurde nach der Rückkehr Kaulbachs Gehilfe beim Illustrieren von Goethes und Schillers Werken. Ebenso verfertigte er Zeichnungen zu Hebels Gedichten, zu Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", zu Jeremias Gotthelfs „Uli der Knecht", zu den „Enkeln Winkelrieds" von Salomon Tobler. Ein Totentanz in sechsunddreißig Blättern erschien 1852. 1851 ging er nach der Vaterstadt zurück, um die neu erbaute Villa Charlottenfels mit Scenen aus der Schweizergeschichte auszuschmücken. Nach Vollendung dieser Arbeit erkrankte er und starb am 28. November 1853 in Schaffhausen. Rudolf Leemann, der allezeit lustige „Ruedi", geb. 1812, stammte aus einem Aargauer Pfarrhause. 1831 war er nach Zürich gekommen, 1835 nach München, wo er vierzehn Jahre lang

[1]) Nicht Reitmeier, wie Hans Müller in seinem Buche Wilhelm Kaulbach 1, 351 und 360 schreibt. Auch ist Emil Rittmeyer (geb. 1820) keineswegs „verschollen", sondern lebt noch in seiner Vaterstadt als geehrter Künstler.

blieb. Nachher hielt er sich an verschiedenen Orten der Schweiz auf, von 1854 an dauernd in Zürich. Hier ist er 1865 gestorben.

Bei einer Zusammenkunft der Schweizer im „Buttermelchergarten“ zur Sempacher Schlachtfeier 1840, zu deren Eröffnung ein Luzerner die üblichen zweiundzwanzig Kanonenschläge mit dem Maßkrug auf einen polierten Tisch niedersausen ließ und dadurch den hellen Zorn des Wirtes erregte, fühlte sich Gottfried Keller lebhaft von einem Jünglinge von kaum achtzehn Jahren gefesselt, der auf einen Stuhl stieg und mit anständigem Schwung und edler Begeisterung ein Schlachtlied vortrug, das mit der kräftigen Strophe einsetzte:

„Zu St. Jakob an der Birs
Da haben zehnhundert Eidgenossen
Ihr rotes Blut nicht wohlfeil vergossen;
Nicht dem Feind, sie ergaben sich nur Gott
Und schlugen der Feinde Zehntausende tot.
Das macht' auf Einen just ihrer Zehn,
Um den bleichen Weg in Gesellschaft zu gehn,
Zu St. Jakob an der Birs.“

Der Sprecher und Urheber dieses Gedichtes war der leider vor der Zeit ins Grab gesunkene geniale Architekt und Dichter Johann Georg Müller von Wyl[1]). Geboren 1822 zu Mosnang im Toggenburg, bei Baumeister Kubli in St. Gallen vorgebildet, ging Müller im November 1839 zu Friedrich Ziebland nach München und stand, als Keller ihn kennen lernte, eben im Begriffe, den ersten Schritt in die Öffentlichkeit zu wagen, indem er sich an der Konkurrenz für

[1]) Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben von Ernst Förster (St. Gallen 1851).

den Bau einer Kirche in Mühlhausen mit Erfolg beteiligte. Er war ein stiller ernster Mensch, der zurückgezogen nur seiner Kunst lebte. Er verließ München schon im Herbst 1841 und sah sich unverhofft in die glückliche Lage versetzt, eine Reise nach Italien antreten zu können. Dort schuf er seinen Entwurf zur Vollendung der florentinischen Domfaçade. Als er 1846 jene musterhaften Hochbauten der schweizerischen Nordostbahn, alle die hübschen Stationsgebäude und Bahnwärterhäuschen von Winterthur bis Weinfelden ausführte, erneuerte Keller die kurze Bekanntschaft. Im darauf folgenden Frühjahre ging Müller nach Wien, entwarf bekanntlich den nach seinem Tod ausgeführten Plan zur Altlerchenfelderkirche, wurde Professor der Baukunst an der Ingenieurschule und Mitglied der Akademie der schönen Künste, starb jedoch mit siebenundzwanzig Jahren am 2. Mai 1849. Sein künstlerischer Nachlaß ist längst veröffentlicht; allein eine Sammlung seiner Gedichte, aus denen Ernst Förster Proben gegeben, ist noch unerfüllte Ehrenpflicht seiner Heimat.

Auch wer nicht genauer mit Gottfried Keller befreundet war, behielt den drolligen kurzen Gesellen, der von einer merkwürdigen Behendigkeit war, z. B. blitzartig schnell auf einem Stuhle stand, wenn er etwas vorbringen wollte, in bester Erinnerung. So beglückwünschte ihn ein ehemaliger Münchner Medizinstudierender, der Arzt J. M. Zürcher-Deschwanden aus Menzingen (Zug), im August 1846 nach dem Erscheinen der Gedichte mit den Worten: „Es hat mich manchmal höchlich gefreut, Dich in Deinen Gedichten bisweilen ganz in figura und in der ganzen Weise Deines Benehmens wieder zu sehen, u. a. z. B. wo es heißt, daß Du Dich davon ‚getrollt mit ihrem röm'sch-kathol'schen

Segen‘ (Gedichte 1846 S. 258) oder wenn es bei der Feuersbrunst heißt: der Dichter ‚watschelt auch hinaus‘ (S. 212); ich sehe Dich dann, den leichten Mantel umgeschlagen, mit dunkler ernster Miene, ohne Dich umzusehen, davon rennen. Und wenn ich erst den ‚Kürassier‘ lese, so sehe ich Dich gar etwa durch das Sendlinger Thor in München hereingehen, just von der Kneipe kommend.“ Der Schreiber hat sich mit seinem Bruder, dem Maler Xaver Zürcher, zu Kellers siebzigstem Geburtstage wieder mit einem Gruß eingestellt.

Ein unzertrennliches Kleeblatt, nicht unähnlich dem im „Grünen Heinrich“ dargestellten, bildeten Hegi, Wydler und Keller. Auf meine Bitte hat Freund Hegi einiges aus seinen Erinnerungen aufgezeichnet.

„Wie üblich — erzählt er — saß ich eines Abends im Mai 1840 mit Ferdinand Wydler in der Exkneipe der Schweizer, im Wagnerbräu, beim Kruge, als ein junges Männchen hereintrat, dessen Gestalt ziemlich unter mittlerer Höhe geblieben war. Auf dem schmächtigen Körper saß ein großer Schädel, mit einem aufs linke Ohr gedrückten Barette geschmückt. Ich erkannte in dem auffallenden Ankömmling sogleich meinen Nachbar aus dem Rindermarkt in Zürich, Gottfried Keller, und rief ihn zu uns. Der Unterschied des Alters sowohl als der Besuch verschiedener Schulen hatte uns zu Hause nie zusammengeführt. In München dauerte es keine vierundzwanzig Stunden, so waren wir drei fest zusammengewachsen. Jeden Abend und gewöhnlich auch mittags trafen wir uns.

„Den obligatorischen Kneipabenden der im Verfalle begriffenen Landsmannschaft wohnten wir gewissenhaft bei.

Hier machte sich Gottfried oder — wie wir ihn nannten — „Strabo" rasch bemerkbar. Entspann sich eine Diskussion, so erregten seine trocken hingeworfenen Witze Gelächter; indessen rief er durch derbe, ja beleidigende Reden nicht selten recht stürmische Auftritte hervor. Als Liebhaber des Gesanges war er sehr erfreut, auf meinem Zimmer im Leipziger Kommersbuche die Melodie des Liedes: ‚Wohlauf noch getrunken' zu finden. Wir mußten sie mit unsern rauhen Kehlen sofort einstudieren. Abends wurde der Cantus auf der Kneipe mit Beifall aufgenommen und blieb seitdem eingebürgert. Als man beschloß, eine sogen. Kneipzeitung aufzulegen, fiel die Wahl des Redaktors selbstverständlich auf Gottfried Keller, dessen Fähigkeit hierfür allgemein anerkannt war. Trotzdem er die Bedingung stellte, daß ihm auch fremde Beiträge geliefert werden sollten, blieb er so ziemlich einziger Mitarbeiter. Am Mittwoch Abend mußte das Blatt vorgelesen werden. Gewöhnlich hatte er am Nachmittage noch kein Wort, erschien dann auf meinem Zimmer und griff zu Papier und Feder. Abends bekamen wir unsere Zeitung voll ergötzlicher Geschichten und satirischer Ausfälle. Ich erinnere mich besonders einer Vision, in welcher ihn der Geist Bierschaum in einer Nacht durch Himmel und Hölle leitet, wobei die Persönlichkeiten beschrieben wurden, denen er da begegnete. Die Charakteristik war jedesmal so schlagend, daß man die Betroffenen sogleich mit Jubel erkannte[1]).

[1]) Auch Emil Rittmeyer erinnert sich sehr wohl an diese Himmel- und Höllenfahrt. Ebenso der 1892 verstorbene J. C. Werdmüller. Das Stück ist im Nachlasse nicht mehr vorhanden. Es ging in München von Hand zu Hand und ist verschollen.

„Nach der abendlichen Sitzung zeigte er sich oft übermütig und hätte wie David einen Goliath nicht gefürchtet. So gingen wir einmal, nachdem der Wirt um elf Uhr sein gestrenges ‚Feierabend!‘ geboten, heimwärts. Unter dem Karlsthor erreichten wir einen Philister, einen großen korpulenten Mann, der auf dem Haupte einen ehrsamen Cylinderhut trug. Strabo fing dicht hinter ihm an, mit seinem spanischen Rohr zu fuchteln. Dieses hatte seinem Großvater, einem Feldscherer in Diensten Friedrichs des Großen, gehört. Wir sahen, daß er sich anschickte, dem Unbekannten den ‚Felber‘ anzutreiben. Denn plötzlich hub er sich auf die Zehen, schlug eine Prim, und der Hut sank dem Manne bis auf die Nase. Dann blieb Gottfried stehen und erwartete den Fortgang des Kampfes. Der wäre nun für unsern neuen David mißlicher ausgefallen als für den alten, da Goliath weiter keinen Schaden gelitten hatte, sondern, seinen Hut schnell wieder zurechtsetzend, auf seinen Angreifer einstürmte. Ich stellte mich dazwischen und brachte es dazu, daß die feindlichen Parteien auseinander marschierten.

„In der Landsmannschaft mißfiel es uns allmählich. Die alten Kommilitonen reisten ab; der Nachwuchs jedoch bestand größtenteils aus Schweizern der Urkantone, rohen, unbändigen Gesellen, tauglicher für Landsknechte als für studierende Jünglinge. Wir blieben daher weg und suchten uns eine ruhige Philisterherberge, die wir bei Schumann in der Nähe des Karlsthors fanden. Da wurzelte nun das Kleeblatt fest. Wir hatten unsere bestimmte Ecke, in der wir zu Nacht speisten. Rudolf Leemann, Rittmeyer und Hans Bendel kamen zuweilen zu uns.

„Noch muß erzählt werden, wie Gottfried Keller um sein geliebtes spanisches Rohr kam.

„Am ersten Mai ziehen die verschiedenen Künstlergesellschaften in corpore aufs Land, das Frühlingsfest zu feiern. Es war im Jahre 1842. Gottfried und ich (Wydler war inzwischen nach Gießen abgegangen) verabredeten mitzugehen. Wir gehörten zwar — außer dem Kunstvereine — keiner Gesellschaft an, hatten aber überall Bekannte. Mein Freund trug sein spanisches Rohr als Waffe bei sich, ich den Ziegenhainer. Außerhalb der Stadt schlossen wir uns dem Zuge an.

„Ein wonniger Frühlingsmorgen brachte die Teilnehmer in die entsprechende Stimmung. Die erquickende Luft, das Knospen des jungen Laubes ließ jegliche Mühsal des Lebens vergessen. Das Ziel unserer Wanderung bildete der Wald von Großhesselohe. Über den Bäumen lag erst ein grüner Hauch, der den Sonnenstrahlen nicht verwehrte, uns kräftig warm zu halten. Auch für die leiblichen Bedürfnisse war bestens Sorge getragen. Gefüllte Bierwagen standen unter den Bäumen, und ganze Hämmel schmorten am Spieße. Wir versahen uns mit einem schäumenden Kruge und ließen uns an einem hübschen Plätzchen nieder. Man pflanzte die Stöcke hinter sich in die Erde, hängte Rock und Mütze daran, steckte die Pfeife in Brand und gab sich gemütlicher Plauderei hin. Nach genügender Erfrischung erhoben wir uns zu einem Gange durch den Wald und zum Besuche der verschiedenen malerisch gelagerten Gruppen. Aber was ist denn meinem Gottfried? Er steht da und starrt tödtlich erschrocken seine auf dem Boden liegenden Kleidungsstücke an. Kein Zweifel: sein Meerrohr ist verschwunden. Er

wirft sich in seinen Rock, stülpt die Mütze auf und ist plötzlich weg. Ich ihm nach, Krakehl befürchtend. Der blieb denn auch nicht aus. Denn wie ein Adler auf seine Beute schießt, stürzte er auf alle Stöcke, die einem Rohr ähnlich sahen, los, riß sie den Trägern ohne ein Wort der Entschuldigung aus den Händen und gab sie ihnen ebenso zurück. Die Erklärung resp. Besänftigung fiel überall mir zu. Glatt lief's nicht immer ab. Der eine nahm es für einen übermütigen Streich, der andere für eine Grobheit und mußte beschwichtigt werden. Jetzt schnell dem Ergrimmten wieder nach, um neuen Spektakel zu verhüten. Zwischen hinein wurde immer wieder eine Maß getrunken. So ging die wilde Jagd fort, bis alle Hoffnung, den gestohlenen Stock zu entdecken, geschwunden war. Noch eine kurze Rast, aber in gedrückter düsterer Stimmung. Die Lust zu dem saftigen Hammelbraten war durch die Aufregung längst vergangen. Zu guter Zeit ordnete sich der Zug der Künstler und setzte sich in fröhliche Bewegung nach der Stadt zurück. Wir zwei aber schlugen stumm einen Nebenweg ein, der über eine Anhöhe längs der Straße hinlief. Noch eine Weile sahen wir die flatternden Banner und hörten Gesang und Musik. Dann wurde es still. Am Abendhimmel stand ein Gewitter. Gottfried Keller setzte sich an den Rand des Weges und fing heftig zu weinen an. Ich suchte ihn lange vergeblich zu trösten und hatte schließlich Mühe, ihn zur Rückkehr nach München zu bewegen. Da ich nicht von seiner Seite wich, erhob er sich endlich und schritt mit mir durch die Nacht der Stadt zu.

„Damals konnte ich mir nicht erklären, daß der Verlust des Stockes ihn so gänzlich außer Fassung gebracht

hatte. Später begriff ich es. Es war nur der letzte Tropfen in den übervollen Becher des Kummers. Seine unsichere ärmliche Lage, fehlgeschlagene Künstlerhoffnungen bedrückten und bestürmten sein aufgeregtes Gemüt und die Wellen warfen das Schiffchen nach allen Seiten."

Doch zurück in jenen ersten Münchner Sommer 1840. Gottfried Keller gab der Mutter als Adresse die Bezeichnung: „Elève der königlichen Akademie" auf. Aber eigentlicher Schüler derselben war er niemals. Einen regelmäßigen Studiengang hat er zu seinem Nachteil eben auch in München nicht durchgemacht. Einmal genügte seine Vorbildung nicht zur Aufnahme in die Kunstschule, und dann war sein Fach, die Landschaftsmalerei, damals an derselben noch gar nicht vertreten. Berühmte Meister hielten nur in seltenen Fällen Privatschüler. Daher betrieb er seinen Beruf so, wie der übrige große Haufe der Kunstjünger: man lief in den Pinakotheken und den regelmäßigen Ausstellungen des Kunstvereins herum, besuchte etwa das Atelier eines Malers, Keller später besonders dasjenige des bekannten Darmstädter Landschaftsmalers Julius Lange. Im übrigen sah sich jeder auf die Selbstausbildung angewiesen. Hatte Keller bisher vorzugsweise aquarelliert, wollte er nun die Technik der Ölmalerei gründlich erlernen. Was er nicht konnte, konnten andere. So malte ihm einmal Freund Rittmeyer die menschlichen Figuren, alte Germanen, in eine Bären- und Büffeljagd hinein.

Cornelius, der Direktor der Akademie, durch die wachsende Opposition einer realistischen Richtung immer mehr verstimmt, rüstete sich, München mit Berlin zu vertauschen. Der nüchterne Architekt Friedrich Gärtner wurde sein Nach-

„Nach der abendlichen Sitzung zeigte er sich oft übermütig und hätte wie David einen Goliath nicht gefürchtet. So gingen wir einmal, nachdem der Wirt um elf Uhr sein gestrenges ‚Feierabend!‘ geboten, heimwärts. Unter dem Karlsthor erreichten wir einen Philister, einen großen korpulenten Mann, der auf dem Haupte einen ehrsamen Cylinderhut trug. Strabo fing dicht hinter ihm an, mit seinem spanischen Rohr zu fuchteln. Dieses hatte seinem Großvater, einem Feldscherer in Diensten Friedrichs des Großen, gehört. Wir sahen, daß er sich anschickte, dem Unbekannten den ‚Felber‘ anzutreiben. Denn plötzlich hub er sich auf die Zehen, schlug eine Prim, und der Hut sank dem Manne bis auf die Nase. Dann blieb Gottfried stehen und erwartete den Fortgang des Kampfes. Der wäre nun für unsern neuen David mißlicher ausgefallen als für den alten, da Goliath weiter keinen Schaden gelitten hatte, sondern, seinen Hut schnell wieder zurechtsetzend, auf seinen Angreifer einstürmte. Ich stellte mich dazwischen und brachte es dazu, daß die feindlichen Parteien auseinander marschierten.

„In der Landsmannschaft mißfiel es uns allmählich. Die alten Kommilitonen reisten ab; der Nachwuchs jedoch bestand größtenteils aus Schweizern der Urkantone, rohen, unbändigen Gesellen, tauglicher für Landsknechte als für studierende Jünglinge. Wir blieben daher weg und suchten uns eine ruhige Philisterherberge, die wir bei Schumann in der Nähe des Karlsthors fanden. Da wurzelte nun das Kleeblatt fest. Wir hatten unsere bestimmte Ecke, in der wir zu Nacht speisten. Rudolf Leemann, Rittmeyer und Hans Bendel kamen zuweilen zu uns.

„Noch muß erzählt werden, wie Gottfried Keller um sein geliebtes spanisches Rohr kam.

„Am ersten Mai ziehen die verschiedenen Künstlergesellschaften in corpore aufs Land, das Frühlingsfest zu feiern. Es war im Jahre 1842. Gottfried und ich (Wydler war inzwischen nach Gießen abgegangen) verabredeten mitzugehen. Wir gehörten zwar — außer dem Kunstvereine — keiner Gesellschaft an, hatten aber überall Bekannte. Mein Freund trug sein spanisches Rohr als Waffe bei sich, ich den Ziegenhainer. Außerhalb der Stadt schlossen wir uns dem Zuge an.

„Ein wonniger Frühlingsmorgen brachte die Teilnehmer in die entsprechende Stimmung. Die erquickende Luft, das Knospen des jungen Laubes ließ jegliche Mühsal des Lebens vergessen. Das Ziel unserer Wanderung bildete der Wald von Großhesselohe. Über den Bäumen lag erst ein grüner Hauch, der den Sonnenstrahlen nicht verwehrte, uns kräftig warm zu halten. Auch für die leiblichen Bedürfnisse war bestens Sorge getragen. Gefüllte Bierwagen standen unter den Bäumen, und ganze Hämmel schmorten am Spieße. Wir versahen uns mit einem schäumenden Kruge und ließen uns an einem hübschen Plätzchen nieder. Man pflanzte die Stöcke hinter sich in die Erde, hängte Rock und Mütze daran, steckte die Pfeife in Brand und gab sich gemütlicher Plauderei hin. Nach genügender Erfrischung erhoben wir uns zu einem Gange durch den Wald und zum Besuche der verschiedenen malerisch gelagerten Gruppen. Aber was ist denn meinem Gottfried? Er steht da und starrt tödtlich erschrocken seine auf dem Boden liegenden Kleidungsstücke an. Kein Zweifel: sein Meerrohr ist verschwunden. Er

wirft sich in seinen Rock, stülpt die Mütze auf und ist plötzlich weg. Ich ihm nach, Krakehl befürchtend. Der blieb denn auch nicht aus. Denn wie ein Adler auf seine Beute schießt, stürzte er auf alle Stöcke, die einem Rohr ähnlich sahen, los, riß sie den Trägern ohne ein Wort der Entschuldigung aus den Händen und gab sie ihnen ebenso zurück. Die Erklärung resp. Besänftigung fiel überall mir zu. Glatt lief's nicht immer ab. Der eine nahm es für einen übermütigen Streich, der andere für eine Grobheit und mußte beschwichtigt werden. Jetzt schnell dem Ergrimmten wieder nach, um neuen Spektakel zu verhüten. Zwischen hinein wurde immer wieder eine Maß getrunken. So ging die wilde Jagd fort, bis alle Hoffnung, den gestohlenen Stock zu entdecken, geschwunden war. Noch eine kurze Rast, aber in gedrückter düsterer Stimmung. Die Lust zu dem saftigen Hammelbraten war durch die Aufregung längst vergangen. Zu guter Zeit ordnete sich der Zug der Künstler und setzte sich in fröhliche Bewegung nach der Stadt zurück. Wir zwei aber schlugen stumm einen Nebenweg ein, der über eine Anhöhe längs der Straße hinlief. Noch eine Weile sahen wir die flatternden Banner und hörten Gesang und Musik. Dann wurde es still. Am Abendhimmel stand ein Gewitter. Gottfried Keller setzte sich an den Rand des Weges und fing heftig zu weinen an. Ich suchte ihn lange vergeblich zu trösten und hatte schließlich Mühe, ihn zur Rückkehr nach Münchens zu bewegen. Da ich nicht von seiner Seite wich, erhob er sich endlich und schritt mit mir durch die Nacht der Stadt zu.

„Damals konnte ich mir nicht erklären, daß der Verlust des Stockes ihn so gänzlich außer Fassung gebracht

hatte. Später begriff ich es. Es war nur der letzte Tropfen in den übervollen Becher des Kummers. Seine unsichere ärmliche Lage, fehlgeschlagene Künstlerhoffnungen bedrückten und bestürmten sein aufgeregtes Gemüt und die Wellen warfen das Schiffchen nach allen Seiten."

Doch zurück in jenen ersten Münchner Sommer 1840. Gottfried Keller gab der Mutter als Adresse die Bezeichnung: „Elève der königlichen Akademie" auf. Aber eigentlicher Schüler derselben war er niemals. Einen regelmäßigen Studiengang hat er zu seinem Nachteil eben auch in München nicht durchgemacht. Einmal genügte seine Vorbildung nicht zur Aufnahme in die Kunstschule, und dann war sein Fach, die Landschaftsmalerei, damals an derselben noch gar nicht vertreten. Berühmte Meister hielten nur in seltenen Fällen Privatschüler. Daher betrieb er seinen Beruf so, wie der übrige große Haufe der Kunstjünger: man lief in den Pinakotheken und den regelmäßigen Ausstellungen des Kunstvereins herum, besuchte etwa das Atelier eines Malers, Keller später besonders dasjenige des bekannten Darmstädter Landschaftsmalers Julius Lange. Im übrigen sah sich jeder auf die Selbstausbildung angewiesen. Hatte Keller bisher vorzugsweise aquarelliert, wollte er nun die Technik der Ölmalerei gründlich erlernen. Was er nicht konnte, konnten andere. So malte ihm einmal Freund Rittmeyer die menschlichen Figuren, alte Germanen, in eine Bären- und Büffeljagd hinein.

Cornelius, der Direktor der Akademie, durch die wachsende Opposition einer realistischen Richtung immer mehr verstimmt, rüstete sich, München mit Berlin zu vertauschen. Der nüchterne Architekt Friedrich Gärtner wurde sein Nach-

folger. In dem Atelier am „Lechel" arbeitete Kaulbach, kurz zuvor aus Rom zurückgekehrt, für König Ludwig an der Ausführung seines großen Bildes „Die Zerstörung Jerusalems" und entwarf den Plan zum „Reineke Fuchs". Gottfried Keller hat 1847 das von seinem Landsmanne Rudolf Rahn und Adrian Schleich gestochene Werk öffentlich besprochen. Kaulbach, dem der Aufsatz zu Gesicht kam, urtheilte derselbe enthalte das Beste, was über seinen „Reineke Fuchs" geschrieben worden sei[1]).

Es wäre Keller nicht schwer gewesen, den Umgang und Unterricht eines engern Landsmanns, des in München geschätzten Züricher Landschafters Wilhelm Scheuchzer (1803 bis 1863), zu erhalten. Derselbe ist hauptsächlich bekannt durch wiederholte Kopieen der Rottmannschen Arkaden-Fresken und durch das illustrierte Werk: „Das malerische Baiern". In Hohenschwangau führte er für König Max sechs Wandgemälde, orientalische Landschaften, aus. Seit 1830 hatte er sich dauernd in München niedergelassen. Keller ergab sich in den ersten Wochen der Leitung desselben, malte mit ihm nach der Natur; dann blieb er plötzlich weg. Da Scheuchzer mit Vorliebe in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen Dilettanten nachzog, mochte ihn sein junger Landsmann nicht in dem wahren Werth erkennen. Ein anderer Züricher, Konrad Hitz (1798 bis 1866), Porträt- und Genremaler, von dem auch ein Bildnis Kellers herrührt, wurde ihm erst später befreundet. Keller hat ihm einen kleinen Nekrolog gehalten. Zu den trefflichen Schweizer Kupferstechern, Samuel Amsler, Heinrich Merz, Gonzenbach verschaffte ihm niemand Zutritt.

[1]) Abgedruckt in Gottfried Kellers Nachgelassenen Schriften und Dichtungen S. 207 ff.

Bei seiner Ankunft in München bildete immer noch das große Maskenfest der Künstler vom 17. Februar Gegenstand der Unterhaltung. Die Freunde Hegi und Werdmüller hatten selber Anteil an dem Zuge genommen: jener in der Gruppe der Landsknechte, dieser als Lebzelter.

Wie man weiß, nimmt die Darstellung dieses Künstlerfestes einen unmäßig breiten Raum im dritten Band des alten „Grünen Heinrich" ein. In der Neubearbeitung ist eine angemessene Kürzung eingetreten. Der Dichter bediente sich, da er nicht aus eigener Anschauung erzählen konnte, der Schrift von Rudolf Marggraff: „Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Teilnehmer und Freunde des Maskenzugs der Künstler in München am 17. Februar und 2. März 1840" (Nürnberg, Friedrich Campe 1840). In der Beschreibung der Gruppen und der einzelnen darin vorkommenden Hauptpersonen hält sich Keller eng an diese Vorlage. Eugen Neureuthers figurenreiches Erinnerungsblatt, das später in seinem Studierzimmer hing, kam der Anschauung zu Hilfe.

Das glänzende Karnevalsfest sollte ein charakteristisches Bild deutschen Lebens aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts vorführen. Künstler wie Philipp Foltz, Dietrich Monten, Petzl, Neureuther, — von diesem rührte der Entwurf zum Zuge des Bergkönigs her — der Musiker Franz Lachner wirkten mit um so größerer Begeisterung mit, als das damalige München, das allem, was sich der Kunst widmete, Malern, Bildhauern, Erzgießern, Baumeistern, Glasmalern, Kupferstechern u. s. w. die Hände voll Arbeit darbot, sich thatsächlich mit dem alten Nürnberg recht wohl vergleichen durfte. Bibliotheken, Kupferstichsammlungen und

Gemäldegalerieen wurden nach historischen Bildnissen und Trachten durchsucht; namentlich beutete man den reichen Schatz von Bildern aus, der in Dürers Triumphzug Maximilians und in den Burgkmaierschen Holzschnitten zum „Weißkunig" niedergelegt ist. So entstanden nahezu sechshundert der verschiedenartigsten und prächtigsten Kostüme. Der Zug selbst zerfiel in drei Hauptteile: in den Aufzug der Nürnberger Bürger, denjenigen des Kaisers mit den Reichsrittern und in die Mummerei.

Die Darstellung im „Grünen Heinrich" schließt sich sehr genau, auch in bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Zünfte und Gruppen, der Beschreibung Marggraffs an, die nicht nur ein authentisches Programm, sondern auch ein kunst- und kulturhistorisches Quellenbuch vorstellt. Dieser weitläufigen Schrift ist ferner alles und jedes charakteristische Detail über die einzelnen Meister entnommen, so über Hieronymus Gärtner, der aus einem Stücklein Holz eine Kirsche schnitzte, auf welcher ein Mücklein saß und zwar von so zarter Beschaffenheit, daß dasselbe bei dem leisesten Anhauche die Flügel und Füßchen bewegte; ferner über den Katzenfreund Hieronymus Rösch oder über Veit Stoß, welcher keinen Wein trank und scheinbar sehr ehrsam lebte, in der Stille aber falsche Wertpapiere anfertigte. Ebenso streng nach der Quelle und in der wirklichen Reihenfolge, oft sogar mit den Worten Marggraffs ist der kaiserliche Zug geschildert: Maximilian selbst, Kunz von Rosen, Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig, Franz v. Sickingen u. s. w. Um einen Vergleich zwischen Vorlage und dichterischem Verfahren zu ermöglichen, sei eine Stelle aus Marggraff S. 101 hergesetzt, gegen die man die entsprechende im „Grünen Hein-

rich“ 3, 266 (erste Ausgabe) halte: „Georg von Frundsberg, kraftvoll, nach dem Bildnis gerüstet, den Feldherrnstab in der Hand. Ihm voraus trägt ein Edelknabe, lorbeerbekränzt, auf goldenem Kissen das Schwert des Königs Franz I. von Frankreich, dabei eine Tafel mit der Inschrift: Pavia 1525. Ein Landsknecht mit des Ritters Helebarte; ein Bergschütz aus dessen tirolischem Stammland, mit Armbrust, Köcher, Schwert, Panzerhemd und Gürtelbinde, und ein Reitersknecht in voller Rüstung mit Frundsbergs Wappenschild folgen.“ Überdies benutzte Keller die Notiz S. 126 bei Marggraff: „In diesem Treffen (bei Vicenza) hat Frundsberg, wie Fugger erzählt, die Stärke seiner Arme sehen lassen und sein Schwert als eine Todessense dermaßen geschwungen, daß er mit jedem Hieb einen von den Feinden tot zur Erden gefertigt und zu jedem Hiebe wie ein Holzhacker gehauchet.“ Um auch durch Hervorhebung der heitern und phantastischen Seite der geschichtlichen Erscheinung das Gesamtbild damaliger Zeit zu vollenden, schloß sich an die beiden ernsten Aufzüge eine ergötzliche Nürnberger Mummerei. Peter von Altenhaus, auf einem störrischen Esel reitend, eröffnet die Lustbarkeit; hinter ihm her wirbelt die buntscheckige Schar der Narren Gylyme, Pöck, Guggerillis und der Schälke Metterschi und Duweindel (Marggraff S. 146; „Grüner Heinrich“ 3, 272), der Thyrsusträger und Bacchanten; dann kommt der Triumphwagen der Venus und derjenige der Diana angefahren, endlich als nordisches Märchenbild der Zug des greisen Bergkönigs, hinter welchem der Prägemeister beschäftigt ist, Münzen zu prägen, die ein Drache in einen Kessel speit, aus welchem die beiden Pagen „Gold“ und „Silber“ dieselben herauslangen, um sie dem

in Braun und Rot seltsam gekleideten Säckelmeister zu überreichen, der sie unter das umstehende Volk auswirft . . . . „Aber wer geht denn zuletzt so verlassen und einsam, dürftig und achselzuckend einher? Es ist der Narr Gülichisch, der dem verdutzten Volke den leeren Beutel zeigt.“ (a. a. O. S. 148.)

Der ganze Zug bewegte sich von den glänzend erleuchteten Räumen des Theaters, wo zugleich die Huldigung für König Ludwig stattfand, durch den Logensaal und die Korridore der königlichen Residenz, durch die Arkaden des Hofgartens hinüber nach dem großen Odeonssaale, wo alles zum fröhlichen Bankette hergerichtet war. Der Kaiser nahm mit Dürer und seinem Gefolge an einer besondern Tafel im Halbrunde des Saales Platz. Hier speiste man aus gediegenem Silber. Eine ungebundene Lust erhob sich. „Auf einmal erscheint Kunz von der Rosen, auf dem Narren der Eitelkeit reitend und vor sich her an einem langen Seile die ganze übrige Zunft der Narren leitend. Jedem hängt eine Tafel vom Rücken herab, auf der seine Eigenschaft verzeichnet steht. Unter komischen Geberden und Stellungen und mit vieler Anstrengung schleppen sie eine große Kugel herbei und dringen so bis zur Kaisertafel vor, wo sie sich unter komischen Bücklingen in Reihe und Glied stellen. Hier beginnt Kunz ein kurzweiliges Spiel: das Narrenschieben, wobei es nur dem Kaiser gelang, als einziger tadelloser Held mit der verhängnisvollen Kugel die als Kegel aufgestellten Narren des Leichtsinns, Hochmutes und Neides, der Vielwisserei, Grobheit, Eitelkeit und des Wuchers zu Boden zu werfen.“ (a. a. O. S. 150.) Der Kaiser selbst eröffnete den Ball mit dem Fackeltanze. Das trinklustige Volk verzog sich in

die Nebengemächer hinter seine Champagnerflaschen, wo der helle Schein der Morgensonne die Fröhlichen über ihren mittelalterlichen Träumen überraschte. Das Fest wurde am 2. März wiederholt. An Stelle des gemeinsamen Bankettes trat diesmal ein großes Tanzvergnügen. „Zwischendurch kamen einige plastisch-mimische und theatralische Scherze vor Kaiser und Volk zur Aufführung, zuerst: der Narr und die Kunst. Fünf Narren und ein wilder Mann bildeten das stumme mimische Theaterpersonal, Kunz von der Rosen verdolmetschte ihre plastischen Darstellungen. So sahen wir die Gruppe des Laokoon durch den wilden Mann und zwei Narren mit Hilfe von zwei ungeheuer großen Schlangen, den sterbenden Fechter durch den allerkleinsten aller lebenden Narren, die drei Grazien durch die drei lieblichsten Narren, die nur aufzutreiben waren, und zuletzt den Tod der Niobiden durch das gesamte Narrenpersonal dargestellt" (S. 151). Am kommenden Morgen zogen die kostümierten Teilnehmer zu Pferd und Wagen auf die Menterschwaig hinaus. Alle diese Einzelheiten sind im alten „Grünen Heinrich" benutzt.

Über dem Schreibtische des Dichters hing in der spätern Zeit ein Bildchen, von Rudolf Leemann gemalt, ein hübsches Mädchen mit blondem Lockenkopf, in ein blaues Gewand gekleidet. „Das ist die Agnes, die sich mit dem Grünen Heinrich betrunken hat", warf Keller einmal hin.

Eines Tages lief er König Ludwig dem Ersten flüchtig über den Weg. Im Lokale des Kunstvereins betrachtete er Bilder, als die Majestät mit einigen Herren erschien. Keller flüchtete von Zimmer zu Zimmer, bis im hintersten kein Ausweichen mehr möglich war. Hier vertiefte er sich an-

scheinend eifrigst in ein Gemälde. Der König nahte und jener trat ehrerbietig zurück. „Auch Künstler?“ fragte ihn derselbe. „Ja, Majestät,“ antwortete er tapfer. Immerhin habe ihm das Herz mehr als gewöhnlich geklopft — meinte er abends zu den Freunden. Der anwesende Rudi Leemann hielt die Erzählung für Schwindel. Als sie jedoch am nächsten Vormittage zusammen in die Schwanthalerstraße einlenkten, stießen sie auf den König. Ludwig schritt an Keller vorbei und schlug ihm leicht auf die Achsel mit den Worten: „Haben uns auch schon gesehen!“

Außer in den bekannten Abschnitten des „Grünen Heinrich“ hat der Aufenthalt Kellers in München wenige Spuren in seinen übrigen Poesieen hinterlassen. Der Inhalt des Gedichtes „Der Kürassier“ geht auf diese Zeit zurück. Zweimal, an der Lerchen- und Taubenstraße, wurde er von einem aus dem Spitale kommenden Kürassier angebettelt.

Die Mutter erhielt regelmäßige Nachrichten. Besorgt sah sie in die Zukunft. „Mir träumte letzthin von Dir — schrieb sie ihm Ende August 1840 — nämlich, Du seiest heimgekommen in zerrissenen Kleidern und so mager und blaß, daß ich erschrak über Deinem fürchterlichen Aussehen. Trage doch Sorge und Ordnung für Deine Gesundheit und Kleider, daß ich nicht so etwas erleben muß!“

Um die gleiche Zeit, da die gute Mutter diesen angstvollen Traum hatte, lag der Sohn seit Wochen an einem heftigen Schleimfieber totkrank darnieder. Vierzehn Tage war er meist ohne Besinnung und erinnerte sich nur noch, wie zuweilen ein Landsmann vor sein Bett trat mit der teilnehmenden Frage: „Hatts Dich, Strabo?“ Hegi, der selbst kurz zuvor einen ähnlichen typhösen Anfall überstanden,

wachte einst eine Nacht bei ihm. Nur langsam genas Gottfried Keller. Es hätte ihn fast „genommen", drückte er sich aus. Noch lange machte ihm der Kahlkopf Sorge. Die erschrockene Mutter bat ihn inständig, heimzukehren.

Seit dem Eintritt in den neuen Lebenskreis befand sich der junge Künstler fortwährend in bedrängten Umständen. Die Waisenbehörde Glattfelden hatte ihm von seinem väterlichen Erbteil unwillig 150 Gulden herausgegeben. Die Mutter verabreichte ihm diese in kleinen Portionen und wenn so ein Sümmchen mit den üblichen „Lebenspredigten" eintraf, wurde es von den vorhandenen Schulden verschlungen, oder reichte vielmehr gewöhnlich nicht einmal zur Deckung derselben hin. Zu Ende September war der bescheidene Mammon aufgebraucht, und unter vielen Schwierigkeiten konnte die Mutter den Rest von Gottfrieds Vermögen, der noch 86 Gulden betrug, von den Glattfeldern erhalten. Der mußte wieder bis zum nächsten Frühjahre reichen. Im April 1841 sah er sich genötigt, die knappen Mittel der Mutter in Anspruch zu nehmen; dann rückte er bescheiden mit der Frage heraus, ob sie nicht eine Summe auf das Haus aufnehmen könnte. Nach längerem Zögern und erst, als dem Sohne das Wasser bis an den Hals ging, verstand sie sich zu dem schweren Schritte und entlehnte 300 Gulden für ihn.

Gottfried Keller ließ deswegen den Kopf nie lange hangen. Der unverwüstliche Jugendmut und gute Freunde halfen ihm über die schlimmsten Lagen hinweg. Sobald seine Gesundheit wieder gekräftigt war, besuchte er mit seinen studentischen Freunden etwa einmal den Fechtboden, der Bewegung wegen und um sich in Respekt zu setzen.

Es ist eine kleine Bleistiftskizze von J. S. Hegi vor-

handen, welche die damalige äußere Erscheinung Gottfried Kellers festhält. Er liegt friedlich schlummernd auf einem Sopha, die eine Hand unter den Kopf, der mit der Mütze bedeckt ist, die andere in die Tasche geschoben; die Brille ist ihm leicht entglitten. Ein dünnes Bärtchen bedeckt das Kinn. Die hohe Stirne und die energische Nase entsprechen dem spätern Aussehen. Die Zeichnung trägt das Datum des 7. Oktober 1840. Eine zweite ähnliche dasjenige vom 24. August 1841. Etwa ein Jahr darauf hat J. C. Werdmüller[1]) eine außerordentlich komische Radierung angefertigt: der kleine bärtige Mann, in einen ungeheuren Radmantel mit hohem Kragen gehüllt, die Mütze mit dem langen Schirm auf dem Haupte, schreitet aus, sein schweres spanisches Rohr vor sich haltend. Das Wappen stellt ein Bierfäßchen dar. Ein Spruchband enthält die Inschrift: „Hier steht Herr G. Keller". Eine Bleistiftzeichnung von Leemann (Juli 1842) ist nicht ähnlich.

Schon jetzt riet ihm etwa ein Freund, den gerade eine Kellersche Leistung in der erwähnten Bierzeitung belustigte, er solle humoristische Aufsätze für öffentliche Blätter schreiben, was unter allen Umständen mehr eintrüge als das Malen. Keller lehnte jede Zumutung dieser Art rundweg ab. Seine handschriftlichen Beiträge für das „Wochenblatt der Schweizergesellschaft" (meist aus dem Frühjahr 1841) bewegen sich im Gebiete der niedern derben Komik und meistens um das brennende Thema der Geldnot. Eine solche Humo-

[1]) Ein kleiner Aufsatz über Gottfried Keller in München, hauptsächlich auf J. C. Werdmüllers (gest. 1892) Mitteilungen gestützt, steht in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 11. Dezember 1890 Nr. 345, erstes Blatt.

reske, „Unsanftes Erwachen“ betitelt, erzählt von einem Musensohne, den der Mietsherr, ein knochiges Schneidergerippe, aus schwerem Schlafe weckt, da dieser für die viermonatliche Miete und das Frühstück endlich bezahlt sein will. Ihm auf dem Fuße folgt der Schuster mit der immer noch ausstehenden Rechnung, worauf der Schuldige Reißaus nimmt und mit seinem letzten Sechser ins Kaffee „Fink“ flüchtet, die Schlußverse aus der „Braut von Messina“ vor sich hinsummend. Auch langatmige politische Betrachtungen gelangten zum Vortrage. Das Münchener Skizzenbuch weist ferner zwei Fabeln Kellers auf, von denen besonders die eine „Die Leuchtwürmchen und die Sterne“ durch ihre Sinnigkeit anspricht. Man findet sie mit andern Proben im Anhang abgedruckt. Selten entstand ein Gedicht. Eines schildert abermals nach Heinescher Manier folgende Situation: zu München im Englischen Garten schleicht unter die lärmenden Gäste ein liebliches Mädchen und singt schüchtern und von niemand beachtet ein trauriges Lied. Dann geht es den demütigen Gang mit dem Teller in der Hand. Die Damen zischeln höhnisch, die Herren werfen ihm vornehm einen Kreuzer hin. Jetzt kommt die bittende Kleine zu einem einsamen Burschen. Dieser aber, selbst arm, besitzt nichts, das er ihr schenken könnte, als einen freundlichen Blick. In einer Ballade aus jener Zeit erscheint die Wendung: „Hin geht die Zeit, Her kommt der Tod: So groß ist keine Erdennot, Sie muß sich endlich wenden.“

Über der Betrachtung der im Entstehen begriffenen Nibelungenfresken von Schnorr erwachte der Hang zur poetischen Litteratur wieder. Die Größe des alten Nibelungenliedes erschloß sich ihm und kam Keller seitdem immer impo-

Gemäldegalerieen wurden nach historischen Bildnissen und Trachten durchsucht; namentlich beutete man den reichen Schatz von Bildern aus, der in Dürers Triumphzug Maximilians und in den Burgkmaierschen Holzschnitten zum „Weißkunig" niedergelegt ist. So entstanden nahezu sechshundert der verschiedenartigsten und prächtigsten Kostüme. Der Zug selbst zerfiel in drei Hauptteile: in den Aufzug der Nürnberger Bürger, denjenigen des Kaisers mit den Reichsrittern und in die Mummerei.

Die Darstellung im „Grünen Heinrich" schließt sich sehr genau, auch in bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Zünfte und Gruppen, der Beschreibung Marggraffs an, die nicht nur ein authentisches Programm, sondern auch ein kunst- und kulturhistorisches Quellenbuch vorstellt. Dieser weitläufigen Schrift ist ferner alles und jedes charakteristische Detail über die einzelnen Meister entnommen, so über Hieronymus Gärtner, der aus einem Stücklein Holz eine Kirsche schnitzte, auf welcher ein Mücklein saß und zwar von so zarter Beschaffenheit, daß dasselbe bei dem leisesten Anhauche die Flügel und Füßchen bewegte; ferner über den Katzenfreund Hieronymus Rösch oder über Veit Stoß, welcher keinen Wein trank und scheinbar sehr ehrsam lebte, in der Stille aber falsche Wertpapiere anfertigte. Ebenso streng nach der Quelle und in der wirklichen Reihenfolge, oft sogar mit den Worten Marggraffs ist der kaiserliche Zug geschildert: Maximilian selbst, Kunz von Rosen, Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig, Franz v. Sickingen u. s. w. Um einen Vergleich zwischen Vorlage und dichterischem Verfahren zu ermöglichen, sei eine Stelle aus Marggraff S. 101 hergesetzt, gegen die man die entsprechende im „Grünen Hein-

rich" 3, 266 (erste Ausgabe) halte: „Georg von Frundsberg, kraftvoll, nach dem Bildnis gerüstet, den Feldherrnstab in der Hand. Ihm voraus trägt ein Edelknabe, lorbeerbekränzt, auf goldenem Kissen das Schwert des Königs Franz I. von Frankreich, dabei eine Tafel mit der Inschrift: Pavia 1525. Ein Landsknecht mit des Ritters Helebarte; ein Bergschütz aus dessen tirolischem Stammland, mit Armbrust, Köcher, Schwert, Panzerhemd und Gürtelbinde, und ein Reitersknecht in voller Rüstung mit Frundsbergs Wappenschild folgen." Überdies benutzte Keller die Notiz S. 126 bei Marggraff: „In diesem Treffen (bei Vicenza) hat Frundsberg, wie Fugger erzählt, die Stärke seiner Arme sehen lassen und sein Schwert als eine Todessense dermaßen geschwungen, daß er mit jedem Hieb einen von den Feinden tot zur Erden gefertigt und zu jedem Hiebe wie ein Holzhacker gehauchet." Um auch durch Hervorhebung der heitern und phantastischen Seite der geschichtlichen Erscheinung das Gesamtbild damaliger Zeit zu vollenden, schloß sich an die beiden ernsten Aufzüge eine ergötzliche Nürnberger Mummerei. Peter von Altenhaus, auf einem störrischen Esel reitend, eröffnet die Lustbarkeit; hinter ihm her wirbelt die buntscheckige Schar der Narren Gylyme, Pöck, Guggerillis und der Schälke Metterschi und Duweindel (Marggraff S. 146; „Grüner Heinrich" 3, 272), der Thyrsusträger und Bacchanten; dann kommt der Triumphwagen der Venus und derjenige der Diana angefahren, endlich als nordisches Märchenbild der Zug des greisen Bergkönigs, hinter welchem der Prägemeister beschäftigt ist, Münzen zu prägen, die ein Drache in einen Kessel speit, aus welchem die beiden Pagen „Gold" und „Silber" dieselben herauslangen, um sie dem

Gemäldegalerieen wurden nach historischen Bildnissen und Trachten durchsucht; namentlich beutete man den reichen Schatz von Bildern aus, der in Dürers Triumphzug Maximilians und in den Burgkmaierschen Holzschnitten zum „Weißkunig" niedergelegt ist. So entstanden nahezu sechshundert der verschiedenartigsten und prächtigsten Kostüme. Der Zug selbst zerfiel in drei Hauptteile: in den Aufzug der Nürnberger Bürger, denjenigen des Kaisers mit den Reichsrittern und in die Mummerei.

Die Darstellung im „Grünen Heinrich" schließt sich sehr genau, auch in bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Zünfte und Gruppen, der Beschreibung Marggraffs an, die nicht nur ein authentisches Programm, sondern auch ein kunst- und kulturhistorisches Quellenbuch vorstellt. Dieser weitläufigen Schrift ist ferner alles und jedes charakteristische Detail über die einzelnen Meister entnommen, so über Hieronymus Gärtner, der aus einem Stücklein Holz eine Kirsche schnitzte, auf welcher ein Mücklein saß und zwar von so zarter Beschaffenheit, daß dasselbe bei dem leisesten Anhauche die Flügel und Füßchen bewegte; ferner über den Katzenfreund Hieronymus Rösch oder über Veit Stoß, welcher keinen Wein trank und scheinbar sehr ehrsam lebte, in der Stille aber falsche Wertpapiere anfertigte. Ebenso streng nach der Quelle und in der wirklichen Reihenfolge, oft sogar mit den Worten Marggraffs ist der kaiserliche Zug geschildert: Maximilian selbst, Kunz von Rosen, Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig, Franz v. Sickingen u. s. w. Um einen Vergleich zwischen Vorlage und dichterischem Verfahren zu ermöglichen, sei eine Stelle aus Marggraff S. 101 hergesetzt, gegen die man die entsprechende im „Grünen Hein-

rich" 3, 266 (erste Ausgabe) halte: „Georg von Frundsberg, kraftvoll, nach dem Bildnis gerüstet, den Feldherrnstab in der Hand. Ihm voraus trägt ein Edelknabe, lorbeerbekränzt, auf goldenem Kissen das Schwert des Königs Franz I. von Frankreich, dabei eine Tafel mit der Inschrift: Pavia 1525. Ein Landsknecht mit des Ritters Helebarte; ein Bergschütz aus dessen tirolischem Stammland, mit Armbrust, Köcher, Schwert, Panzerhemd und Gürtelbinde, und ein Reitersknecht in voller Rüstung mit Frundsbergs Wappenschild folgen." Überdies benutzte Keller die Notiz S. 126 bei Marggraff: „In diesem Treffen (bei Vicenza) hat Frundsberg, wie Fugger erzählt, die Stärke seiner Arme sehen lassen und sein Schwert als eine Todessense dermaßen geschwungen, daß er mit jedem Hieb einen von den Feinden tot zur Erden gefertigt und zu jedem Hiebe wie ein Holzhacker gehauchet." Um auch durch Hervorhebung der heitern und phantastischen Seite der geschichtlichen Erscheinung das Gesamtbild damaliger Zeit zu vollenden, schloß sich an die beiden ernsten Aufzüge eine ergötzliche Nürnberger Mummerei. Peter von Altenhaus, auf einem störrischen Esel reitend, eröffnet die Lustbarkeit; hinter ihm her wirbelt die buntscheckige Schar der Narren Gylyme, Pöck, Guggerillis und der Schälke Metterschi und Duweindel (Marggraff S. 146; „Grüner Heinrich" 3, 272), der Thyrsusträger und Bacchanten; dann kommt der Triumphwagen der Venus und derjenige der Diana angefahren, endlich als nordisches Märchenbild der Zug des greisen Bergkönigs, hinter welchem der Prägemeister beschäftigt ist, Münzen zu prägen, die ein Drache in einen Kessel speit, aus welchem die beiden Pagen „Gold" und „Silber" dieselben herauslangen, um sie dem

Gemäldegalerieen wurden nach historischen Bildnissen und Trachten durchsucht; namentlich beutete man den reichen Schatz von Bildern aus, der in Dürers Triumphzug Maximilians und in den Burgkmaierschen Holzschnitten zum „Weißkunig" niedergelegt ist. So entstanden nahezu sechshundert der verschiedenartigsten und prächtigsten Kostüme. Der Zug selbst zerfiel in drei Hauptteile: in den Aufzug der Nürnberger Bürger, denjenigen des Kaisers mit den Reichsrittern und in die Mummerei.

Die Darstellung im „Grünen Heinrich" schließt sich sehr genau, auch in bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Zünfte und Gruppen, der Beschreibung Marggraffs an, die nicht nur ein authentisches Programm, sondern auch ein kunst- und kulturhistorisches Quellenbuch vorstellt. Dieser weitläufigen Schrift ist ferner alles und jedes charakteristische Detail über die einzelnen Meister entnommen, so über Hieronymus Gärtner, der aus einem Stücklein Holz eine Kirsche schnitzte, auf welcher ein Mücklein saß und zwar von so zarter Beschaffenheit, daß dasselbe bei dem leisesten Anhauche die Flügel und Füßchen bewegte; ferner über den Katzenfreund Hieronymus Rösch oder über Veit Stoß, welcher keinen Wein trank und scheinbar sehr ehrsam lebte, in der Stille aber falsche Wertpapiere anfertigte. Ebenso streng nach der Quelle und in der wirklichen Reihenfolge, oft sogar mit den Worten Marggraffs ist der kaiserliche Zug geschildert: Maximilian selbst, Kunz von Rosen, Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig, Franz v. Sickingen u. s. w. Um einen Vergleich zwischen Vorlage und dichterischem Verfahren zu ermöglichen, sei eine Stelle aus Marggraff S. 101 hergesetzt, gegen die man die entsprechende im „Grünen Hein-

rich" 3, 266 (erste Ausgabe) halte: „Georg von Frundsberg, kraftvoll, nach dem Bildnis gerüstet, den Feldherrnstab in der Hand. Ihm voraus trägt ein Edelknabe, lorbeerbekränzt, auf goldenem Kissen das Schwert des Königs Franz I. von Frankreich, dabei eine Tafel mit der Inschrift: Pavia 1525. Ein Landsknecht mit des Ritters Helebarte; ein Bergschütz aus dessen tirolischem Stammland, mit Armbrust, Köcher, Schwert, Panzerhemd und Gürtelbinde, und ein Reitersknecht in voller Rüstung mit Frundsbergs Wappenschild folgen." Überdies benutzte Keller die Notiz S. 126 bei Marggraff: „In diesem Treffen (bei Vicenza) hat Frundsberg, wie Fugger erzählt, die Stärke seiner Arme sehen lassen und sein Schwert als eine Todessense dermaßen geschwungen, daß er mit jedem Hieb einen von den Feinden tot zur Erden gefertigt und zu jedem Hiebe wie ein Holzhacker gehauchet." Um auch durch Hervorhebung der heitern und phantastischen Seite der geschichtlichen Erscheinung das Gesamtbild damaliger Zeit zu vollenden, schloß sich an die beiden ernsten Aufzüge eine ergötzliche Nürnberger Mummerei. Peter von Altenhaus, auf einem störrischen Esel reitend, eröffnet die Lustbarkeit; hinter ihm her wirbelt die buntscheckige Schar der Narren Gylyme, Pöck, Guggerillis und der Schälke Metterschi und Duweindel (Marggraff S. 146; „Grüner Heinrich" 3, 272), der Thyrsusträger und Bacchanten; dann kommt der Triumphwagen der Venus und derjenige der Diana angefahren, endlich als nordisches Märchenbild der Zug des greisen Bergkönigs, hinter welchem der Prägemeister beschäftigt ist, Münzen zu prägen, die ein Drache in einen Kessel speit, aus welchem die beiden Pagen „Gold" und „Silber" dieselben herauslangen, um sie dem

in Braun und Rot seltsam gekleideten Säckelmeister zu überreichen, der sie unter das umstehende Volk auswirft . . . . „Aber wer geht denn zuletzt so verlassen und einsam, dürftig und achselzuckend einher? Es ist der Narr Gülichisch, der dem verdutzten Volke den leeren Beutel zeigt.“ (a. a. O. S. 148.)

Der ganze Zug bewegte sich von den glänzend erleuchteten Räumen des Theaters, wo zugleich die Huldigung für König Ludwig stattfand, durch den Logensaal und die Korridore der königlichen Residenz, durch die Arkaden des Hofgartens hinüber nach dem großen Odeonssaale, wo alles zum fröhlichen Bankette hergerichtet war. Der Kaiser nahm mit Dürer und seinem Gefolge an einer besondern Tafel im Halbrunde des Saales Platz. Hier speiste man aus gediegenem Silber. Eine ungebundene Lust erhob sich. „Auf einmal erscheint Kunz von der Rosen, auf dem Narren der Eitelkeit reitend und vor sich her an einem langen Seile die ganze übrige Zunft der Narren leitend. Jedem hängt eine Tafel vom Rücken herab, auf der seine Eigenschaft verzeichnet steht. Unter komischen Geberden und Stellungen und mit vieler Anstrengung schleppen sie eine große Kugel herbei und dringen so bis zur Kaisertafel vor, wo sie sich unter komischen Bücklingen in Reihe und Glied stellen. Hier beginnt Kunz ein kurzweiliges Spiel: das Narrenschieben, wobei es nur dem Kaiser gelang, als einziger tadelloser Held mit der verhängnisvollen Kugel die als Kegel aufgestellten Narren des Leichtsinns, Hochmutes und Neides, der Vielwisserei, Grobheit, Eitelkeit und des Wuchers zu Boden zu werfen.“ (a. a. O. S. 150.) Der Kaiser selbst eröffnete den Ball mit dem Fackeltanze. Das trinklustige Volk verzog sich in

die Nebengemächer hinter seine Champagnerflaschen, wo der helle Schein der Morgensonne die Fröhlichen über ihren mittelalterlichen Träumen überraschte. Das Fest wurde am 2. März wiederholt. An Stelle des gemeinsamen Bankettes trat diesmal ein großes Tanzvergnügen. „Zwischendurch kamen einige plastisch-mimische und theatralische Scherze vor Kaiser und Volk zur Aufführung, zuerst: der Narr und die Kunst. Fünf Narren und ein wilder Mann bildeten das stumme mimische Theaterpersonal, Kunz von der Rosen verdolmetschte ihre plastischen Darstellungen. So sahen wir die Gruppe des Laokoon durch den wilden Mann und zwei Narren mit Hilfe von zwei ungeheuer großen Schlangen, den sterbenden Fechter durch den allerkleinsten aller lebenden Narren, die drei Grazien durch die drei lieblichsten Narren, die nur aufzutreiben waren, und zuletzt den Tod der Niobiden durch das gesamte Narrenpersonal dargestellt" (S. 151). Am kommenden Morgen zogen die kostümierten Teilnehmer zu Pferd und Wagen auf die Menterschwaig hinaus. Alle diese Einzelheiten sind im alten „Grünen Heinrich" benutzt.

Über dem Schreibtische des Dichters hing in der spätern Zeit ein Bildchen, von Rudolf Leemann gemalt, ein hübsches Mädchen mit blondem Lockenkopf, in ein blaues Gewand gekleidet. „Das ist die Agnes, die sich mit dem Grünen Heinrich betrunken hat", warf Keller einmal hin.

Eines Tages lief er König Ludwig dem Ersten flüchtig über den Weg. Im Lokale des Kunstvereins betrachtete er Bilder, als die Majestät mit einigen Herren erschien. Keller flüchtete von Zimmer zu Zimmer, bis im hintersten kein Ausweichen mehr möglich war. Hier vertiefte er sich an-

scheinend eifrigst in ein Gemälde. Der König nahte und jener trat ehrerbietig zurück. „Auch Künstler?“ fragte ihn derselbe. „Ja, Majestät,“ antwortete er tapfer. Immerhin habe ihm das Herz mehr als gewöhnlich geklopft — meinte er abends zu den Freunden. Der anwesende Rudi Leemann hielt die Erzählung für Schwindel. Als sie jedoch am nächsten Vormittage zusammen in die Schwanthalerstraße einlenkten, stießen sie auf den König. Ludwig schritt an Keller vorbei und schlug ihm leicht auf die Achsel mit den Worten: „Haben uns auch schon gesehen!“

Außer in den bekannten Abschnitten des „Grünen Heinrich“ hat der Aufenthalt Kellers in München wenige Spuren in seinen übrigen Poesieen hinterlassen. Der Inhalt des Gedichtes „Der Kürassier“ geht auf diese Zeit zurück. Zweimal, an der Lerchen- und Taubenstraße, wurde er von einem aus dem Spitale kommenden Kürassier angebettelt.

Die Mutter erhielt regelmäßige Nachrichten. Besorgt sah sie in die Zukunft. „Mir träumte letzthin von Dir — schrieb sie ihm Ende August 1840 — nämlich, Du seiest heimgekommen in zerrissenen Kleidern und so mager und blaß, daß ich erschrak über Deinem fürchterlichen Aussehen. Trage doch Sorge und Ordnung für Deine Gesundheit und Kleider, daß ich nicht so etwas erleben muß!“

Um die gleiche Zeit, da die gute Mutter diesen angstvollen Traum hatte, lag der Sohn seit Wochen an einem heftigen Schleimfieber totkrank darnieder. Vierzehn Tage war er meist ohne Besinnung und erinnerte sich nur noch, wie zuweilen ein Landsmann vor sein Bett trat mit der teilnehmenden Frage: „Hatts Dich, Strabo?“ Hegi, der selbst kurz zuvor einen ähnlichen typhösen Anfall überstanden,

wachte einst eine Nacht bei ihm. Nur langsam genas Gottfried Keller. Es hätte ihn fast „genommen", drückte er sich aus. Noch lange machte ihm der Kahlkopf Sorge. Die erschrockene Mutter bat ihn inständig, heimzukehren.

Seit dem Eintritt in den neuen Lebenskreis befand sich der junge Künstler fortwährend in bedrängten Umständen. Die Waisenbehörde Glattfelden hatte ihm von seinem väterlichen Erbteil unwillig 150 Gulden herausgegeben. Die Mutter verabreichte ihm diese in kleinen Portionen und wenn so ein Sümmchen mit den üblichen „Lebenspredigten" eintraf, wurde es von den vorhandenen Schulden verschlungen, oder reichte vielmehr gewöhnlich nicht einmal zur Deckung derselben hin. Zu Ende September war der bescheidene Mammon aufgebraucht, und unter vielen Schwierigkeiten konnte die Mutter den Rest von Gottfrieds Vermögen, der noch 86 Gulden betrug, von den Glattfeldern erhalten. Der mußte wieder bis zum nächsten Frühjahre reichen. Im April 1841 sah er sich genötigt, die knappen Mittel der Mutter in Anspruch zu nehmen; dann rückte er bescheiden mit der Frage heraus, ob sie nicht eine Summe auf das Haus aufnehmen könnte. Nach längerem Zögern und erst, als dem Sohne das Wasser bis an den Hals ging, verstand sie sich zu dem schweren Schritte und entlehnte 300 Gulden für ihn.

Gottfried Keller ließ deswegen den Kopf nie lange hangen. Der unverwüstliche Jugendmut und gute Freunde halfen ihm über die schlimmsten Lagen hinweg. Sobald seine Gesundheit wieder gekräftigt war, besuchte er mit seinen studentischen Freunden etwa einmal den Fechtboden, der Bewegung wegen und um sich in Respekt zu setzen.

Es ist eine kleine Bleistiftskizze von J. S. Hegi vor-

handen, welche die damalige äußere Erscheinung Gottfried Kellers festhält. Er liegt friedlich schlummernd auf einem Sopha, die eine Hand unter den Kopf, der mit der Mütze bedeckt ist, die andere in die Tasche geschoben; die Brille ist ihm leicht entglitten. Ein dünnes Bärtchen bedeckt das Kinn. Die hohe Stirne und die energische Nase entsprechen dem spätern Aussehen. Die Zeichnung trägt das Datum des 7. Oktober 1840. Eine zweite ähnliche dasjenige vom 24. August 1841. Etwa ein Jahr darauf hat J. C. Werdmüller[1]) eine außerordentlich komische Radierung angefertigt: der kleine bärtige Mann, in einen ungeheuren Radmantel mit hohem Kragen gehüllt, die Mütze mit dem langen Schirm auf dem Haupte, schreitet aus, sein schweres spanisches Rohr vor sich haltend. Das Wappen stellt ein Bierfäßchen dar. Ein Spruchband enthält die Inschrift: „Hier steht Herr G. Keller". Eine Bleistiftzeichnung von Leemann (Juli 1842) ist nicht ähnlich.

Schon jetzt riet ihm etwa ein Freund, den gerade eine Kellersche Leistung in der erwähnten Bierzeitung belustigte, er solle humoristische Aufsätze für öffentliche Blätter schreiben, was unter allen Umständen mehr eintrüge als das Malen. Keller lehnte jede Zumutung dieser Art rundweg ab. Seine handschriftlichen Beiträge für das „Wochenblatt der Schweizergesellschaft" (meist aus dem Frühjahr 1841) bewegen sich im Gebiete der niedern derben Komik und meistens um das brennende Thema der Geldnot. Eine solche Humo-

[1]) Ein kleiner Aufsatz über Gottfried Keller in München, hauptsächlich auf J. C. Werdmüllers (gest. 1892) Mitteilungen gestützt, steht in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 11. Dezember 1890 Nr. 345, erstes Blatt.

reske, „Unsanftes Erwachen“ betitelt, erzählt von einem Musensohne, den der Mietsherr, ein knochiges Schneidergerippe, aus schwerem Schlafe weckt, da dieser für die viermonatliche Miete und das Frühstück endlich bezahlt sein will. Ihm auf dem Fuße folgt der Schuster mit der immer noch ausstehenden Rechnung, worauf der Schuldige Reißaus nimmt und mit seinem letzten Sechser ins Kaffee „Fink“ flüchtet, die Schlußverse aus der „Braut von Messina“ vor sich hinsummend. Auch langatmige politische Betrachtungen gelangten zum Vortrage. Das Münchener Skizzenbuch weist ferner zwei Fabeln Kellers auf, von denen besonders die eine „Die Leuchtwürmchen und die Sterne“ durch ihre Sinnigkeit anspricht. Man findet sie mit andern Proben im Anhang abgedruckt. Selten entstand ein Gedicht. Eines schildert abermals nach Heinescher Manier folgende Situation: zu München im Englischen Garten schleicht unter die lärmenden Gäste ein liebliches Mädchen und singt schüchtern und von niemand beachtet ein trauriges Lied. Dann geht es den demütigen Gang mit dem Teller in der Hand. Die Damen zischeln höhnisch, die Herren werfen ihm vornehm einen Kreuzer hin. Jetzt kommt die bittende Kleine zu einem einsamen Burschen. Dieser aber, selbst arm, besitzt nichts, das er ihr schenken könnte, als einen freundlichen Blick. In einer Ballade aus jener Zeit erscheint die Wendung: „Hin geht die Zeit, Her kommt der Tod: So groß ist keine Erdennot, Sie muß sich endlich wenden.“

Über der Betrachtung der im Entstehen begriffenen Nibelungenfresken von Schnorr erwachte der Hang zur poetischen Litteratur wieder. Die Größe des alten Nibelungenliedes erschloß sich ihm und kam Keller seitdem immer impo-

santer vor. Eine Nibelungenreise der Donau entlang gehörte zu den unausgeführten Reiseplänen seines Alters. Romantisches und Klassisches drängte in bunter Menge auf ihn ein. Zum Besuche des Theaters reichte es selten, dafür war ein solcher jedesmal ein Fest.

Im Freundeskreise wurden die politischen Vorgänge in der Schweiz eifrig verhandelt. Auf daß der Stoff nicht ausging, sandte die Mutter zuweilen als „herrliche radikalische Ergötzung" einige Nummern des Winterthurer „Landboten", die ihr der Schreiner Schaufelberger übergeben hatte. Auch sonst hielt sie den Sohn auf dem Laufenden. Ihre Briefe sind, trotzdem durch alle die unerquickliche Geldangelegenheit sich in ewiger Wiederholung hindurchschleppt, oft äußerst originell. Schlagende volkstümliche Ausdrücke und Wendungen stehen ihrer geübten Feder reichlich zu Gebote. Die Weinlese habe angefangen, schreibt sie einmal, „aber überall gibt's einen sauren Landsturm." Ein anderes Mal: „Noch etwas Neues. Der Tod ist auch hinter unsere Juden geraten; im Jenner schon ist der Höcker, der alte Guggenheim gestorben; schnell überfiel ihn bei Hause beim Kaffeetrinken ein Schlag, und er fiel um und war tot. In gleicher Zeit auch der große Weiler, welcher in der Messe hier war." Im November weiß sie einen tröstlicheren Traum als den früheren zu melden, nach welchem ihr Sohn auf einem prachtvollen Pferde, sehr schön gekleidet, heimgekehrt sei. Dieser Zug spielt bedeutsam in die Traumeswirren des Grünen Heinrich hinein.

Das erste Münchener Jahr ging inzwischen zu Ende. „Mit dem heutigen Tag — lautet ein mütterliches Schreiben vom 26. April 1841 — ist es nun ein Jahr, daß Du von

Hause bist. Ich denke, wie schwer und sorgenvoll mir jener Tag war, und wie viele Seufzer und Gebete ich seither zu Gott gethan für Dein Auskommen und Dein Glück." Seit Neujahr hatte Keller zwei fertige Bilder auf der Staffelei stehen, allein kein Geld, denselben auch Rahmen anzuschaffen. Seine Absicht, mit erfahrenen Malern ins Tirol zu reisen und unter ihrer Leitung nach der Natur zu arbeiten, war bis jetzt vereitelt worden. Immerhin konnte er nach Hause schreiben, daß er mit einer ersten kleinen Ausstellung im Kunstverein einige Ehre aufgelesen habe. Auf Neujahr — heißt es in demselben Briefe — hätte er gerne geschrieben, jedoch gedacht, für das auszulegende Porto könne sich die Mutter zum festlichen Tage einen „Schübling" (Wurst) leisten. Ein Gruß für Bäbeli Marti, „den lustigen Bodenzweck", ist von Zeit zu Zeit beigefügt.

Bei sich selber war er längst zur Erkenntnis gelangt, daß ihm zum Maler das Beste noch fehle. Mit der gewohnten Ehrlichkeit seines Wesens legte er in dem Briefe vom 13. August 1841 der ohnehin bekümmerten Mutter das Ergebnis einer strengen Selbstprüfung vor. Diese lautet auf jenen Wahlspruch im „Grünen Heinrich" hinaus: „Erst etwas recht lernen und dann gute Musik machen". Daß es mit dem Verdienen so schnell nicht ging, hatte er nun auch eingesehen. Er brauche mindestens noch ein Jahr sorgenlosen Studiums, bis er so weit sei. Demnächst werde er eine größere Komposition nach Zürich schicken; darnach möge man beurteilen, ob er weiterer Opfer wert sei. Die Mutter solle sich von Ludwig Vogel einen Rat geben lassen.

Sie verfügte sich unverweilt zu dem damals berühmten Züricher Historienmaler. Was sie da hörte, war wenig er-

mutigend. Vogel riet zum schnöden Handwerk: zum Kolorieren, und belebte seinen Sermon mit lehrreichen Beispielen, nach welchen ein großer Künstler nicht verschmäht hätte, Theebretter zu bemalen u. dgl. Die Mutter selbst forderte dringend zur Heimkehr auf. Was er von einem derartigen Leben in der Fremde habe, das höchstens nach dem Tode zu einem bischen „Lob und Ruf" führe, während er sich zu Hause bequem einrichten könnte? Die mißliche Lage und die mütterliche Beredsamkeit machten ihn, wenigstens auf einen Augenblick, schwankend. Seine Antwort klingt sehr resigniert. Er werde ohne langes Besinnen etwas anderes ergreifen, wenn sich Gelegenheit biete. Aber zur Erlernung eines Handwerkes oder zum Eintritt in eine Handlung als Lehrjunge, dafür sei er nun zu alt. Wenn er Vermögen oder Unterstützung besäße, würde er nicht ungern die Rechte studieren. Am besten aber werde es sein, wenn er beim Leisten bleibe.

Ähnliche Zweifel an der Kunst scheint er schon vorher gegen Hegi geäußert zu haben. Wenigstens liest ihm dieser von Schaffhausen aus, wohin er vorübergehend sich begeben, am 14. April 1841 ordentlich den Text: „Schon daß die Adresse mit Bleistift geschrieben war, ließ mich auf einen neuen Witz hoffen, und wirklich mußte ich beim Lesen stets lachen, wo Du von Pfeifenköpfen redest, der Augsburger Suite, Deinem Pech im Kunstverein wegen Nichtankauf Deiner Bilder, wegen Kopistwerden, und besonders bei Deiner philosophischen Selbstzurechtweisung und Ermutigung. Auch das krampfhafte Zucken der Moral ergötzte mich, bis auf einmal durch einige Worte mir die gute Laune verscheucht wurde, folgende Worte nämlich: ‚Ich gebe nicht mehr einen Pfifferling um die Kunst und es kostet

mich keine Überwindung, Grempler zu werden'. Hat er es auch im Zopf geschrieben, so bildet dies doch gleichsam den Schluß der ganzen Jeremiade, und diese gewinnt dadurch einen Ernst und kann nicht nur als schlechter Witz betrachtet werden. Verhält sich aber die Sache so: ist Kellerchen trotz Moral und guter Lektüre auf'm Weg in den tiefsten Kot. Denn allem Anschein nach lebst Du so fort ohne Plan; denn Deine Hoffnung von einem Bild zum andern wirst Du nicht Plan nennen wollen und lässest, wie man sagt, gute Vögelein sorgen, lebst unterdessen, fast glaube ich, aus Unmut, und Zerstreuung suchend, lustig fort, immer von der Zukunft die Lösung des Knotens erwartend. Wie aber, wenn die Lösung nicht käme? Oder wenigstens länger ausbliebe, als Du es aushalten kannst? Denn daß sie nie kommt, glaube ich gar nicht. Da könnte es am Ende doch noch trotz aller Moral sehr unmoralisch ausläuten und das erfolgen, wovor Du Dich jetzt noch fürchtest. Meine Ansicht war sogleich die: Keller muß sich zuerst genau prüfen, ob ihm die Kunst von Herzen lieb ist, buchstäblich wie sein eigenes Leben. Findet er nach genauer Prüfung, daß, wenn er harte Proben und zwar weit über den Anfang hinaus zu bestehen hat, er solche nicht ertragen möchte und ihm die Kunst ganz verleiden würde, so thut er besser, er führt sein Wort aus und zwar so schnell als möglich, indem er nach Haus geht und entweder einen Schwengel gibt oder sonst was, wozu ihn Neigung und Verhältnisse treiben. . . . . Oder aber: mein Freund ist überzeugt, nur in der Kunst könne er das erstreben, wonach er zeitlebens trachtet; dann biete ich ihm die Hand und sage: so wirst Du auch die nötige Kraft finden, Mühe und Ungemach zu ertragen. . . . Wäre nicht

als Lithograph etwas zu machen für den Anfang? Auf jeden Fall bitte ich Dich, gib der Kunst nicht Abschied, ehe Du alles Mögliche gethan hast! . . . Wenn ich mir denken müßte, Du stündest von Deinem Vorhaben, Künstler zu werden, ab . . . es thäte mir in der Seele weh; denn ich freute mich Deiner, seitdem ich Deine Studien gesehen hatte, und hoffte keinen ordinären Landschafter an Dir zu erleben."

Der hier angeführten Augsburger Suite, welche im Frühjahr 1841 mit dem Dampfwagen vor sich gegangen, folgte im Oktober eine zweite, die Hegi auch mitmachte. Zweck derselben war, dem in die Schweiz reisenden Hans Bendel das Ehrengeleite zu geben. Rittmeyer, Leemann, Werdmüller, der Schaffhauser Mediziner Wepfer u. a. gingen mit. Die Gesellen waren eben, im Begriff zur Heimfahrt aufzubrechen, mit der Berichtigung der Zeche beschäftigt, da bestellte Gottfried Keller einen Ehrenpunsch, dessen Kosten von den vereinigten Mitteln der Bande nicht mehr bestritten werden konnten. Hegi schrieb und telegraphierte um Geld nach München. Durch einen Irrtum gelangte es verspätet in seine Hände, und er eilte selbst in die Residenz zurück, die Freunde auf einige Tage als Pfänder dem ehrenwerten Herrn Gastgeber Johann Friedrich Mußbeck zum „Mohrenkopf" in Augsburg zurücklassend, bis sie ausgelöst werden konnten.

Lustbarkeiten dieser Art bildeten eine Entschädigung für das übrige kümmerliche Dasein. Gottfried Keller verarmte gänzlich. Er genoß oft Tage lang nichts als Brot und etwa ein Glas Bier, „was ihm aber im geringsten nichts mache", wie er die Mutter, die auf ihr Haus noch

immer kein Anleihen bewerkstelligen konnte, einmal tröstete. Er zähle mit Sehnsucht die Tage, da er mit vollen Händen zu ihr zurückkehren könne. Die bewährten Freunde hatten München entweder verlassen, oder besaßen selber nichts. Immer mehr vereinsamte er. Auf eine Weile war dieser Zustand pikant und poetisch. Doch unversehens brach die schnöde Prosa herein. Was half ihm in seiner Lage der Dukaten, den der Pate spendete? Mehr rührte ihn der Gulden, den Bäbelis Mutter, die selbst nichts übrig hatte, aus ihrem sauren Verdienst ihm zuschickte. Mitten in der Bedrängnis entwarf er stolze Pläne. Er werde — schrieb er im November an die Mutter — in einem Jahre nach Berlin und Düsseldorf gehen und hoffe, „wenn er kein besonders schlechtes Schicksal habe“, in zwei Jahren nach Italien ziehen zu können. Hegi ermunterte ihn brieflich, italienisch zu lernen und freute sich auf einen Reisegefährten. Indes kam der Winter. Es fehlte an Holz und warmen Kleidern. Zudem war er die Miete noch schuldig. Seine Hausfrau verklagte ihn, und die Münchner Polizei sandte derjenigen von Zürich eine Note. Da that die arme, tödlich erschrockene Mutter den Schritt, vor dem sie sich im Innersten scheute: sie entlehnte bei der Freundin die dreihundert Gulden. Auf Seitenwegen trug sie die Hälfte dieser Summe als großes unförmliches, überall mit Schnüren und vielem Siegellack befestigtes Paket in ihrem Ritikülc auf die Post und eilte dann, wie wenn sie etwas Unrechtes verübt hätte, wieder heim auf ihr Sorgenstühlchen ans Spinnrad. Ganz wie im „Grünen Heinrich“, dessen Schuldenwesen keine dichterische Erfindung ist.

Unter der schweizerischen Malerkolonie scheint damals

eine bedenkliche Armutei geherrscht zu haben. Keller erzählt in einem Briefe von einem Bekannten, der in schlechte Gesellschaft gefallen und lange nichts mehr gearbeitet habe. Dieser sei so übel dran, daß er kein eigenes Zimmer mehr besitze, sondern sich auf der Bude eines andern versteckt halten müsse, weil seine Gläubiger ihn polizeilich aufsuchen ließen. Die beiden brächten den ganzen Tag mit Spielen zu, was ihnen fürs Essen gehe.

Im Februar 1842 winkte dem armen Kerl ein bescheidener Glücksstern. Der Münchener Kunstverein hatte als Überschuß seiner Bilderausstellung eine Summe zur Verfügung und lud eine Anzahl Maler, darunter auch Gottfried Keller, ein, kleinere Bilder im Werthe von 60—80 Gulden einzureichen. Hocherfreut lief dieser heim und holte ein Landschäftchen. Bild und Preis wurden genehmigt. Nur sollte er noch eine kleine Änderung anbringen. Abermals eilte er nach Hause, pinselte an seiner Leinwand herum, stellte sie dann an den eisernen Ofen und verfügte sich darauf in die Kneipe, den guten Handel zu befeuchten. Als er am folgenden Morgen seine Landschaft wegtragen wollte, war ein großes Loch in dieselbe gebrannt. Übrigens prangte sie später doch in den Sälen des Kunstvereins, wenn auch nicht von ihm selbst gemalt. Ein berühmter Kollege — daß es Julius Lange aus Darmstadt (1817—1878), der spätere Münchener Hofmaler war, bestätigen Kellers noch lebende Bekannte —, hatte ihm das Motiv abgeborgt. Zur Strafe setzte ihn der Dichter in den „Grünen Heinrich". Lange, dem Gottfried Keller im übrigen an jener Stelle[1]) hohe Anerkennung spendet,

[1]) „Der grüne Heinrich" 4, 35; etwas anders erzählt in der alten Ausgabe 4, 126 ff.

hatte ihm einst die Skizze verbessert oder vielmehr eine neue nach Kellers Idee gezeichnet und nun selbst benutzt.

Das Mißgeschick verfolgte ihn mit unerbittlicher Härte weiter. Ein neues Bild, das er im Mai, allerdings verspätet, an die Kunstausstellung nach Zürich sandte, kam in jammervollem Zustande an. Es war mangelhaft verpackt gewesen und durch Regen und Schmutz verdorben. Die Mutter mußte wohl ein Dutzend Gänge thun, bis endlich nach vielfachen Plackereien die Landschaft, notdürftig gereinigt und geflickt, im Saale hing. Mit welchen Gefühlen Mutter und Schwester an einem Nachmittage, als der Eintritt frei war, vor dem Bilde standen, schildert der rührende Brief vom 11. Juni. Dasselbe fand indes keinen Käufer, so günstig sich auch Ludwig Vogel darüber äußerte. Das unglückliche Kunstwerk wanderte nach Basel und wurde im Winter wieder nach München abgeschoben.

Als gegen den Herbst die Not wieder einmal aufs höchste gestiegen war, wurde der stolze Maler mürbe. Beinahe seine ganze Künstlerhabe, seine schönen Aquarelle, Skizzen, die ungeheuerlichen Kartons, mit ossianischen Landschaften und germanischen Wäldern bedeckt, wurden zu einem alten Trödler getragen. Jedes Blatt galt 24 Kreuzer. Nur weniges hat sich aus dem damaligen Schiffbruche gerettet, so zwei ossianische Landschaften, die durch ihren Gedankenreichtum hervorragen, ein Waldinneres (getuschte Kreidezeichnung), eine Landschaft mit Gewitterstimmung, durch welche ein Maler, die Flöte auf den Rücken geschnallt, einer Kapelle an einem See entgegenzieht. Das Bild hat etwas Wehmütiges: man denkt an den Heimzug des Grünen Heinrich. Alle diese Blätter sind nach Kellers Weise dichterisch empfunden,

aber nicht ebenbürtig gemalt. Auch ist selten etwas fertig gemacht, da sich sogleich andere Gedanken aufdrängten und ihm die Ausdauer abging. Einmal blieb er, von allen Mitteln entblößt, zwei Tage lang, ohne zu essen, im Bett. Er stand nur auf, weil er befürchtete, die Hausleute möchten seine gar zu armselige Lage merken. Nach irgend einem Wertgegenstande stöbernd, stürzte er ein Kästchen um und fand ein goldenes Ringlein, welches er auf die Münze trug, wo ein Herr vor einer großen Wanne blanker Gulden saß. Keller bekam für seinen Ring drei nagelneue Stücke, eilte damit in eine Kraftsuppenanstalt und nahm dankbar mehrere Süpplein zu sich. Zuletzt verkaufte er jenem Abnehmer seine Flöte, auf welcher sich derselbe erst eine Arie vortragen ließ, für 30 Kreuzer. Das „Flötenwunder“ des neuen „Grünen Heinrich“ ist buchstäblich erlebt. Nicht minder die Geschichte mit den Fahnenstangen, deren Anstrich Heinrich in der bittersten Not besorgte. Gottfried Keller erzählte sie mir am 13. Juli 1878 auf dem „Muggenbühl“. Das Trödelmännchen wohnte in der Verbindungsgasse, die von der Kaufingerstraße zum Promenadenplatz führte. Es war im Oktober 1842. Die Hochzeit des Kronprinzen Max mit der preußischen Prinzessin Marie stand bevor, und Gottfried Keller, der vor dem Kolorieren sonst eine so unüberwindliche Furcht gezeigt, zog jetzt unter Flüchen und Seufzern in der dunklen Bude an den Flaggenstangen, die München damals brauchte, die endlosen blauweißen Spiralen und verdiente mit der sauren Arbeit täglich zwei Gulden. Die Miete wurde ihm gekündigt, und er sah sich auf die Straße gesetzt.

Damit war aber sein trotziger Mut, dem Schicksal in der Fremde länger die Stirne zu bieten, gebrochen. Selbst sein

unerschütterliches kindliches Gottvertrauen hielt nicht länger stand. Das war nun das herrliche Ergebnis dieser Kunstreise nach München! Ein bisher nie gekanntes Gefühl des Elends und des Heimwehs überfiel ihn. Immer dringender mahnte die Mutter zur Heimkehr. Mit ihr vereinigten sich Bekannte, die etwa, wie die Hochzeitspaare Kern und Wolf aus Zürich, den Landsmann aufsuchten. Ein Jugendfreund, Matthias Spinner, der mit rührender Treue an Gottfried Keller hing, ein armer kränklicher Bursche, Sohn einer Näherin, seines Berufes Kolorist, schrieb ihm am 15. Oktober in der treuherzigen Art, die seinen unbeholfenen Briefen eigen ist: „Du mußt kommen auf Zürich; denn Deine liebe Mutter spricht immer nur von Dir, wann Du kommest. Sie schaue vielmal auf die Straße und wenn sie irgend einen so kleinen Bursch sehe, so meine sie, sie müsse rufen: ‚Regeli, der Gottfried kommt!‘ Sie sind beide ganz wohl. Deine Mutter war schon mehreremal bei uns und meine auch schon bei Deiner. Deine Mutter sagte gestern zu mir, sie habe gehört, Du habest einen so großen Bart; sie wolle Dir aber schreiben, Du sollst diesen in München lassen. Ich aber sage Dir: bringe ihn mit! Es wäre schade, wenn Du ihn abschneiden würdest. Wenn Du nach Zürich kommst, so mache mir die Freude, daß Du mich besuchst. Wenn ich schon nur der Matthis bin, so glaube mir, ich fühle dann noch mehr, daß Du mein Freund, mein einziger bist, obschon ich mir wohl denken und Dir nicht zumuten kann, daß Du so viel zu mir kommst und so viel mit mir gehen sollst wie früher. Du gehörst jetzt den größern Männern zu!“

Nach dritthalbjähriger Abwesenheit trat er im November 1842 endlich den Heimweg an. Das heißt, er ver-

schwand plötzlich aus München. Ein Handlungsreisender von Solingen half ihm unterwegs zur Fahrt von Lindau nach Konstanz. Dort mußte er warten, bis ihn Johann Müller abholte. Und wie der alte Grüne Heinrich drei Tage am Schützenfest in Basel bleibt, bevor er zur toten Mutter geht, oder Martin Salander, nach langer Fremdezeit in der Heimat angelangt, mit Möni Wighart zu einem Nachmittagsschöppchen untersteht, ehe er die armen Seinigen begrüßt, so kehrte auch Gottfried Keller erst einige Tage bei dem Freund in Frauenfeld an, bevor er kleinlaut den völligen Heimweg zu der Mutter zurücklegte, deren banger Traum so ziemlich genau in Erfüllung gegangen war.

Und nun mag eine Auswahl aus den Briefen Gottfrieds an seine Mutter folgen. Es sind die einzigen aus dieser Zeit erhaltenen Briefe. Um so weniger dürfen sie hier fehlen, obwohl ich sie zögernd der Öffentlichkeit übergebe. Sie würden den Weg dahin früher oder später doch finden. Denn sie gehören zu Kellers Wesen so gut als zum „Grünen Heinrich". Wer Heinrichs Schuldenwesen im vierten Bande der frühern Ausgabe des Romans gelesen hat, — in der Umarbeitung verwischte der Dichter diese subjektiven Dinge so viel als möglich — dem werden sie doppelt wertvoll sein. Ihr Inhalt ist nicht immer erquicklich. Es war nun einmal Gottfried Kellers Schicksal, noch auf beinahe zwei Jahrzehnte hinaus nicht aus der ökonomischen Verwirrung herauszukommen. „Die Schulden — heißt es im alten „Grünen Heinrich" — sind für den modernen Menschen eine ordentliche hohe Schule, in welcher sich sein Charakter auf das trefflichste entwickeln und bewähren kann."

Diese Briefe, die sich noch keineswegs mit den späteren Prachtepisteln vergleichen lassen, sind auch nicht immer wichtig, enthalten aber so manchen charakteristischen und wissenswerten Zug, daß selbst derjenige, der mitunter ärgerlich werden will, die grundehrlichen Blätter doch nicht missen möchte. Ihr einfacher Ton ist für die schlichte Mutter berechnet. Unbedeutendes wurde im folgenden Abdruck weggelassen.

4.

Frauenfeld, den 1. Mai 1840.

Liebe Mutter! Deinen lieben Brief habe ich samt dem Paß empfangen, welchen letztern ich aber wieder zurückschicken muß, indem er durch die verfluchte Nachlässigkeit des Staatsschreibers nach Italien, statt nach München visiert ist. — —

Ich logiere im „Kreuz", weil Müller auch da ist als Kadett[1]); aber Du darfst keine Angst haben wegen dessen; denn er bezahlt alles für mich. Er thut es durchaus nicht anders. Er zeigt sich überhaupt als Freund gegen mich; daher bitte ich Dich, mir das Bildchen, das die Frau Dekan[2]) verschmäht hat, zu überschicken; ich werde es dem Müller schenken für das, was er an mir thut. Es wird auf jeden Fall besser angewendet sein.

Was die Frau Dekan betrifft, so kann sie meinetwegen zum Teufel gehen. Ich werde suchen, meinen Weg ohne alle solche Leute zu machen. Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen; ich werde gewiß fort-

[1]) Johann Müller war kürzlich aus München zurückgekommen.

[2]) Frau Dekan Schinz, Witwe des ehemaligen Pfarrers in Glattfelden Johann Heinrich Schinz (gest. 1825), die hilfreiche Freundin der Mutter Gottfried Kellers, 1851 achtzigjährig gestorben. Sie hatte sehr von der Reise nach München abgeraten.

kommen. Ich habe bereits hier gesehen, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Werte geschätzt wird, als in seiner Heimat. Man ist überall zuvorkommend gegen mich. Was meinen Unterhalt in München betrifft, so werde ich sehr wohlfeil auskommen, wenn es so fortgeht; denn seit ich von Zürich fort bin, mag ich gar nichts mehr essen. Wenn ich eine Wurst oder ein wenig Braten esse, so bin ich den ganzen Tag voll; aber Du mußt nicht denken, daß ich deswegen nicht wohl sei. Herrn Ehinger und Frau[1]) lasse ich freundlich grüßen und ihm nochmals danken für die Freundschaft, die er mir erwiesen hat. Er hielt mich Sonntag und Montag frei, bis er verreiste, und versprach mir, wenn Du männlicher Hülfe und Rat bedürfest, so werde er gewiß beides leisten, und wenn im Hause oder sonst Unannehmlichkeiten begegnen, so werde er die Ordnung herstellen, wo es Dir unmöglich ist. — — Herr Müllers haben mich schon mehrere Male zum Mittagessen gehabt.

Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir gethan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Außenseite habe. Ich kann halt keine schönen Worte machen; aber deswegen empfinde ich gewiß alles, was ein rechter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können[2]).

---

[1]) Michael Ehinger, Metzger am Rindermarkt; seine Frau war eine geb. Frymann von Mönchhof.

[2]) Die Mutter an Gottfried, 4. Mai 1840: „Es freut mich, wenn Du zur Erkenntnis kommst und einsiehst, wie manches Jahr schon ich mich selbstvergessend alles an Dich gewendet und geopfert habe... Gern will ich vergebenen Kummer und Sorgen für Dich tragen, wenn nur kein unglückliches Schicksal Dich treffen muß, wenn Du nur Dein ehrliches Auskommen findest und ich Dich einst als ein rechtschaffener

Regula lasse ich vielmal grüßen, und es soll bei Dir bleiben und Dir helfen, wo es kann. Auch wirst Du ihm etwa eine kleine Freude nicht versagen, wo es keinen Nachteil bringt, und ich hoffe, Ihr werdet zusammen Euch das Leben so angenehm machen, als Eure Lage es gestattet. Frau Hotz und Herr lasse ich auch grüßen. Sage der Frau alles, was sie gern hört! Ich bin ihr auf jeden Fall Dankbarkeit schuldig[1]). Auch Kuri, Anneli und Bäbeli[2]) lasse ich grüßen und den Herrn Dietrich[3]).

Es wird nun wohl wieder fünf Tage währen, bis der Paß wieder kommt. Sage nur dem Staatsschreiber, er soll das Ding so schnell als möglich beschleunigen!

Indessen grüße ich Euch alle tausend Mal und verbleibe

Dein Sohn Gottfried Keller.

Herrn Rordorf und seinen Bruder lasse ich auch grüßen, so wie Mathias Spinner und Kündig[4]); letzterer soll Dir mein Porträt abliefern.

Sohn wieder sehen kann. Dies ist mir Vergeltung genug." . . . . „Heute erst erhielt ich den Paß wieder. Das Ding ging nicht so schnell. Der Kanzleischreiber sagte, er lasse Dich grüßen, und es sei ihm leid für Deine Verzögerung. Die Herrn Rordorf lassen Dich auch grüßen. Kündig und Spinner habe ich nie wieder gesehen. Zu Kündig werde ich nächstens gehen. Im Hause lassen Dich alle grüßen. Frau Hoz ist noch immer krank. Das Bild habe eingemacht, so gut möglich, wünsche guten Empfang und gute Aufnahm! Hr. Müllers lasse ich grüßen und für Dich danken. Reise nur glücklich! Gott behüte und segne Dich!"

1) S. o. S. 17.

2) Die Hausgenossen Konrad Marti, dessen Frau und Tochter. S. o. S. 23.

3) Kaspar Dietrich, Nachbar am Rindermarkte, Handelsmann.

4) Jugendkameraden, ihres Berufs Koloristen.

5.

München, den 18. Mai 1840.

Liebe Mutter! Endlich bin ich angekommen in dem gelobten Lande. Nachdem ich den Paß erhalten hatte, führte mich Müller in einer Chaise nach Konstanz, wo ich aber wegen neuer Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck vier Tage warten mußte. Sonntags vor acht Tagen fuhren wir endlich, Steffen[1]) und ich, mit dem Dampfschiff nach Lindau oder wollten vielmehr nur; denn in Rorschach zerbrach die Maschine, und wir mußten dort wieder übernachten. Indessen lud uns ein katholischer Kaplan zum Essen ein.

Von Lindau aus fuhren wir mit einer Retourkutsche für neun Gulden bis nach München, mußten aber mehr übernachten als mit der Post, so daß es am Ende beinahe gleich herauskam; nur daß ich für die Effekten nichts zahlen mußte. So bin ich denn hier angekommen und, nachdem ich drei Tage im Gasthof logierte, im nämlichen Zimmer, welches Müller bewohnte, einquartiert. Es ist mitten in der Stadt[2]) und ganz bequem mit Sofa, gutem Bett, Kommode und zwei Tischen; die Stühle sind gepolstert; dennoch kostet es nur vier Gulden Zürichgeld, wobei mir noch die Stiefeln und Kleider geputzt werden. Steffen hat ein kleines Dachstübchen in einer abgelegenen Gegend für den gleichen Preis. Die meisten Zimmer kosten sonst sechs,

[1]) Der taubstumme Reisegefährte Ulrich Steffen, der erste Zögling des 1826 in Zürich eröffneten Taubstummeninstituts; er arbeitete später bei Eigner in Augsburg, ging nach Amerika und starb kürzlich in Rio.

[2]) Die hier vergessene Adresse: „Neuhausergasse Nr. 22 rückwärts über 3 Stiegen bei Schneidermeister Leutz“ meldete Keller am folgenden Tage der Mutter nachträglich.

sieben bis acht Gulden monatlich. Ich mochte nicht mit Steffen zusammen wohnen, weil er ein wunderlicher Bursche ist. Man kann nicht gut mit ihm nachkommen, indem man alles für ihn besorgen und bezahlen muß; und wenn man mit ihm abrechnet, so ist ihm alles zu viel. Indessen ist er ein guter Mensch.

Ich befinde mich sehr wohl hier. Man kann über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrieen wird. Kein Mensch achtet auf den andern; alles geht bunt durcheinander. Kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig. Nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da — nicht Kaffee, sondern so zum Spaß eine Maß Bier bis zwei. — — —

Hegi seh ich alle Tage.

Die Reise und alle Ausgaben (ich mußte Staffelei, Leinwand, Farben u. s. f. kaufen) haben mich mehr gekostet als ich glaubte, z. B. mußte ich für die Aufenthaltskarte einen halben Gulden bezahlen, einen Gulden ins Krankenhaus für ein halbes Jahr, und so noch vieles. Die Reisenden werden fürchterlich ausgesogen allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet und werde von nun an hausen.

Ich nehme gar nichts zu mir bis zum Mittagessen, obgleich ich im Anfang manchmal noch Hunger bekomme. Dann geh' ich ins Speishaus und bekomme für sieben Kreuzer (etwa $4^1/_2$ Schilling) Suppe, Fleisch und Gemüse, nach Verlangen zugerichtet; mit Bier kostet es zehn Kreuzer.

Manchmal esse ich zu Nacht und manchmal nicht. Ich bin schon mit vielen Künstlern bekannt geworden und habe gesehen, daß selbst die mittelmäßigen sich gut durchbringen. — — Ich grüße Regula tausendmal und verbleibe Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Gott sei mit Euch! — Laß doch meine Briefe nicht so herumliegen, wie gewöhnlich! Was das Geld betrifft, so mache, daß Du es bald schickst, oder sonst einrichtest, denn in zwei Wochen gehe ich aufs Land[1]), und da möchte ich es vorher gesichert wissen. Es thut mir leid, daß Du so viel Mühe hast.

6.

München, den 27. Juni 1840.

Liebe Mutter! Da wir auf unsrer Reise schlechtes Wetter bekamen, so sind wir bereits schon wieder seit acht Tagen in München, und ich berichte Dir es daher, damit Du mir wieder eine Portion von meinem Reichtum überliefern kannst; indem ich nicht warten mag, bis ich ganz ausgekommen bin. — — —

[Ich habe] im Anfange gewaltig gegeizt, und bin nirgends hingegangen. Wann ich an einem Tag etwas übers bestimmte Maß hinausgebraucht habe, so fraß ich den andern gar nichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer gesellschaftlicher Beziehung zu nutze machen; denn

[1]) G. Keller an die Mutter 21. Mai: „Ich gehe mit dem Maler Scheuchzer (s. o. S. 102), welcher sich viele Mühe mit mir giebt, etwa für vier Wochen aufs Land.“

ich war von Hause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich nicht, wenn man in der Fremde hinter dem Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr. Indessen ist der Nutzen weit größer; denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch, sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen.

Auch haben die schweizerischen Studenten und Künstler eine Gesellschaft hier, worin ich ebenfalls bin. Donnerstag hatten wir ein Leichenbegängnis zu begehen, da einer aus dieser Gesellschaft, Graf d'Affry von Freiburg, der einzige Sohn seiner Eltern, einundzwanzig Jahr alt, starb. Wir begleiteten ihn sämtlich zum Grabe. Es war ein schöner Zug. Voraus die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne und Rauchfaß u. s. w. Dann der Sarg, von sechs Schweizern getragen, welche schwarze Kleidung mit weißen Florschärpen um den Leib trugen. Dann vier mit weiß und roten Schärpen; dann zweiundzwanzig mit allen Kantonsfarben und endlich die übrigen alle. So zogen wir um den Kirchhof herum und dann aufs Grab, wo eine Blechmusik von dreißig Mann aufspielten, nachdem die Geistlichen ihre Künste gemacht hatten. Dann hielt einer eine schöne Rede. Wiederum Musik, und dann schmiß jeder von uns drei Schaufeln Erde ins Grab und bespritzte es mit Wasser, welches man uns in einem alten Kübel hergestellt hatte. Dann aber zogen wir in corpore auf unsere Kneipe, wo wir erst die rechte Totenfeier hielten. Es war wirklich ein herzerhebender Anblick, den ganzen Saal voll Schweizer zu

sehen: jeder ein mächtiges Bierglas in der Hand, dasselbe in die Höhe streckend und auf das Kommando mit feierlicher Miene ausleerend bis auf den Grund. Den Tag darauf wohnten wir sämtlich der Messe bei, welche dreißig Tage lang dem Toten abgehalten wird. Es brannten über zweihundert Kerzen, und das Wappen des Verstorbenen war überall an den Altären in reichen Stickereien angebracht. Das bezahlen aber alles seine Eltern. Wir hingegen haben auch etwas Kosten; denn heute nachts um zwölf Uhr bringen wir dem Toten einen Fackelzug mit Gesang und Musik aufs Grab.

Das gilt aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, sondern jedem Schweizer, der hier stirbt[1]). So ist gestern schon wieder einer gestorben im Krankenhause hier. Die wenigsten haben ihn gekannt und doch wurde sogleich beschlossen, ihm das gleiche Leichenbegängnis wie dem Grafen zu feiern. Überhaupt sind sehr viele Schweizer hier krank und meistens sehr gefährlich am Nerven- und noch mehr am Schleimfieber. Die Münchner sagen zwar, wenn einer gleich anfangs sich ans Biertrinken halte, so werde man weniger krank; und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben.

Indessen ist das Klima sehr ungesund hier: wenn den ganzen Tag die unerträglichste Hitze ist, und es regnet ein wenig auf den Abend, so tritt auf ein Mal empfindliche Kälte ein, und die meiste Zeit über herrscht hier feuchtes kaltes Wetter. Daher trägt man hier die Mäntel den ganzen Sommer hindurch, und ich bin sehr froh über den meinigen.

---

[1]) Die Mutter an Gottfried 5. Juli: „Die Leichenbegängnisse der Schweizer sind sehr schön, wie Du schreibst. Gott behüte nur, daß die Reihe nicht an Dich kommt! Lebe doch in einer mäßigen Ordnung, damit Du gesund bleibst!"

Ich wünschte manchmal nur, daß Du und Regula hier wären und die Pracht alle sähen, die sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten entfaltet. Wenn ich früher oder später ein Mal in einen guten Stiefel gerate, so muß auf jeden Fall so etwas eingerichtet werden.

Ich habe immer noch meine alte Mütze, welche meinen Kameraden vielen Spaß macht. Ich bin schon bei allen honetten Schweizern bekannt, welche hier sind. Die meisten haben aber mehr Geld als ich; aber das macht nichts.

Sage dem Herr Schaufelberger[1]), ich ließ ihn grüßen und gestern hätten wir, als wir gerade in großer Anzahl versammelt waren, vernommen, daß Bürgermeister Heß abgegeben habe[2]), worauf wir ihm höchst feierlich, jeder einen brennenden Fidibus in der Hand, ein Glas Bier nachsoffen zur glücklichen Reise. Marke[3]), welcher ganz aus meinem Gedächtnis verschwunden war, ist mir heut nachts im Bett plötzlich wieder eingefallen, und ich habe mich weidlich an seinem Andenken ergötzt; auch ihn lasse ich grüßen, wenn er noch bei uns ist. Was machen Frau und Herr Hotz? Sage der Frau Hotz viele tausend Millionen Grüße, und ich hätte das Häuslein mit dem toten Bauern noch nie gefunden[4])! — — —

---

[1]) S. o. S. 24.

[2]) Bürgermeister Johann Jakob Heß (1791—1857) resignierte am 22. Juni 1840. Über ihn handelt G. Meyer von Knonau in der Allg. Deutschen Biographie 12, 289 ff.

[3]) Die Mutter an Gottfried 5. Juli: „Marke (ein bei der Mutter wohnender Geselle) ist noch da; er freute sich und lachte, daß ihm sein Höcker wackelte, als ich ihm Dein Gruß sagte, und gab mir den Auftrag, Dich zu grüßen und ob Du auch brav Geld verdienen könnest".

[4]) Die Antwort der Mutter vom 25. Mai s. o. S. 19.

Und Regula grüße ich ohnedies, sowie eigentlich meine Briefe immer an Euch beide gerichtet sind. Hat es immer Arbeit? Den ehrenwerten Herrn Spinner[1]) lasse ich grüßen, und sage ihm, ich denke sehr viel an ihn; d. h. nur wenn er etwa zu Dir kommt. Wenn es etwas Neues gibt, so schreib es mir, und wenn es möglich ist, so solle doch Herr Schaufelberger mir ein paar der letzten Nummern vom „Landboten" oder „Republikaner" besorgen, die man etwa zu dem Geld packen könnte; denn hier hat man gar keine Schweizerzeitung. Indessen hoffe ich, Ihr werdet Euch beide gesund und wohl befinden und grüße Euch und alle, die mir etwa noch nachfragen, tausend Mal.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

7.

München, den 14. Juli 1840.

Liebe Mutter! Den Brief samt Anweisung habe ich richtig erhalten und das Geld bezogen, worauf ich sehnlichst gewartet hatte; denn in Hinsicht des wohlfeilen Lebens habe ich mich sehr getäuscht. Wenn einer hungern will, so kann man hier schon wohlfeil auskommen; lebt man aber ein wenig ordentlich, so kommt's halt mit Zürich so ziemlich aufs gleiche heraus. Doch genug hiervon. Ich sehe schon ein,

[1]) Die Mutter an Gottfried, 5. Juli: „Morgen ist die Eröffnung der Tagsatzung. Jetzt haben wir ein Bürgermeister Mousson. Zeitungen kann ich Dir keine schicken, vielleicht kann Dir Fischer einige mit auf die Reise nehmen. . . Spinner hatte eine Herzensfreude, daß ich ihm erlaubte, ein Blättchen einzuschließen; er ist doch der treuste Deiner Freunde. Bereits jede Woche kommt er zu uns und hält Nachfrage von Dir; auch die Rordorfen fragen Dir fleißig nach."

daß ich auf den Spätherbst selbst auskommen muß, und deswegen habe ich mich auch in den Kunstverein aufnehmen lassen, welches für einen Fremden und zudem für einen Anfänger der einzige Weg ist, seine Bilder zu verkaufen. So geschickte Männer es hier hat, und so sehr ich mich anstrengen muß, nur einen Schatten von dem zu leisten, was jene, so werden doch häufig noch ziemlich schlechtere Sachen angekauft, als ich mir zu machen getraue. Sehr nützlich wäre es freilich, ich könnte den Winter hindurch noch für mich studieren, indem ich dann im Frühling um so sicherer auftreten könnte; denn je besser man hier arbeitet, desto mehr verdient man, und so viele Maler es hier hat (etwa 600), so leben die, welche etwas Tüchtiges gelernt haben, doch alle wie die Herren.

Was Du mir von Frau Hotz geschrieben hast, hat mich tief ergriffen[1]). Ich soll also diese Frau, welche ich von meiner frühsten Kindheit an kannte und beinahe tagtäglich sah, welche es immer so gut mit mir meinte, sie soll ich nie mehr sehen! So sehr sie auch von Vorurteilen und falschen Meinungen eingenommen war, so hatte sie doch ein gutes, wenn auch schwaches Herz, und ich werde sie gewiß nie vergessen. Nach Deinem Schreiben wird sie vielleicht nun schon gestorben sein. Gott gebe ihr die ewige Ruhe! So mußte sie also doch noch vor dem alten Filz sterben, den ich aber übrigens um seine alten Tage gar nicht beneide! Es ist seiner Frau vielleicht besser geschehen!

Ihr werdet nun schönes Wetter haben in der Schweiz, während hier beständiges Regenwetter ist. Man steckt immer

---

[1]) Vgl. den Brief der Mutter vom 5. Juli o. S. 20.

in den Mänteln. Meine zwei Herren „Schabiässe" fangen allmählich an zu altern: ich muß froh sein, wenn sie bis zu Herbst aushalten, wenigstens der kleine. Indessen ist das Flicken hier billiger als bei uns; mein Hauspatron, welcher von Gottesgnaden ein Schneider ist, hat mir den einen Rock gänzlich renoviert für etwa 7 Kreuzer[1]).

Den 20. Juli.

Ich muß zwei Mal schreiben an diesem Brief. Gestern war mein einundzwanzigster Geburtstag. Ich bin also jetzt einundzwanzig Jahr alt und endlich in die Welt hinausgetreten; will gerne sehen, wie's weiter gehen wird. Daß Fischer nach München kommt, ersehe ich aus Deinem und Spinners erfreulichem Briefe. Ich lege an ihn einen Brief bei; er wird schon etwa (oder Spinner) vorbei kommen. Dann gib ihm auch noch den schwarzen Gurt mit, welchen ich immer im Sommer getragen habe! Ich wünschte, ich hätte den grünen Rock auch mitgenommen, indem man im Winter hier alles brauchen kann. Doch ist's jetzt zu spät. Hingegen wäre es mir lieb, wenn er den Malerschirm mitnehmen könnte mit dem langen eisenbeschlagenen Stocke und den zwei Riemlein; den Sitz brauche ich nicht. — —

Spinners Brief hat mich sehr erquickt; als ich ihn in der Kneipe der Gesellschaft vorlas, so erscholl ein helles Ge-

[1]) Die Mutter an G. 7. September: „Die von Dir genannten „Schabias" hätten Dich wahrscheinlich in Zürich länger ausgehalten, aber dort! Es kommt eben viel darauf an, wie man die Kleider in Ordnung hält. Noch schicke Dir mehrere Zeitungen, welche Herr Schaufelberger gesammelt, damit Du die neuen und alten Opern lesen kannst. Heute ist Pfarrer Tobler vor Gericht gewesen und hat sein Prozeß gewonnen."

lächter über die väterlichen Ermahnungen, die er mir geschrieben hat.

An Gritli[1]) habe ich gar nicht mehr gedacht und lasse es deshalb vielmal grüßen. Was macht sie, ist sie immer noch fidel? Ihr spielt, so viel ich höre, wieder saubre Opern im Kanton Zürich. Was ist eigentlich an der Geschichte mit Pfarrer Tobler? Und dann die herrliche Mordthat an dem alten Perrukier[2]). Da hätte die Frau Hotz wieder etwas zu eifern. — — Es wird eine possierliche Komödie gewesen sein im Hause, als die Ustermer[3]) alle angezogen kamen. (Ich nehme nämlich an, Frau Hotz sei gestorben; wenn sie noch lebt, so soll sie's nicht in Übel nehmen.)

Was die 150 Gulden betrifft, so wirst Du dem Herrn Onkel ans Herz legen, daß es die harte Notwendigkeit sei und gar keine Wahl vorhanden, daß man das Geld alles mit einander, so viel es mir bringt[4]), brauche, und also den Glattfeldern vorzutragen sei. Übrigens lasse ich alle in Glattfelden herzlich grüßen so wie alle im Hause und wer mir nachfrägt.

Dein Sohn
Gottfried Keller.

---

[1]) Gritli Krebser, alte Spinnerin im Hause der Mutter. Sie bediente sich der Beteuerung „Potz Blumenherz", daher die Mutter sie Gritli Blumenherz nennt.

[2]) Vgl. die Schrift: Darstellung der Stellung und Schritte des Kirchenrates gegen Herrn Pfarrer Tobler in Weiningen (Zürich 1840). Tobler (nicht der Dichter der „Enkel Winkelrieds") hatte in aufgeregtester Zeit bei einem Sängerfest auf David Friedr. Strauß toastiert. — Raubmord in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1840; vgl. Vogel Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten des Kantons Zürich 1840—1850, S. 227.

[3]) Meyer aus Uster, der Haupterbe der Frau Hotz, u. a.

[4]) d. h. so viel mir vom Erbe zukommt.

Wenn Regula jetzt auf dem Lande ist, so soll es nicht zu viel Kirschen essen. — —

Schreibet mir doch auf die Adresse nicht mehr Kunstmaler, sondern nur Maler! — —

Wie ich den Brief schließen will, kömmt mir plötzlich noch das Bäbeli[1]) in den Sinn, welches ich grüßen lasse samt seinen Eltern.

8.

München [9. Sept. 1840].

Liebe Mutter! Ich schreibe dieses mit kranker Hand im Bette, welches ich nun schon bald vier Wochen hüte. Ja, es hat mich auch angepackt! Ich hatte das Schleimfieber im höchsten Grade. Jetzt bin ich gottlob auf der Besserung, so daß ich in fünf bis sechs Tagen wieder werde ausgehen können. Im Anfang lag ich immer in einem Fieber. Nach der Beschreibung meiner Köchin muß ich schreckliche Sachen gemacht haben. Ich bin aber selbst schuld, daß es so lang gegangen ist; denn ich klebte im Anfang immer umher und wollte mich nicht entschließen, einen Doktor zu nehmen, bis es die höchste Zeit war. Man sagte mir erst nachher, es hätte mich bald genommen.

Ich habe viel Medizin verschluckt, welche aber alle bezahlt ist; hingegen erwarte ich mit Angst den Konto vom Doktor, denn er kommt täglich mit dem Wagen angefahren. Ich muß daher dringend bitten, mir mit umgehender Post das Geld, das noch bei Dir liegt, zu überschicken. Ich erwarte es unfehlbar. — —

Schreibe mir auch ausführlich den Tod der Frau Hotz,

[1]) Marti.

und wie Du mit ihren Verwandten ausgekommen bist, und was für Leute ins Gemach[1]) kommen. Der gute Bub[2]) wird nichts mehr bekommen haben. Doch ich bin müde mit Schreiben. In Erwartung schneller Antwort grüße ich Euch tausendmal. Warum kommt Fischer so lang nicht?

Gottfried Keller.

9.

München, den 19. Oktober 1840.

Liebe Mutter! Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, kaum noch auf den Beinen stehen konnte[3]). Ich lag vier ganze Wochen im Bett und bekam nichts als Fleischbrühe und Wasser zu saufen, so daß Dein Traum ziemlich erfüllt war[4]); denn ich war so abgemagert

---

[1]) Wohnung.

[2]) Gottfried Keller selbst. S. o. S. 20.

[3]) Die Mutter an G. 28. Sept.: „Der Herr Onkel verwunderte sich, daß Du so viel Geld braucheſt und zweifelte halb an Deiner Krankheit. Vielleicht, dachte er, seiest Du etwa in Schulden geraten und dafür eine Krankheit angegeben. Weil Du bei Hause wenig Geld eigenhändig hattest, könnest Du nicht Herr und Meister darüber sein." Am 21. Nov. antwortete sie:

„Die Verweise über den Unglauben Deiner Krankheit sind eigentlich mich selbst nichts angegangen; denn ich habe Dir damals nur die Vermutungen von Onkel geschrieben, welches ich freilich nachher bereute. Ich war Tag und Nacht in Kummer, seufzte und bat zu Gott für Deine Gesundheit und danke ihm für die Erhörung."

[4]) Der Traum der Mutter o. S. 108. Sie schreibt an Gottfried, 12. September:

„Nicht vergebens war mir so schwer und immer angst für Dich. . . . Hüte Dich nur, nicht auszugehen, bis Du ganz fest und außer

und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute. Doch werde ich in Zukunft nichts mehr von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen, wie es will, da man zu allem Elende noch glaubt, ich lüge.

Was das viele Geldbrauchen betrifft, so weiß ich am besten, für was ich es ausgebe; auf jeden Fall nicht fürs Lumpen. Auch gehe ich nicht mit Lumpen, sondern einzig und allein mit Hegi von Zürich, welcher mein bester Freund hier ist, und wir sitzen meistens ganz allein bei einander.

Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, daß die letzten vier Louisd'or bereits wieder gebraucht sind, wenn Du nicht bedenkst, daß ich dem Doktor 16 Gulden, dem Apotheker 8 Gulden, der Magd, welche alle Nächte bei mir gewacht und mich sonst gut verpflegt hat, einen Thaler, und obendrein den Mietzins bezahlen mußte[1]). Dazu mußte ich, als ich wieder essen und ausgehen durfte, feinere und kräftigere Speisen nehmen und eine Zeit lang Rheinwein trinken, um wieder zu Kräften zu kommen. Auch schaffte ich mir ein Flanellleibchen, Unterhosen und Überschuhe an, weil das Wetter hier immer naß und kalt ist, und ich mich vorzüglich auf den Winter warm halten muß. Du wirst mir vielleicht indessen auch wieder nicht glauben, daß der Doktor

---

Gefahr bist; sonst könnte es Dich wieder umwerfen und dann noch schlimmer kommen, oder es könnte in eine Schwindsucht ausarten; dann wäre es geschehen um Dich! Gott behüte mich vor diesem schmerzlichen Schicksal! Der Gedanke wird mir täglich neu: wärest Du doch bei Hause geblieben und etwas anderes gewählt!"

[1]) Die Arztrechnung von Obermedizinalrat Dr. Roth in München im Betrage von 16 Gulden 48 Kreuzer für Behandlung während des „nervösen Schleimfiebers" ist auch noch vorhanden.

an meinem Aufkommen gezweifelt hat. Du wirst aus allem also einsehen, daß ich das übrige Geld noch brauche; weil ich wenigstens zwei Monat Zeit haben muß, um etwas zu machen, das ich verkaufen kann. Nachher tragt keine Sorge mehr für mich!

Was Deine Meinung im vorletzten Briefe betrifft, daß ich nämlich wieder nach Haus kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München. Fischer[1]) ist schon über zwei Wochen hier. Wir müssen nächstens Holz kaufen, denn es ist abscheulich kalt; und was mich betrifft, so muß ich den ganzen Tag essen, so ausgehungert bin ich durch die Krankheit worden.

Grüße alle! Dein Sohn Gottfried Keller.

Es sind diesen Sommer hindurch nicht mehr als sechszig fremde Studenten und noch mehr junge Künstler hier gestorben. Erst letzthin haben wir wieder einen Rapperschwyler hier begraben, namens Müller. Er hatte eine ungeheuer große Nase, deshalb nannten wir ihn nur den Müller Naso!

10.

München, den 26. Oktober 1840.

Liebe Mutter! Herr Kern[2]) hat mir Deinen werten Brief überbracht, und ich habe daraus gesehen, daß Du den meinigen, den ich vor acht Tagen fortschickte, noch nicht em=

---

[1]) Kellers Stubengenosse.

[2]) Maler Hans Konrad Kern aus Zürich, der seine Hochzeitsreise nach München machte. Ein zweites Hochzeitspaar, Wolf aus Zürich, besuchte ihn im Mai 1841. („Der grüne Heinrich" 4, 98 ff.)

pfangen hattest; doch jetzt wirst Du ihn bereits haben. Daher habe ich nicht viel nachzutragen, als daß das, was ich geschrieben, ein wenig beschleunigt werden möchte, indem ich sonst Geld von Kameraden borgen muß; und wenn man das thut, so hat das Geld von Hause, wenn es endlich ankömmt, keinen Segen mehr, man muß es nur wieder austeilen. Indessen werde ich von Herrn Kern, da er es mir angeboten hat, vier Thaler leihen, da ich vielleicht noch eine Weile warten kann, bis die Sache mit den Herrn Glattfeldern abgethan ist. Du kannst sie ihm dann zurückgeben, da Du dies Geld vielleicht bis Martini noch entbehren kannst.

Was meine Gesundheit betrifft, so bin ich jetzt völlig hergestellt. Ich befinde mich sogar besser als vorher; denn die Krankheit hat mich tüchtig herausgefegt, und ich bin gewissermaßen froh, daß sie ausgebrochen ist. Ich habe das Nervenfieber nicht eigentlich gehabt, sondern ein gefährliches nervöses Schleimfieber, welches ohne den guten Arzt, den ich hatte, ins Nervenfieber hätte ausarten können. Doch damit Punktum.

Was mein Auskommen hier betrifft, so entschlage Dich einstweilen aller Sorgen! Ich könnte, wenn ich wollte, jetzt schon mein Brot kümmerlich verdienen mit Kolorieren und andern Stinkereien; aber ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, mit etwas Rechtem anzufangen, und ich hoffe, ich werde mich hier als Künstler und nicht als Kolorist durchbringen können. Ich kann nachher noch machen, was ich will; auf jeden Fall gehe ich nicht heim. — — — Wenn ich noch einige Zeit leben kann[1]), so muß ich meine

[1]) d. h. ohne Nahrungssorgen.

Arbeiten nicht so schlecht verkaufen und sie jedem Juden antragen, wie dies geschehen würde, wenn ich in der Not wäre.

Letzte Woche konnte ich gar nichts arbeiten, denn es kamen immer Schweizer hier an, mit welchen wir in München herumziehen mußten. Zuerst kam ein Ingenieur Becker aus Glarus, welchen Müller mir schickte, und nachher ein junger Herr Escher von Zürich und ein Basler Student. Ich gehe der Bewegung wegen auf den Fechtboden und auch wegen der Grobheiten und Schikanen, denen man hier ausgesetzt ist unter den vielen Studenten und Künstlern, wenn man nicht fechten kann. Doch braucht Ihr keinen Kummer zu haben, daß ich etwa tot gestochen werde; denn sobald diese Renommisten sehen, daß man sie nicht fürchtet, so ziehen sie die Klauen ein.

Für die Grüße der Jungfer Gotte und Frau Vogel[1]) lasse höflichst danken und lasse hinwiederum alle grüßen, die sich für mich interessieren: Eduard und seine Mutter[2]), alle in Glattfelden. Und den beiden Rordorf werde ich nächstens wieder schreiben, da Hegi über den Winter nach Hause geht. Fischer befindet sich wohl. Wir haben ein großes, gut möbliertes Zimmer zum Arbeiten mit einem ebenfalls heizbaren geräumigen Schlafzimmer. Der kleine Bart[3]), welcher nach mir hier angekommen ist, verdient schon hinlänglich Geld mit Porträtieren; dafür bleibt er aber in seinem Studium stehen und lernt weiter nichts mehr. Eßt Ihr

[1]) Frau Wagner Vogel in Stadelhofen, Jugendfreundin der Mutter.

[2]) Bruder und Mutter der verstorbenen Henriette Keller.

[3]) Aus Frauenfeld.

brav Trauben? Ich habe, als ich krank war, einen einzigen gegessen, welcher mich sechs Batzen kostete; nachher hab ich es bleiben lassen. — —

Des Morgens trinke ich Chokolade, welche ich selbst mache; des Mittags esse ich im Kaffeehause, wo man besser und reinlicher ißt, als in den Bierkneipen, und nicht viel teurer, aber dafür gesunder.

Grüße Euch tausendmal.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

11.

München, den 21. November 1840.

Liebe Mutter! Immer vergeblich auf eine Nachricht und Geld wartend, bin ich endlich gezwungen, noch ein Mal zu schreiben und Dich zu bitten, die Sache zu beschleunigen. Ihr scheint zu Hause zu glauben, daß man in München von der Luft leben könne; denn es ist jetzt schon manche Woche verflossen, seit ich geschrieben habe, daß ich mit meiner Barschaft fertig sei. Hätte ich nicht etwas verkaufen können, so wäre es mißlich gestanden; aber zudem habe ich dennoch schon von Bekannten etwas borgen müssen. Aber jetzt sind wir alle mit einander auf dem Hund, und es hat keiner nichts mehr. Ich male gegenwärtig an einem größern Bilde, das ich verkaufen werde; aber das kostet noch Zeit.

Was Herrn Kern betrifft, so hatte ich mir vorgenommen, etwas bei ihm zu pumpen, aber nachher diesen Vorsatz wieder bereut, indem ich dachte, besagter Herr könnte etwa in Zürich sich feucht machen: er habe mir Geld geben müssen, und es stünde scheint's schlecht um mich und dergleichen mehr. Des-

halben nahm ich nichts von ihm[1]). Wuhrmann hat mir auch geschrieben, daß er heiraten werde, was mich sehr amüsierte.

Herr Hegi ist nach Hause gekehrt. Er wird Dich wahrscheinlich besuchen, wenn er nach Zürich kommt.

Wie geht es zu Hause? Hat Regula zu thun? Was macht doch der alte Hotz? Er ist gewiß nicht am besten daran. Was machen die Leutchen in Glattfelden? Ich lasse alles vielmal grüßen: Heinrich, Caton und die andern. — —

Ich habe immer Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens, d. h. nach einem guten Stücke Speck mit gedörrten „Stückli", oder nach einer „Böllenwähe", oder zuletzt nur nach einem guten gesottenen Kartoffel; denn von allen diesen nahr- und schmackhaften Speisen kriege ich hier nichts zu sehen. Da ist nichts zu haben, als magere Gans-, Enten- oder Hasenbrätlein, schlechte Koteletten und dergleichen mehr, und die Kartoffeln kann man nicht anders essen, als gebraten oder sonst gekocht[2]). — —

[1]) Die Mutter an G. 21. Nov.: „Herr Kern (der oben erwähnte Malermeister aus Zürich, der seine Hochzeitsreise nach München gemacht hatte) überbrachte mir Deinen Brief und die erfreuliche Nachricht, daß Du also wieder ganz hergestellt seiest. Deinem Schreiben nach wollte ich ihm 4 Thlr. geben, allein er wollte nichts von diesen wissen, und würdest Du ihm nur etwas gesagt oder gefordert haben, recht gern würde er Dir entsprochen haben."

[2]) Die Mutter an G. 28. Nov. 1840: „Wir würden Dir gerne Birnen, Äpfel und Trauben gönnen, wie auch ein gutes Stück Speck in dürren Stückli (gedörrtem Obst) und Böllenwähen (Zwiebelkuchen). Gesottene Kartoffeln würden Dir zwar nicht erheblich sein! Wenn Du wieder nach Hause kommst, so wollen wir Dir genug zubereiten. Du hast recht, wenn Du Dir zu Hause etwas Speise und Kaffee zubereiten kannst; es kommt wohlfeiler als im Kaffeehause. Gänse und Enten müssen dort wohlfeiler sein; hier können nur die Reichen solche

Mit der Hoffnung, dieser Brief werde Dich und Regula in bestem Wohlsein antreffen, verbleibe ich nebst tausend Grüßen

Dein dankbarer Sohn Gottfried Keller,
dermalen wieder ganz gesund.

Das Waisenamt in Glattfelden wird doch keine Umstände gemacht haben. — —

Da ich bald mein Wohnort verändern werde, so schreibe mir künftig immer unter folgender Adresse: Gottfried Keller, Elève der königl. Akademie der bildenden Künste in München; so werde ich die Briefe immer richtig erhalten.

12.

München, den 5. Dezember 1840.

Liebe Mutter! Mit großem Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief samt seinem willkommenen Inhalte empfangen, wofür ich Dir, sowie Herrn Onkel für seine Gefälligkeit meinen schuldigen Dank abstatte. Allein so sehr gelegen mir das Geld auch kam, so hat mich doch Deine Liebe und Sorge noch weit mehr erquickt[1]). Daß Du je Mangel leiden

essen. . . . Regula hat nicht immer zu thun: im Spätsommer bis nach dem Herbst war gar nichts; seit mehreren Wochen geht es wöchentlich zwei bis drei Tage zu Gritli Vogel in Stadelhofen (der Tochter der oben erwähnten Frau Vogel) als Gesell! Besser etwas, als gar nichts. Noch sende Dir den Nachfolger des „Landboten", damit Du die Hergangenheit (!)der Versammlung in Basserstorf vernehmen kannst. Er wird Dir wahrscheinlich eine herrliche radikalische Ergötzung gewähren." (Am 22. Nov. hatte in Basserstorf eine demokratische Erinnerungsfeier an den Tag von Uster 1830, an welchem die Volkssouveränetät einen ersten Sieg errungen hatte, stattgefunden.)

[1]) Die Mutter an G. 21. Nov.: „Mir träumte diese Woche einst, Du seiest heimgekommen und zwar auf einem prachtvollen Pferd, sehr

solltest wegen mir, liebe Mutter, werde ich zu verhüten wissen; denn, wenn ich das, was mir noch zukommt, verbraucht haben werde, so werde ich, es mag mir gehen, wie es will, doch nichts davon schreiben, sondern mir selbst zu helfen suchen. Ich hoffe auch und habe Gott schon oft darum gebeten, daß ich bald im stande sein möchte, Deine vielen Sorgen und Opfer, die Du mir schon gebracht hast, vergelten zu können.

Aber für jetzt muß ich Dich zum letzten Mal plagen und Dich bitten, mir noch vier Louisd'or, wenn solche noch übrig bleiben, zu schicken, so bald die Erlaubnis da ist. Ich habe von dem letzten Geld zwanzig Gulden für meinen neuen Rock, vier Gulden fünfundvierzig Kreuzer für Zimmerzins und noch einige Kleinigkeiten sogleich weggeben müssen. Nun habe ich wohl die Aussicht, meine jetzigen Arbeiten verkaufen

---

schön gekleidet! Das war mir eine größere Freude, als der vorige Traum, in zerrissenen Kleidern und schrecklich blaß und mager. Jener bedeutete Deine Krankheit; was aber dieser für eine Bedeutung hat, weiß ich noch nicht, und gebe Gott, nichts Böses." (Vgl. „Der grüne Heinrich", alte Ausgabe 4, 265 f.)

Am 8. Jan. 1841 schrieb sie ihm:

„Nicht ohne besonderes Nachdenken und Gefühle habe ich das alte Jahr geendet und das neue angetreten; es war mir ein wichtiger Abschnitt meines Lebens. Aber nicht weniger wichtig war es auch für Dich; nicht bloß den Schmerz der Trennung, sondern auch die Schmerzen der Krankheit hast Du erfahren. Gott behüte Dich nun im neuen Jahr und immer vor solchen Erfahrungen! Er schenke Dir Glück und Segen zu Deinem Berufe, daß meine Hoffnung und Dein guter Wille, mir mein heranrückendes Alter zu erleichtern und froher zu machen, in Erfüllung kommen möge. Bete oft und fleißig zu Gott, so wird er Dich nicht verlassen und zur Zeit für Dich sorgen! Täglich seufze und bete ich für Dich. Aber Du mußt das Deinige auch nie vergessen!"

zu können; aber dazu muß ich wieder goldene Rahmen machen lassen. Daher muß ich zu meinem Anfange einen kleinen Satz haben und nicht gezwungen sein, die Stücke um jeden Preis wegwerfen zu müssen. Auch mag ich in Zukunft mich nicht mehr so ganz am Geld auslassen. Es schadet nichts, wenn man immer etwas Vorrätiges in der Kasse hat; denn so habe ich weit mehr Freude, zu sparen. Du siehst also, daß ich dieses Geld noch sehr notwendig habe; nicht, daß ich ohne dasselbe verhungern würde, sondern es dient mir dazu, sicherer und solider auftreten zu können. Auch ist es jetzt gerade die beste Zeit, indem auf das Neujahr immer viel Bilder gekauft werden, und es also viel darauf ankommt, daß ich meine Sachen vorher noch ausstellen kann. Sollte es aber nicht möglich sein, mir zu entsprechen, so bitte ich, mir es zu schreiben, damit ich nicht vergeblich darauf warte.

Meine Krankheit hat mir doch einen schlimmen Streich gespielt: nämlich den, daß sie mich zum Kahlkopf macht; jeden Morgen, wenn ich mich kämme, gehen mir fürchterliche Wische Haar aus, und das jetzt schon bei zwei Monaten; und wenn es so fortfährt, so bin ich in kurzer Zeit so kahlköpfig wie Eli. Ich bin in Verzweiflung!

Den 6. Dezember. Vorgestern starb hier Fräulein Fornaro von Rapperswyl, und heute Abend vier Uhr wird sie beerdigt. Sie wird wegen ihrem liebenswürdigen und geistreichen Wesen, welches sie inne hatte, allgemein bedauert.

Ein Freund von mir, Kurti von Rapperswyl[2]), wohnte

---

[2]) Karl Curti, nachmals Stadtschreiber in Rappersweil, gest. 1877.

ihrer Sektion bei, und da fand es sich, daß sie an der Hirnwassersucht krank gewesen war. Auch hatte sie ein Loch im Magen.

Hier werden immer Kriegsrüstungen gemacht. Herrn Schaufelberger lasse ich danken für den „Landboten"; er hat mich gefreut. Ich lese jetzt alle Tage die „Allgemeine Zeitung", um Nachrichten von den Zuständen unseres Kantons zu erhalten.

Doch muß ich jetzt enden, um dem Leichenbegängnis der Fornaro beizuwohnen. Solche traurige Feierlichkeiten sind uns hier bald zur Gewohnheit geworden. Wir werden ein Lied auf ihrem Grabe singen. Lebt wohl und grüßt mir alle!

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

Adresse: Akademie der bildenden Künste.

Wir werden wahrscheinlich diese Wohnung verlassen, weil seit einiger Zeit immer andere Mägde da sind, alles Lumpenmenscher, welche nichts putzen und schlechte Ordnung halten, und der Philister ist ein alter geiziger Jud.

Das Porto von 40 Gulden kostet 42 Kreuzer, welches ich aber gern bezahle.

13.

München, den 4. April 1841.

Liebe Mutter! Wider Erwarten muß ich noch ein Mal zu Deinem Schreibtische meine Zuflucht nehmen und Dich ersuchen, mir unverzüglich nach Empfang dieses Briefes, oder wenigstens gleich an der Ostern, 30 Gulden zu überschicken, welches Dir vermöge der eingehenden Zinse schon

möglich sein wird[1]). Bis Maien, wo Du das Geld wieder brauchst, wird ein Zürcher, namens Werdmüller, nach Hause kommen, und diesem werde ich dann das Geld wieder mitgeben. Du wirst Dich wundern, zu was ich dasselbe so notwendig brauche, und es diene Dir desnahen zur Nachricht, daß ich es einem Vergolder schuldig bin, welcher gestorben ist und dessen Rechnungen nun alle unverzüglich abgeschlossen werden müssen, was mich ein wenig ins Pech setzt; denn mit den Gerichten u. s. w. läßt sich's hier nicht spassen. Indessen hätte ich Dir gar nicht darum geschrieben, wenn nicht eben fast alle meine Bekannten ebenfalls auf dem Hund wären. Doch macht's weiter nichts; bis Ende April habe ich wieder eine Arbeit fertig, und dann schicke ich die 30 Gulden sogleich zurück, weil ich wohl weiß, daß Du sie nicht entbehren kannst.

Sonst lebe ich ganz gemächlich hier, esse, trinke und arbeite. Bisweilen unternimmt man auch einen kleinen Ausflug. So waren wir letzthin unser vierzehn mit dem Dampfwagen nach Augsburg gefahren und zwei Tage alldort verblieben; es gefiel mir sehr gut dort.

---

[1]) Die Mutter an Gottfried 11. April (Ostertag):

„Ich dachte wohl, der alte gute Schreibtisch werde noch zu spenden haben. Einzig Dir zu gut, daß er sich schon eine lange Reihe von Jahren angewöhnte, zu hausen, (oder wie Du es früher „knicken" genannt), daß er nie keine unnützen Spenden ausstreute und stets die weise Einrichtung suchte, um Not und Armut zu verhüten und immer so viel als möglich von andern unabhängig zu bleiben. Gott sei Dank! Bis dahin hat er sich ehrlich und redlich ausgebracht; obgleich oftmals er von Kummer und Not gedrückt auf dem Grunde lag, so kam doch immer wieder eine Zeit, wo er gestärkt wurde. Aber von Jahr zu Jahr wird er älter, und die Zeiten ändern sich. Wie es ihm dann geht, wenn er sich nichts vorgespart hat, dies ist Gott bekannt."

Ich habe schon mehrere Sachen hier ausgestellt und habe einige Ehre damit aufgelesen. Sonst geht alles vortrefflich; vielleicht komme ich auf den Sommer für einige Wochen heim, wenn es fortgeht, wie es angefangen hat. Ich habe letzthin so ungefähr berechnet, wie lange ich schon hier bin, und zu meinem Erstaunen gefunden, daß es nun bald ein Jahr ist, welches mir vorüberging wie ein Traum.

Nächstens werde ich einen größeren Brief schreiben und bitte Dich nur noch, niemanden nichts von meinem Anleihen was zu sagen; am allerwenigsten dem Herrn Onkel. Denn da ich es nur borge von Dir, so hat auch niemand seinen Senf dazu zu geben. Ich hoffe, Ihr werdet mir alles mögliche Neue schreiben, das es gegeben hat. Ich grüße alles, besonders Regula. — —

Euer ergebener Sohn und Bruder

G. Keller.

14.

[München, 13. August 1841.]

— — — — — — — — — — — —[1])

Nun komme ich zum zweiten Abschnitt, welcher von mir handeln soll, und wozu Du wahrscheinlich den Mund ein wenig verziehen wirst. Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Achseln zucken und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber kann ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaubte, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Nun aber mußte ich zu

[1]) Der Eingang des Briefes ist abgeschnitten.

meiner Demütigung erfahren, daß mir noch gar manches abgeht, und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptsachen und habe auch Ideeen und Auffassungskraft, habe hier vieles gelernt; aber es fehlt mir immer noch an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die notwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gekauft wird, zu malen.

Ich habe schon früher geschrieben, daß hier jeder, der etwas Tüchtiges leistet, sein gutes Auskommen findet. Nun haben meine Sachen von den ältern Künstlern und Kennern wohl Beifall; allein sie sind noch nicht vollendet genug. Denn die großen Herren wollen nicht nur Bilder haben, die viel Talent verraten, sondern auch wohlstudierte Bilder. Zu diesem fehlt mir jetzt eben noch so zu sagen die letzte Feile, oder die letzte Übung. Ich sollte noch eine Zeitlang ungestört die Fehler noch zu entdecken und zu verbessern suchen, ohne von außen gestört zu werden.

Wie ich jetzt bin, so muß ich mir halt eben immer so knapp durchhelfen. Manchmal habe ich etwas, manchmal nichts und muß mich oft mit meinen Kameraden behelfen. Indessen geht die Zeit dahin; bei dem, was ich machen muß, lerne ich nichts. Die Kleider sind auch wieder kapores, und ich muß mir wieder Rock und Hosen machen lassen; denn so schäbig an der Sonne herumzusteigen, ist mir einmal nicht möglich. Und dann vollends die Aussichten! Auf diese Art muß ich immer am gleichen Fleck kleben und sehe nicht ein, wie ich mich ohne ein besonderes Glück höher schwingen kann. Auch ist mir diese Lage ganz unerträglich. Denn immer nur mit Wenigem hausen müssen, jeden Kreuzer zusammenstecken, damit man am Ende des Monats den Zins

geben kann, ist mir durchaus nicht gegeben. Es sollte zwar nicht sein, ich weiß es wohl; aber es ist mir einmal pur unmöglich, so ängstlich leben zu müssen. Wenn ich etwas Bestimmtes und Ordentliches zu verbrauchen habe, so kann ich mich recht gut einteilen, aber unter solchen Lumpenumständen kommt man zu nichts. Wenn ich mir nur Zeit lassen könnte, etwas recht gründlich durchzuarbeiten, so könnte ich mich schon bald herausschwingen; aber eben das ist das Pech, daß ich alles nur flüchtig und schnell machen muß, um wieder Geld zu bekommen. Jetzt ist schon der zweite Sommer, wo ich keinen Strich nach der Natur machen kann, und das gereicht mir zum größten Nachteil. Ich könnte wohl vielleicht kolorieren oder so etwas treiben; allein das werde ich nie und nimmermehr thun; lieber der Kunst ganz entsagen; denn nichts hasse ich so sehr wie das.

Indessen habe ich einen Ausweg erdacht, den ich Dir zu reiflicher Erwägung vorlege. Vor allem muß ich Dich bitten, nicht etwa zu glauben, ich mache mit dem alten Leichtsinn noch leere Pläne und Entwürfe; denn ich habe in den fünf Vierteljahren, die ich nun hier bin, so allerlei an mir und andern erfahren, daß ich anfange, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wenn ich also nur noch ein Jahr sorgenlos wäre und alles Mögliche anwenden könnte, mir das anzueignen, was mir noch fehlt, so könnte ich getrost der Zukunft entgegensehen. Nun wage ich ganz bescheidentlich an meine Mutter noch die Frage, ob sie sich entschließen könnte, zu diesem Zwecke eine Summe aufzunehmen! — Ich will Dir alles sagen, was Du hierauf antworten wirst, und hernach meine Gegengründe aufzählen. Zuerst wirst Du sagen, daß ich schon öfters gesagt habe, daß dies das letzte

Opfer sei, das man mir bringen müsse, und ich wolle nun schon fortkommen, aber jedesmal sei es wieder nichts, indem ich immer noch mehr Geld wolle; eben so könne es auch dieses Mal sein, und wenn man mich noch ein Jahr lang unterstütze, so sei am Ende des Jahres vielleicht wieder die gleiche Geschichte. Auf das muß ich nun antworten, daß ich früher mich freilich immer geirrt habe aus Mangel an Erfahrung, daß ich aber jetzt die Umstände in und außer mir so gut erkenne, daß ich unmöglich falsch rechnen kann. Und sollte dies dennoch geschehen, so würde ich dann auf der Stelle die Kunst verlassen und ein bürgerliches solides Auskommen suchen, was mir bei einigen Fähigkeiten, die man mir sonst zu solchen Sachen zugeschrieben hat, vielleicht besser gelingen würde.

Zweitens wirst Du sagen, daß man für mich schon viel gethan habe, und daß meine Schwester zuletzt benachteiligt würde. Das wäre nun vielleicht so zu machen: „Wenn Du etwa 500 Gulden auf das Haus aufnähmest, so würde dies Euch gegenwärtig durchaus nicht in Eurer Haushaltung beschränken; die 20 Gulden Zins alljährlich könnte ich auf jeden Fall selbst zahlen. Dadurch könnte ich dann so gut mich ausbilden, daß ich nachher gleich auf einen schönen Verdienst Anspruch machen [könnte], und in vier bis fünf Jahren wollte ich die ganze Schuld abzahlen. Denn ich kenne hier Künstler von fünfundzwanzig Jahren, die sich jährlich schon ein Schönes ersparen und doch bequem leben. Du wirst hierbei lächeln; allein ich kann für jetzt nichts thun, als Dich versichern, daß dem so sei. Die Summe würde mir natürlich durch eine Schrift dergestalt enthoben, daß Regula an ihrem Anteil, weil man nun doch ein Mal davon sprechen muß, so viel voraus hätte.

Drittens wirst Du sagen, daß ich jetzt schon lang genug gelernt hätte, um etwas zu verdienen, und daß ein solcher Schritt sehr leichtsinnig sein würde und der Ökonomie einer guten Familie ganz zuwider. Nun weißt Du, daß ich die Zeit in Zürich sehr schlecht anwenden konnte, indem es mir an aller Aufmunterung und Bekanntschaft mit bessern Künstlern fehlte. Mein erster Lehrer konnte selbst nichts, und der zweite prellte mich. Dazwischen tappte ich wieder einige Jahre im Dunkeln herum. Sodann muß ich Dir nur sagen, daß man gewöhnlich meinen Beruf und Stand viel zu oberflächlich beurteilt und glaubt, er lasse sich so zunftmäßig in einigen Jahren erlernen. Es gibt hier viele Künstler, die schon älter sind als ich und noch nicht selbständig sind, obgleich sie alles Talent haben. Das letzte, nämlich das Leichtsinnige eines solchen Schrittes betreffend, glaube ich, daß man sich heutzutage nur noch durch Opfer und Anstrengungen eine bequeme Existenz verschaffen kann, und daß es hierüber freilich sehr verschiedene Meinungen geben dürfte.

Ich kann ferner hoffen, daß ich unterdessen auch dies Jahr noch verschiedenes verdienen kann, was alles eine desto sicherere Grundlage bilden wird.

Schließlich nun erkläre ich, daß ich alles dieses nur zur Erwägung und Beratung an Dein mütterliches Herz lege, daß ich durchaus verlange, daß Du Dich darüber beraten lassest, um alles nach freiem Willen zu thun. Zu diesem Ende hin weise ich Dich an den Herrn Vogel im „Berg“[1]). Er kennt mich zwar nicht genauer, wird aber in diesem entscheidenden Fall einem jungen Künstler, der im

[1]) Der Historienmaler Ludwig Vogel (1788—1879), wohnhaft im alten Bodmer'schen Hause zum „Berg“.

Pech sitzt, seinen Rat gewiß nicht versagen. Berate Dich ferner mit Herrn Onkel darüber! Er wird zwar wahrscheinlich dagegen sein; allein, rechne die Meinungen beider Männer zusammen, und laß Dein Herz die Mittelstraße wählen!

Ferner will ich nichts, bis ich durch einige Arbeiten Euch die Wahl erleichtern kann. Daher habe ich schon eine große Komposition in Ölfarben skizziert und werde noch eine machen; in vier bis fünf Wochen werde ich beide auf Zürich schicken, und wenn es möglich, ausstellen lassen. Nach diesen könnt Ihr dann beurteilen, ob ich noch einen weitern Schritt wert bin oder nicht. Herrn Vogel werde ich selbst schreiben und ihn ersuchen, die Sachen zu sehen, um Dir hierüber seine Meinung zu sagen. Um aber bis zur Beendigung des zweiten Bildes noch leben und die Ausgaben dazu bestreiten zu können, bedürfte ich ungefähr vier Louisd'or. Ich will nicht fragen, ob Du diese bis zu Beendigung der Angelegenheit sogleich schicken kannst; wenn es jedoch möglich wäre, so würde dies das Ende meiner schlechten Lage sehr beschleunigen. Wo nicht, so muß ich in Gottes Namen mich herauszubeißen suchen. Indessen will ich nicht, daß Du Dich von etwas entblößest; denn es schickt sich dem Sohne besser zu entbehren als der Mutter.

Ich muß Dich dringend bitten, die Sache zu bedenken. Wenn die Bilder angekommen sind, so gehe zu Herrn Vogel oder auch vorher, und geniere Dich nur nicht! Er wird Dich gewiß mit der größten Güte empfangen. Denn er ist ein Mann, der gewiß die Schicksale vieler Künstler, die er schon gekannt hat, kennt, und daraus sicher raten kann. Ich werde ihm auch selbst schreiben.

Verzeih' mir, liebe Mutter, daß ich Dich mit diesem

unangenehmen Brief beunruhigen muß; aber mach Dir nicht zu große Sorgen darüber, sondern denke, daß mein Schicksal so gut in Gottes Hand steht, als das jedes andern Menschen! Dein Sohn

G. Keller.

Lerchenstraße Nr. 40, 3 rechts.

Du wirst schon fühlen, daß diese Geschichte die Leute im und außer dem Hause nichts angeht; sie würden nur die ungewaschenen Mäuler brauchen.

Die Mutter antwortete auf diesen Brief u. a. folgendes:

„Zürich, den 26. August 1841.

Lieber Sohn. Dein Schreiben vom 13. dieses habe ich den 20., als wir eben von Glattfelden bei Hause wieder ankamen, empfangen. Wir verweilten uns bereits drei Wochen dort, indem das einigermaßen sorgenlose Leben mir gut behagte und überhaupt freie Luft, Speis und Trank mir zur Erholung diente. Als mir Herr Dietrich[1]) (welcher Dein Brieflein aufbehalten) denselben übergab, freute ich mich sehr, Nachricht von Dir zu erhalten. Aber bei Durchlesung wurde die Freude mir zur Trauer. Was mir immer Tag und Nacht Kummer und Sorgen machte, das ist nun da!

Ich konnte Deine Lage nicht länger bei mir selbst tragen als Samstag und Sonntag. Letzten Montag ging ich zu Herrn Vogel, den Du mir angewiesen. Ich schilderte ihm Deine Lage und sagte ihm alles. Er fragte, bei wem Du hier gelernt? Ich sagte: bei Steiger und — auf welche Weise — bei Meyer. ‚Ach ersterer, sagte er, war ja gar

[1]) Der Spezereihändler, der seinen Laden nunmehr im mütterlichen Hause hatte.

nichts! Ich kann nicht begreifen, wie so viel junge Leute, die etwa Talente zum Zeichnen haben, sogleich die Idee fassen, Künstler zu werden, und dann unvorbereitet auf die Akademie ziehen, wo es so viel Geld kostet. Ja, da braucht es ein großes ausgezeichnetes Genie zu haben, welches nur eine Seltenheit ist. Ein solches Genie braucht dann noch eine Reihe von Jahren, bis er sagen kann: ich bin Künstler. Es gibt freilich auch genug mittelmäßige Künstler, die aber heutzutage immer nach Brot gehen und sich mühselig und schwer durchbringen müssen. Sollte Ihr Sohn einer von letztern sein (ich kenne ihn zwar nicht), so möchte ich ihm gutmeinend raten, etwas anders anzufangen, weil er noch jung ist. Wenn er gut zeichnen kann, so ist dieses ja zu vielen Fächern nützlich und gut.' Ferner sagte er mir: ,Ich bin sechs Jahre auf einer Akademie gewesen und konnte noch wenig oder nichts. Ja, ich weiß, was ich meine Eltern gekostet habe, und dennoch habe ich mich eingeschränkt, bin nirgends in Gesellschaft, in keine Wirtshäuser und immer in einem alten abgeschabenen Rock umhergegangen' u. s. w. Ich sagte ihm endlich, daß Du geschrieben, Du wolltest zwei Bilder herschicken und ihn ersuchen, seine Meinung mir darüber zu sagen und wo möglich die Bilder ausstellen lassen. ,Ja, sie müssen recht schön und gut gemacht sein, sagte er, wenn sie ausgestellt werden! Dann schreiben Sie nur Ihrem Sohn (wenn Sie ihm schreiben), er soll nicht an mich schreiben, denn das Schreiben ist mir schrecklich verhaßt. Ich lasse mich nie in gar keine Korrespondenzen ein; ich muß so zu sagen recht in der Not sein, bis ich mich zum Schreiben hinsetze. Wenn ich die Sache sehe, so will ich Ihnen meine Meinung darüber sagen.

Übrigens könnten Sie auch noch zu andern Künstlern gehen, welche dieses Fach noch besser kennen, z. B. Hr. Meyer im Meyershof, oder Hr. Ulrich[1]). Kennen Sie diese nicht?' Nein, sagte ich, ich kenne keinen von beiden. Ich empfehlte mich nun bei ihm und ging. So freundschaftlich und geschwätzig er mir vorgekommen, so schien es mir doch, als wollte er sich gerne ablehnen. Noch etwas sagte er mir, ob Du inzwischen nichts verdienen könnest, z. B. etwa kolorieren. Nein, sagte ich, diese Arbeit sei Dir verhaßt..... ,Daß Ihr Sohn nicht gern koloriert, dünkt mich kurios. Es soll sich keiner schämen zu arbeiten, sei es, was es wolle. Ich kenne einige große Künstler, welche keine Mittel von Hause hatten, welche solche Arbeit thaten, nur um sich momentan Geld zu verdienen. Einer ging sogar auf der Akademie in eine nahe gelegene Fabrik und malte auf Tabakdosen, Theebretter' u. s. w. Ich ging endlich fort und zwar mit schwerem Herzen. — — —

Du hast nun in kurzer Zeit vieles erfahren, hast auch einen Vorschmack von Not und Mangel; allein es könnte mit der Zeit noch schlimmer kommen. Nicht, daß ich Dich von Deiner Kunst abhalten will, aber meine mütterliche Meinung darf und muß ich Dir doch sagen ... Was hast Du doch von einem Leben, wenn Du mit Not und vielen Schwierigkeiten Dich durch die weite Welt schleppen mußt,

[1]) Jakob Meyer von Meilen (1787—1858), Landschaftsmaler, wohnte damals bei Dr. Finsler im Meyershof an der Münstergasse. (Ueber ihn vgl. das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1861.) — J. J. Ulrich, Landschafter (1798—1877), in Paris und England geschult, seit 1836 bleibend in Zürich, 1855 Professor des Landschaftzeichnens am eidg. Polytechnikum. (Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für 1878.)

um höchstens Dir nach dem Tode ein bißchen Lob und Ruhm zu erwerben! während Du in Deiner Heimat ein bequemes Leben und Deiner Mutter Freude und Erleichterung machen könntest. Herr Vogel sagte als ein erfahrener Kenner und Künstler, daß er niemals im stande wäre, seine Familie von seiner Kunst zu ernähren; obgleich man überall sagt, daß die Leute sehr einfach und hauslich leben. Bedenke daher Deine Zukunft! Gott leite Dein Schicksal zu Deinem und meinem Glücke!"

15.

München, den 9. September 1841.

Liebe Mutter! Ich melde Dir hiermit den Empfang des Geldes sowohl, als Deines werten Briefes, und muß Dir gestehen, daß ich das Paket nur mit Angst eröffnete, weil ich wußte, daß nur durch liebevolle Aufopferung und Entbehrung von Deiner Seite die Sendung dieses Geldes möglich geworden war. Desto unerwarteter und befremdender mußten mich Deine Berichte von Herrn Vogel und Frau Schinz[1]) berühren, und wirklich sind solche Aussprüche von Leuten, die sonst mehr Kenntnis besitzen, hart zu verdauen. Daß Hr. Vogel ungern in die Sache einging und sie sogar ablehnte, mag daher kommen, daß Du zu ihm gegangen bist, bevor er etwas von mir gesehen hat. Er urteilte halt nur nach Steiger ꝛc. und vermutet wahrscheinlich in mir einen der gewöhnlichen Koloristenlehrjungen, welche derselbe sonst zu halten pflegt. Daß er sich meiner nicht erinnerte, ist

[1]) Die Mutter an G., 26. Aug.: „Frau Dekan (Schinz) glaubt indessen auch nicht, daß Du ein ausgezeichneter Künstler geben könnest, sondern auch nur mittelmäßig." Frau Dekan spendete 20 Franken.

merkwürdig, indem er mich doch durch Kaspar Rordorf in seinem letzten Briefe grüßen ließ.

Die Gründe und Ansichten Herrn Vogels, das schwere Auskommen, die nötigen Talente &c. betreffend, sind mir eben so oft schon von Anfang an von allen Leuten vorgeleiert worden und werden jedem jungen Menschen gesagt, daß es eigentlich gar keine Künstler mehr gäbe, wenn jeder darauf horchen wollte. Es ist nur die Frage, welche auch Du mir stellst, und welche ich eben deswegen jetzt frisch wieder reiflich überdenke, ob ich wirklich zum Maler geschaffen sei und die nötigen Talente habe, oder nicht. Hier muß ich nun bemerken, daß mir von allen Leuten, Kennern und Nichtkennern, weder in Zürich noch hier gesagt worden ist, ich tauge nichts dazu. Frau Dekan Schinz selbst hat mich nur immer aufgemuntert und gelobt, wenn ich zu ihr kam; und worauf sie nun ihren jetzigen Ausspruch gründet, ist mir nicht recht klar. Wenn man in Zürich nun sagt, ich werde nichts, so kann ich wiederum die Stimme meiner jetzigen Umgebung, die eben nicht aus Mistfinken besteht, auch nicht verachten, und welche mich nur aufmuntert. Wenn ich nun meinen Eifer und die einzige Neigung zur Landschaftmalerei dazu rechne, welche ich immer gehegt, und daß ich mir gar keinen Beruf denken kann, bei dem ich mich besser befinden würde, so denke ich, die Frage ist nicht schwer zu entscheiden. Daß Herr Vogel sagt, er könnte mit seinem Verdienst seine Familie nicht ernähren, benimmt mir eben das Zutrauen an seine anderen Aussagen; denn wenn er wollte, so könnte er sechs Familien, wie seine, ernähren. Daß er sich nicht nach andern Leuten zu richten braucht und seine Gemälde selbst zu behalten vermag, ist kein Grund zu seinen Ansichten.

Dem sei nun, wie es will, ich werd' in den nächsten Wochen zwei entworfene und leicht gemalte Landschaften heimschicken und dem Ausspruche unterwerfen. Herrn Vogel werde ich natürlich seinem Wunsche gemäß nicht schreiben; wenn Du meinst, er werde einige Augenblicke zum Ansehen der Bilder verwenden, so kannst Du ihn ja dazu noch bitten. Hingegen werde ich einen Brief an Herrn Ulrich mitschicken und ihn bitten, die Sachen anzusehen.

Indessen würde ich mich, selbst in dem Falle, daß man mir Talent nicht abspräche, nicht besinnen, etwas anderes zu ergreifen, wenn sich Gelegenheit zu einer schicklichen Stelle finden würde. Daß ich kein eigentliches Handwerk mehr erlernen könnte, oder etwa in einer Handlung als Postbub einstehen würde, wirst Du selbst begreifen; und es möchte daher schwer sein, irgend einen ordentlichen Platz zu kriegen, wo ich nicht zu lang umsonst schaffen müßte. Hätte ich Vermögen oder Unterstützung, so würde ich vielleicht nicht ungern die Rechte studieren; aber so wird es am besten sein, ich bleibe bei meinem Leisten, und werde in diesem Entschluß durch das Beispiel von tausend andern bestärkt, die nur durch Not und Erfahrungen aller Art auf einen grünen Zweig gekommen sind. Diese Beispiele sind etwa nicht aus alten Zeiten und Geschichten, sondern sie bewähren sich noch täglich. Daß ich einstweilen nicht kolorieren mag, habe ich folgende Gründe: erstens will ich es so lange vermeiden, so lange noch irgend ein anderer Ausweg ist; denn es ist doch gewiß besser, wenn man sich durch ein momentanes Opfer in kürzerer Zeit eine gute Existenz verschaffen kann, als durch solche langweilige Hülfsmittel sich Jahre lang durchzuschleppen. Denn während ich koloriere, lerne

ich nicht nur nichts, sondern vergesse noch das Gelernte. Zweitens gibt es hier nicht so hübsche Kolorierarbeit, wie in der Schweiz, sondern nur Sachen, die jede Jungfer machen kann, und werden auch meistens nur von Jungfern gemacht. Fischer hat nun genug zu kolorieren, aber er denkt nicht weiter. Er hat auch Spinner und Kündig hieher citiert, welche auch zu thun haben werden. Allein ich mag nun einmal nicht; denn ich bin zu gewiß, daß ich in weniger Zeit der Entsagung mehr verdienen kann, als diese Schmierhänse. Ich kenne hier zu Dutzenden junge Künstler von drei-, vier- bis fünfundzwanzig Jahren, welche alle im Anfang die gleiche Geschichte und Not hatten, wie ich, und die nun sehr gut stehen. Wir wollen es also einstweilen getrost darauf ankommen lassen; denn wenn mir etwas anderes bestimmt wäre, so wären gewiß meine Gedanken etwa schon darauf gefallen, und ich habe bis jetzt keine Ursache, an der Vorsehung zu zweifeln.

Der Frau Dekan Schinz wirst Du schon das Nötige für mich sagen zur Danksagung; es ist mir nicht sehr lieb, etwas von Leuten annehmen zu müssen, welche doch glauben, es sei schlecht angewendet.

Was meinen neuen Rock betrifft, so war derselbe schon notwendig; denn der andere war nur ein ganz geringer grüner Rock, und wurde nun fast ein Jahr lang alle Tage, Sonn- und Werktag, getragen, jedoch ist er noch gut, nur konnte ich ihn nicht mehr brauchen am Sonntag oder bei sonstigen Anlässen; denn ich gehe mit ordentlichen und gut gekleideten Leuten und kann einmal nicht den Kniffer spielen. — — Herr Vogel mag wohl sechs Jahr lang in einem abgeschabten Rock umhergegangen sein. Es war wahrscheinlich

unter den damaligen Künstlern so Mode. Hier geht es einmal nicht; denn München ist noch ziemlich kleinstädtisch, wo man auf dergleichen Sachen so gut sieht, wie in Zürich. —

Einstweilen kann ich nur mit wenigen Worten für Deine Güte danken; jedoch versteht sich's, daß Du, im Falle Du meinem Plane entsprechen wirst, die 4 Louisd'or sogleich an dem Gelde, so Du für mich borgst, abziehen wirst, damit Du in Deiner häuslichen Rechnung nicht zu kurz kömmst; denn meine Sache muß ganz getrennt sein von Euren Angelegenheiten, damit ich später alles richtig wieder in Ordnung bringen kann. Bis dahin muß ich Dich nur wieder bitten, die Sache doch nicht so schwer aufzunehmen: die Not ist gar nicht so groß, und wenn ich denken muß, daß Du meinetwegen immer in Sorgen seist, so verbittert und verleidet mir dies alle Arbeit.

Tausend Grüße an Alle

Dein Sohn.

16.

München, den 19. September 1841.

Liebe Mutter! Da ich nun die zwei Bilder, welches in Öl gemalte Skizzen sind, fertig habe, so berichte ich Dir hiemit dieses, bin aber genötiget, Dir noch einiges vorzustellen, eh' ich sie wegschicke. Das Resultat oder die Meinung Herrn Vogels oder Ulrichs in Zürich weiß ich schon; denn sie werden eben nicht viel anders sagen können, als die Künstler in München: es gefalle ihnen u. s. f. Daß sie Dir raten würden zu dem bestimmten Entschlusse, nachdem sie die Sachen gesehen, ist mir ziemlich gewiß. Nun sind aber

die Bilder etwa sechs Fuß lang und fünf Fuß breit. Das Material dazu ist mich schon auf 6 Gulden gekommen. Ich muß noch eine Kiste machen lassen, welche auch auf einige Gulden kommt, und die Fracht wird 8 bis 10 Gulden kosten. Nun habe ich gedacht, ich wolle Dich vorher noch fragen, ob Du vielleicht so viel Vertrauen zu mir hast und Dich zu der vorgeschlagenen Unterstützung entschließen könnest, ohne daß ich die Sachen schicke, weil dadurch über 5 Thaler erspart wird, und ich zugleich an Zeit gewinne, oder ob ich sie wirklich schicken soll. Mir ist es gleichgültig: sie liegen bereit.

Künftigen Sommer ist wieder Ausstellung in Zürich, und da werde ich, weil dann die Fracht mich nichts kostet, mehrere Sachen hinschicken, die mich mit Ehren vor denen herausbeißen sollen, welche glauben, es werde nichts aus mir. — Noch ein anderer Grund läßt mich wünschen, bald Geld zu haben. Ich habe nämlich Gelegenheit, mit ein paar sehr geschickten ältern Künstlern ins Gebirg zu reisen, um dort Studien zu machen, was mir von großem Nutzen nicht nur im Lernen, sondern auch im Verdienen sein würde. Allein die 4 Louisd'or, welche Du mir so gut warst, zu schicken, reichen nicht für den ganzen Herbst hin, und wenn ich warten muß, bis die Sachen in Zürich ankommen und gesehen und beurteilt worden sind, so wird es zu spät dazu. Sei also so gut und schreibe mir vorher noch, ob ich sie verpacken soll, oder ob Du mir auf Treu und Glauben das Geld aufnehmen willst. Sollte dies letztere der Fall sein, so müßtest Du aber sogleich ohne Aufschub die Sache besorgen; denn es ist besser für Dich und mich, wenn es vorüber und man der Sorgen ledig ist. — — —

Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen.

Ich hoffe, Ihr werdet alle gesund sein. Was mich betrifft, so bin ich seit meiner Krankheit so wohl, wie der Fisch im Wasser; nur habe ich manchmal ein wenig einen blöden Magen gehabt. Doch was dies betrifft, so hat es mir nichts geschadet, und wenn ich wieder ein Mal heimkomme, so wirst Du sehen, daß ich sehr mäßig geworden bin. Ich esse jetzt, auch wenn ich Geld habe, kaum den dritten Teil, was in Zürich. — Grüße mir Grite. Was macht sie? und Anneli und Bäbeli und die ganze Komödie.

Ich grüße Regula tausend Mal und bitte Dich noch einmal, diese Angelegenheit im einen, wie im andern Falle schnell zu betreiben. Auch wird es das Beste sein, im Falle Du die Bilder nicht [zu] sehen verlangst, niemanden weiter darüber zu sprechen. Mein täglicher Wunsch ist, Dir bald alle Deine Güte vergelten zu können. Dein Sohn

G. Keller.

Ein geschickter Maler, Leemann, malt mich jetzt aus Freundschaft. Ich werde es Euch schicken, wenn es fertig ist.

17.

München, den 11. Oktober 1841.

Liebe Mutter! Deinen werten Brief vom 4. dies. habe ich durch Bleuler[1]), den Taubstummen, richtig erhalten, und benutze nun die Abreise eines guten Freundes von mir, Dir wiederum Nachricht von mir zu geben. Er ist nämlich Herr Bendel, Maler von Schaffhausen, der für einige Zeit heimreist und Dir diesen Brief überbringen wird. Es ist einer meiner besten Freunde und hat mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen. Ich bin ihm auch noch 3 Thaler schuldig, welche ich ihm, da ich noch kein Geld erhalten, nicht geben konnte, und ersuche Dich daher, ihm auf Abzug des Geldes, das Du mir schicken wirst, dieselben auszubezahlen. Er hat sie mir zwar nicht gefordert und weiß auch nicht, daß es in dem Brief steht; aber man weiß nie, was dazwischen kommen kann, und es ist also besser, wenn er das Geld hat.

Meine Angelegenheit betreffend, thut es mir leid, daß Du so viel Sorge deswegen hast, und ich glaube, es wäre vielleicht von Anfang an das Beste gewesen, wenn Du sogleich zu einem Sensal gegangen wärest. Daß Herr Onkel es nun besorgt, macht mir keine gute Hoffnung; denn, wenn er auch seine Stimme dazu gibt, so ist es jetzt Jagdzeit, und er wird schwerlich sich sogleich Zeit dazu nehmen können. Indessen werdet Ihr jedenfalls die Sache durch die Post und nicht etwa durch den Boten betreiben. Wenn das Ganze unterbleiben würde, so wäre mir dies freilich keine gute

[1]) Felix Bleuler, Maler.

um höchstens Dir nach dem Tode ein bißchen Lob und Ruhm zu erwerben! während Du in Deiner Heimat ein bequemes Leben und Deiner Mutter Freude und Erleichterung machen könntest. Herr Vogel sagte als ein erfahrener Kenner und Künstler, daß er niemals im stande wäre, seine Familie von seiner Kunst zu ernähren; obgleich man überall sagt, daß die Leute sehr einfach und hauslich leben. Bedenke daher Deine Zukunft! Gott leite Dein Schicksal zu Deinem und meinem Glücke!"

15.

München, den 9. September 1841.

Liebe Mutter! Ich melde Dir hiermit den Empfang des Geldes sowohl, als Deines werten Briefes, und muß Dir gestehen, daß ich das Paket nur mit Angst eröffnete, weil ich wußte, daß nur durch liebevolle Aufopferung und Entbehrung von Deiner Seite die Sendung dieses Geldes möglich geworden war. Desto unerwarteter und befremdender mußten mich Deine Berichte von Herrn Vogel und Frau Schinz[1]) berühren, und wirklich sind solche Aussprüche von Leuten, die sonst mehr Kenntnis besitzen, hart zu verdauen. Daß Hr. Vogel ungern in die Sache einging und sie sogar ablehnte, mag daher kommen, daß Du zu ihm gegangen bist, bevor er etwas von mir gesehen hat. Er urteilte halt nur nach Steiger rc. und vermutet wahrscheinlich in mir einen der gewöhnlichen Koloristenlehrjungen, welche derselbe sonst zu halten pflegt. Daß er sich meiner nicht erinnerte, ist

[1]) Die Mutter an G., 26. Aug.: „Frau Dekan (Schinz) glaubt indessen auch nicht, daß Du ein ausgezeichneter Künstler geben könnest, sondern auch nur mittelmäßig." Frau Dekan spendete 20 Franken.

merkwürdig, indem er mich doch durch Kaspar Nordorf in seinem letzten Briefe grüßen ließ.

Die Gründe und Ansichten Herrn Vogels, das schwere Auskommen, die nötigen Talente ꝛc. betreffend, sind mir eben so oft schon von Anfang an von allen Leuten vorgeleiert worden und werden jedem jungen Menschen gesagt, daß es eigentlich gar keine Künstler mehr gäbe, wenn jeder darauf horchen wollte. Es ist nur die Frage, welche auch Du mir stellst, und welche ich eben deswegen jetzt frisch wieder reiflich überdenke, ob ich wirklich zum Maler geschaffen sei und die nötigen Talente habe, oder nicht. Hier muß ich nun bemerken, daß mir von allen Leuten, Kennern und Nichtkennern, weder in Zürich noch hier gesagt worden ist, ich tauge nichts dazu. Frau Dekan Schinz selbst hat mich nur immer aufgemuntert und gelobt, wenn ich zu ihr kam; und worauf sie nun ihren jetzigen Ausspruch gründet, ist mir nicht recht klar. Wenn man in Zürich nun sagt, ich werde nichts, so kann ich wiederum die Stimme meiner jetzigen Umgebung, die eben nicht aus Mistfinken besteht, auch nicht verachten, und welche mich nur aufmuntert. Wenn ich nun meinen Eifer und die einzige Neigung zur Landschaftmalerei dazu rechne, welche ich immer gehegt, und daß ich mir gar keinen Beruf denken kann, bei dem ich mich besser befinden würde, so denke ich, die Frage ist nicht schwer zu entscheiden. Daß Herr Vogel sagt, er könnte mit seinem Verdienst seine Familie nicht ernähren, benimmt mir eben das Zutrauen an seine anderen Aussagen; denn wenn er wollte, so könnte er sechs Familien, wie seine, ernähren. Daß er sich nicht nach andern Leuten zu richten braucht und seine Gemälde selbst zu behalten vermag, ist kein Grund zu seinen Ansichten.

Dem sei nun, wie es will, ich werd' in den nächsten Wochen zwei entworfene und leicht gemalte Landschaften heimschicken und dem Ausspruche unterwerfen. Herrn Vogel werde ich natürlich seinem Wunsche gemäß nicht schreiben; wenn Du meinst, er werde einige Augenblicke zum Ansehen der Bilder verwenden, so kannst Du ihn ja dazu noch bitten. Hingegen werde ich einen Brief an Herrn Ulrich mitschicken und ihn bitten, die Sachen anzusehen.

Indessen würde ich mich, selbst in dem Falle, daß man mir Talent nicht abspräche, nicht besinnen, etwas anderes zu ergreifen, wenn sich Gelegenheit zu einer schicklichen Stelle finden würde. Daß ich kein eigentliches Handwerk mehr erlernen könnte, oder etwa in einer Handlung als Postbub einstehen würde, wirst Du selbst begreifen; und es möchte daher schwer sein, irgend einen ordentlichen Platz zu kriegen, wo ich nicht zu lang umsonst schaffen müßte. Hätte ich Vermögen oder Unterstützung, so würde ich vielleicht nicht ungern die Rechte studieren; aber so wird es am besten sein, ich bleibe bei meinem Leisten, und werde in diesem Entschluß durch das Beispiel von tausend andern bestärkt, die nur durch Not und Erfahrungen aller Art auf einen grünen Zweig gekommen sind. Diese Beispiele sind etwa nicht aus alten Zeiten und Geschichten, sondern sie bewähren sich noch täglich. Daß ich einstweilen nicht kolorieren mag, habe ich folgende Gründe: erstens will ich es so lange vermeiden, so lange noch irgend ein anderer Ausweg ist; denn es ist doch gewiß besser, wenn man sich durch ein momentanes Opfer in kürzerer Zeit eine gute Existenz verschaffen kann, als durch solche langweilige Hülfsmittel sich Jahre lang durchzuschleppen. Denn während ich koloriere, lerne

ich nicht nur nichts, sondern vergesse noch das Gelernte. Zweitens gibt es hier nicht so hübsche Kolorierarbeit, wie in der Schweiz, sondern nur Sachen, die jede Jungfer machen kann, und werden auch meistens nur von Jungfern gemacht. Fischer hat nun genug zu kolorieren, aber er denkt nicht weiter. Er hat auch Spinner und Kündig hieher citiert, welche auch zu thun haben werden. Allein ich mag nun einmal nicht; denn ich bin zu gewiß, daß ich in weniger Zeit der Entsagung mehr verdienen kann, als diese Schmierhänse. Ich kenne hier zu Dutzenden junge Künstler von drei-, vier- bis fünfundzwanzig Jahren, welche alle im Anfang die gleiche Geschichte und Not hatten, wie ich, und die nun sehr gut stehen. Wir wollen es also einstweilen getrost darauf ankommen lassen; denn wenn mir etwas anderes bestimmt wäre, so wären gewiß meine Gedanken etwa schon darauf gefallen, und ich habe bis jetzt keine Ursache, an der Vorsehung zu zweifeln.

Der Frau Dekan Schinz wirst Du schon das Nötige für mich sagen zur Danksagung; es ist mir nicht sehr lieb, etwas von Leuten annehmen zu müssen, welche doch glauben, es sei schlecht angewendet.

Was meinen neuen Rock betrifft, so war derselbe schon notwendig; denn der andere war nur ein ganz geringer grüner Rock, und wurde nun fast ein Jahr lang alle Tage, Sonn- und Werktag, getragen, jedoch ist er noch gut, nur konnte ich ihn nicht mehr brauchen am Sonntag oder bei sonstigen Anlässen; denn ich gehe mit ordentlichen und gut gekleideten Leuten und kann einmal nicht den Kniffer spielen. — — Herr Vogel mag wohl sechs Jahr lang in einem abgeschabten Rock umhergegangen sein. Es war wahrscheinlich

unter den damaligen Künstlern so Mode. Hier geht es einmal nicht; denn München ist noch ziemlich kleinstädtisch, wo man auf dergleichen Sachen so gut sieht, wie in Zürich. —

Einstweilen kann ich nur mit wenigen Worten für Deine Güte danken; jedoch versteht sich's, daß Du, im Falle Du meinem Plane entsprechen wirst, die 4 Louisd'or sogleich an dem Gelde, so Du für mich borgst, abziehen wirst, damit Du in Deiner häuslichen Rechnung nicht zu kurz kömmst; denn meine Sache muß ganz getrennt sein von Euren Angelegenheiten, damit ich später alles richtig wieder in Ordnung bringen kann. Bis dahin muß ich Dich nur wieder bitten, die Sache doch nicht so schwer aufzunehmen: die Not ist gar nicht so groß, und wenn ich denken muß, daß Du meinetwegen immer in Sorgen seist, so verbittert und verleidet mir dies alle Arbeit.

Tausend Grüße an Alle

Dein Sohn.

16.

München, den 19. September 1841.

Liebe Mutter! Da ich nun die zwei Bilder, welches in Öl gemalte Skizzen sind, fertig habe, so berichte ich Dir hiemit dieses, bin aber genötiget, Dir noch einiges vorzustellen, eh' ich sie wegschicke. Das Resultat oder die Meinung Herrn Vogels oder Ulrichs in Zürich weiß ich schon; denn sie werden eben nicht viel anders sagen können, als die Künstler in München: es gefalle ihnen u. s. f. Daß sie Dir raten würden zu dem bestimmten Entschlusse, nachdem sie die Sachen gesehen, ist mir ziemlich gewiß. Nun sind aber

die Bilder etwa sechs Fuß lang und fünf Fuß breit. Das Material dazu ist mich schon auf 6 Gulden gekommen. Ich muß noch eine Kiste machen lassen, welche auch auf einige Gulden kommt, und die Fracht wird 8 bis 10 Gulden kosten. Nun habe ich gedacht, ich wolle Dich vorher noch fragen, ob Du vielleicht so viel Vertrauen zu mir hast und Dich zu der vorgeschlagenen Unterstützung entschließen könnest, ohne daß ich die Sachen schicke, weil dadurch über 5 Thaler erspart wird, und ich zugleich an Zeit gewinne, oder ob ich sie wirklich schicken soll. Mir ist es gleichgültig: sie liegen bereit.

Künftigen Sommer ist wieder Ausstellung in Zürich, und da werde ich, weil dann die Fracht mich nichts kostet, mehrere Sachen hinschicken, die mich mit Ehren vor denen herausbeißen sollen, welche glauben, es werde nichts aus mir. — Noch ein anderer Grund läßt mich wünschen, bald Geld zu haben. Ich habe nämlich Gelegenheit, mit ein paar sehr geschickten ältern Künstlern ins Gebirg zu reisen, um dort Studien zu machen, was mir von großem Nutzen nicht nur im Lernen, sondern auch im Verdienen sein würde. Allein die 4 Louisd'or, welche Du mir so gut warst, zu schicken, reichen nicht für den ganzen Herbst hin, und wenn ich warten muß, bis die Sachen in Zürich ankommen und gesehen und beurteilt worden sind, so wird es zu spät dazu. Sei also so gut und schreibe mir vorher noch, ob ich sie verpacken soll, oder ob Du mir auf Treu und Glauben das Geld aufnehmen willst. Sollte dies letztere der Fall sein, so müßtest Du aber sogleich ohne Aufschub die Sache besorgen; denn es ist besser für Dich und mich, wenn es vorüber und man der Sorgen ledig ist. — — —

Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen.

Ich hoffe, Ihr werdet alle gesund sein. Was mich betrifft, so bin ich seit meiner Krankheit so wohl, wie der Fisch im Wasser; nur habe ich manchmal ein wenig einen blöden Magen gehabt. Doch was dies betrifft, so hat es mir nichts geschadet, und wenn ich wieder ein Mal heimkomme, so wirst Du sehen, daß ich sehr mäßig geworden bin. Ich esse jetzt, auch wenn ich Geld habe, kaum den dritten Teil, was in Zürich. — Grüße mir Grite. Was macht sie? und Anneli und Bäbeli und die ganze Komödie.

Ich grüße Regula tausend Mal und bitte Dich noch einmal, diese Angelegenheit im einen, wie im andern Falle schnell zu betreiben. Auch wird es das Beste sein, im Falle Du die Bilder nicht [zu] sehen verlangst, niemanden weiter darüber zu sprechen. Mein täglicher Wunsch ist, Dir bald alle Deine Güte vergelten zu können. Dein Sohn

G. Keller.

Ein geschickter Maler, Leemann, malt mich jetzt aus Freundschaft. Ich werde es Euch schicken, wenn es fertig ist.

17.

München, den 11. Oktober 1841.

Liebe Mutter! Deinen werten Brief vom 4. dies. habe ich durch Bleuler[1]), den Taubstummen, richtig erhalten, und benutze nun die Abreise eines guten Freundes von mir, Dir wiederum Nachricht von mir zu geben. Er ist nämlich Herr Bendel, Maler von Schaffhausen, der für einige Zeit heimreist und Dir diesen Brief überbringen wird. Es ist einer meiner besten Freunde und hat mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen. Ich bin ihm auch noch 3 Thaler schuldig, welche ich ihm, da ich noch kein Geld erhalten, nicht geben konnte, und ersuche Dich daher, ihm auf Abzug des Geldes, das Du mir schicken wirst, dieselben auszubezahlen. Er hat sie mir zwar nicht gefordert und weiß auch nicht, daß es in dem Brief steht; aber man weiß nie, was dazwischen kommen kann, und es ist also besser, wenn er das Geld hat.

Meine Angelegenheit betreffend, thut es mir leid, daß Du so viel Sorge deswegen hast, und ich glaube, es wäre vielleicht von Anfang an das Beste gewesen, wenn Du sogleich zu einem Sensal gegangen wärest. Daß Herr Onkel es nun besorgt, macht mir keine gute Hoffnung; denn, wenn er auch seine Stimme dazu gibt, so ist es jetzt Jagdzeit, und er wird schwerlich sich sogleich Zeit dazu nehmen können. Indessen werdet Ihr jedenfalls die Sache durch die Post und nicht etwa durch den Boten betreiben. Wenn das Ganze unterbleiben würde, so wäre mir dies freilich keine gute

---

[1]) Felix Bleuler, Maler.

Nachricht, denn ich habe mich nun schon darauf verlassen und schon seit einigen Wochen meine Zeit und Arbeit darauf hin eingerichtet. Ich bitte Dich innigst, doch so schnell als möglich zu machen, indem ich nur Zeit und Geld inzwischen unnütz verbrauche; denn ich muß noch einige Zeit ins Gebirge und wäre es erst im November. Was das Gelingen und Ende meiner Pläne betrifft, so ist gerade der Überbringer dieses Briefes ein Trost für mich. Auch er hatte im Anfange hier, als er her kam, keine Hilfe von Hause und mit tausend Schwierigkeiten und Sorgen zu kämpfen, so daß er schon glaubte, die Kunst aufzugeben, und jetzt steht er sich doch über 1000 Gulden jährlich. Er ist schon bei acht Jahren hier.

Wenn Du ihn etwa zu einem ordentlichen Mittagessen einladen kannst, so ist es für mich eine Gefälligkeit; jedoch kommt's nur darauf an, ob es Dich nicht geniert. — —

Ich verreise heut mit dem Dampfwagen nach Augsburg für ein paar Tage, um im Lechthale einiges zu zeichnen und zugleich den Herr Bendel zu begleiten.

Mein Kopf ist wieder behaart, schon lange; aber dennoch sind zwei verdächtige Winkel darauf, welche keine guten Aspekten machen. Meine Stirne wird auf jeden Fall mit der Zeit ein wenig hoch werden. — — —

Indessen grüßt Dich tausendmal, so wie Regula,

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

Was die obigen 3 Thaler betrifft, so hat mir Bendel soeben jemand angewiesen, an den ich sie hier auszahlen kann; Du brauchst sie ihm also nicht zu geben.

18.

München, den 20. Dezember 1841.

Liebe Mutter! Beiliegend überschicke ich Dir meinen Paß, welchen ich wieder auf ein Jahr verlängern lassen muß, mit der Bitte, daß Du denselben sogleich besorgest, damit ich ihn bald wieder erhalte. Die 150 Gulden habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine Güte und Mühe und Sorgen, die Du deswegen gehabt hast. Ich kann gut begreifen, daß Du viel Kummer haben mußt bei meiner jetzigen Lage, bin aber auch eben so sicher, daß es mit der Zeit anders werden wird, und wenn kein Mensch sich meiner mehr annimmt, so muß ich freilich eine Zeit lang in kümmerlichen Umständen leben, werde aber über kurz oder lang desto unabhängiger sein; und ich werde allen zu danken wissen, was sie mir gethan.

Was die Geschichte mit der Polizei betrifft[1]), so kam

[1]) Die Mutter an Gottfried 7. Dezember 1841: „Lieber Sohn! Zuerst muß ich Dir meinen Schrecken melden, den ich Deinetwegen hatte. Letzten Samstag wurde ich auf das Stadthaus berufen. Herr Stadtpolizeisekretär Wild war da und fragte mich folgendes: „Haben Sie ein Sohn?" Ja. — „Wo ist er?" In München. — „Was ist er?" Ein Maler studiert er. — „Hat er Ihnen erst geschrieben?" Ja. — „Hat er Ihnen um Geld geschrieben?" Ja. — „Schicken Sie ihm?" Ja. — „Haben Sie keine Gründe, ihm keines zu schicken?" Nein, ich weiß keine. — „Hat er noch väterliches Vermögen?" Nein. Ich bitte Sie, was bedeuten die Fragen?

„Ich stand dort voll Schrecken und konnte kein Wort mehr sprechen. Er bemerkte dieses und sagte weiter: „Es ist nicht so gefährlich. Ich will Ihnen sagen: die Polizei von München hat an die hiesige geschrieben, daß er einige Schulden habe, die er pflichtmäßig anerkannt und angegeben, daß er Geld von Hause erwarte; desnahen will die Polizei dort wissen, ob es wahr ist. Denn sonst machen sie es kurz.

das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit; aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern Verdienstlosigkeit.

Ich bin nun über anderthalb Jahr hier und hatte bisher 300 Gulden von Haus empfangen, während die Hauslichsten 400 Gulden jährlich brauchen. Man kann mir vorwerfen, ich hätte schon lange etwas anderes ergreifen

---

Man nimmt ihm weg, was er hat, und schickt ihn fort zur Stadt hinaus. Drum sag' ich Ihnen, wenn Sie Gründe gegen Ihren Sohn haben von Leichtsinn und Liederlichkeit, so müssen Sie ihm kein Geld schicken. Sie können ihn der Polizei überlassen. Ich kenne Ihren Sohn. Hier hat er mit leichtsinnigen Burschen Umgang gehabt; wann er dort auch solche hat, so mag er wohl in Schulden gekommen sein! Sie können aber machen, was Sie wollen." Mit künftiger Woche, sagte ich, werde ich Geld schicken. „Nun, so wird die hiesige Polizei berichten, daß er kein väterliches Vermögen mehr habe; hingegen werde er von seiner Mutter Unterstützung erhalten, womit er die Schulden decken könne." Mit diesem konnte ich wieder abtreten. — — —

„Mit nicht geringer Mühe und Umtrieb ist es mir endlich gelungen, 300 Gulden [von Frau Dekan Schinz] zu bekommen; für jetzt aber nur die Hälfte, 150 Gulden, welche Summe Du nun erhältst; die andere Hälfte kann ich erst auf Ostern haben. Von Herrn Onkel hatte weiter keine Hilfe, als auf mehreres Hin- und Herschreiben einen Bürgschaftsschein."

sollen; aber eben darin liegt der Has im Pfeffer, daß man ausharren und nicht bei anfänglichem Mißgeschick den Zweck auf eine feige Weise aufgeben soll. — Ich hätte kolorieren können; aber deswegen bin ich nicht in München, das könnte ich zu Hause thun; ich muß die Zeit, die ich in dieser lehrreichen Umgebung zubringen kann, köstlicher und nützlicher anwenden als zum Kolorieren, und die Jahre würden mich nachher mehr reuen, als wenn ich gar nichts gethan hätte. — Die 300 Gulden betreffend, so hätte ich jetzt das Ganze mehr nötig gehabt, als zu Ostern, denn ich muß Dir nur gestehen, daß die 150 Gulden nicht ganz hinreichten für meine Schulden; was Du vielleicht nur begreifen könntest, wenn Du an meiner Stelle wärest und für jedes Stückchen Brot Geld in der Hand haben und als Fremder für alles doppelt so viel geben müßtest, als die Einheimischen, weil er auch alles von weltfremden Leuten beziehen muß. Doch sei dem, wie ihm wolle: ich muß die ganze Sache eben dem beliebigen Urteil eines jeden überlassen; ich weiß am besten, was meine Schuld ist und was nicht, und werde, so Gott will, noch alle die naseweisen alten Lebensprediger, die trotz ihren klugen alten Tagen noch nie allein ins Leben hinausgeworfen waren, und trotz ihren Erfahrungen, mit denen sie sich brüsten, noch nicht das eigentliche Unglück erfahren haben, zu beschämen wissen. Die 300 Gulden werde ich, wenn mir Gott Gesundheit und Leben schenkt, noch vor sechs Jahren abzahlen. Schreibe mir, wenn die Zinse jährlich verfallen sind[1]).

[1]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Da müßte Dir ein besserer Glücksstern leuchten als bis dahin!"

Dem Heinrich[1]) wünsche ich von Herzen Glück zu seiner Heirat. Er hat gegenwärtig erfreulichere Aspekten als ich; aber er hat auch darauf warten müssen. Bis ich sein Alter haben werde, kann ich auch ins Trockene kommen.

Ich kann Dich noch einmal nur bitten, auf Gott und meinen besseren Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben; sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen! —

Regula lass' ich auch grüßen. Was macht Ihr? Lebt Ihr immer im gleichen Fuß fort? Wissen die Leute im Hause oder sonst meine Verhältnisse[2])?

In Erwartung baldiger Antwort grüßt Euch tausendmal

Gottfried Keller.

Um Dir zu beweisen, daß ich meine Schulden allenfalls nicht durch Floribus und Wohlleben erworben habe, schreibe ich noch, was ich sonst nie gesagt hätte, daß ich bei alledem dennoch oft mehrere Tage nichts genossen habe, als Brot und ein Glas Bier; was mir aber im geringsten nichts

---

[1]) Heinrich Scheuchzer jun., Dr. med., verlobt mit einer Jungfer Hottinger.

[2]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Von Deinen Verhältnissen weiß im Hause niemand nichts . . . Wenn auch Leute mich fragen, wie es Dir gehe, so weiß ich wenig zu sagen; ich behalte meinen Kummer für mich und denke, dieses sei nun mein Los; es werde wohl in diesem Leben mir nichts Besseres mehr zu teil werden. Ich seufze und bete im Stillen zu Gott täglich, daß Du Dich in Deiner Hoffnung nicht täuschen mögest, um mit diesem neuen Jahre den Zweck zu erreichen und Dein Auskommen zu finden, weil ich Dir keine Hilfe mehr leisten kann."

macht. Ich kann mich an alles gewöhnen, und es soll mir's kein Mensch ansehen. Ich schreibe dies nur, um allen Vorwurf von Liederlichkeit abzuwehren.

19.

München, den 18. Januar 1842.

Liebe Mutter! Da ich Dir schon seit mehreren Wochen den Empfang der 150 Gulden gemeldet und zugleich meinen Paß zum Erneuern geschickt hatte, aber noch keine Antwort erhalten, so ersuche ich Dich wiederum, die Sache doch zu beschleunigen, indem ich den neuen Paß auf der Polizei hier wieder abgeben muß. — Wie ich hoffe, wirst Du und Regula das neue Jahr gesund und wohl angetreten haben. Ich hätte gern geschrieben, wenn es nicht so viel Porto kostete; so aber denke ich, Gott wird meine Wünsche für Deine Gesundheit, und daß ich Dich noch glücklich und zufrieden wiedersehen kann, erfüllen, ohne daß ich lange Briefe davon schreibe.

Was mich betrifft, so hätte ich jetzt bessere Hoffnungen für die Zukunft. Ich lerne täglich durch den Umgang mit guten Künstlern, und wenn ich nur existieren kann, bis ich einige große Bilder fertig habe, so hoffe ich auf den Herbst in guten Umständen für einige Zeit heimkommen zu können. Ich werde auf den Mai ein Bild nach Zürich auf die Ausstellung schicken, wo ich es dann dem Urteil der weisen Ratgeber anheimstelle, ob ich bei der Kunst verbleiben soll oder nicht[1]).

[1]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Künftigen Mai wird die Kunstausstellung in der Kantonsschule ausgestellt werden, wo jeder Künstler seine Sache mit der Bemerkung der Preise hersenden kann.

Ich war kürzlich bei einem vierundzwanzigjährigen Landschaftsmaler aus Darmstadt, namens Lange[1]), und sah, wie er drei Briefe hintereinander erhielt, worin er in einem 300, im andern 150 und im dritten 200 Gulden für Gemälde erhielt, welche er verkauft hatte; und schon hat er wieder neue bestellt, welche auch bald fertig sind. Ich erzählte ihm meine Lage, und er versicherte mich, er hätte das nämliche Schicksal gehabt; ich soll' so lang als möglich aushalten und werde es nicht bereuen, wenn der Sturm einmal vorüber sei. Und wirklich bin ich fest entschlossen, auszuharren. Besser wäre es freilich für mich gewesen, wenn ich die 150 Gulden, die Du erst auf Ostern bekömmst, im Winter gehabt hätte, daß ich bis zum Frühling ungestört an einigen Sachen hätte arbeiten können, die ich später gut verkaufen kann, wenn ich mir die gehörige Zeit zur Vollendung derselben nehmen kann. — Doch stell' ich alles dem Himmel anheim.

Schreibe mir doch bald, wie es Dir geht und Regula!

Ich grüße Euch tausendmal.

Gottfried Keller.
Akademie abzugeben.

20.

München, den 21. März 1842.

Liebe Mutter! Deinen letzten Brief mit dem Passe habe ich erhalten und bedaure herzlich, daß er Dich so viele

---

Ich habe es früher in einer Zeitung gelesen. Du wirst also Deine Künste auch senden."

[1]) Über Julius Lange vgl. C. A. Regnet, Münchener Künstlerbilder 2, 1 ff. (1871). S. auch o. S. 118.

Mühe und Geld gekostet hat. Ich habe mich bis jetzt so knapp durchgebracht, das heißt auf Borg; denn ich studierte immer für mich und habe nun bald ein Bild fertig, welches ich auf die Zürcher Ausstellung schicken werde. Hoffentlich werden sie es mir abkaufen; wenn es je einer gut brauchen konnte, so war ich es. Kaufen sie es aber nicht, so kann ich es sicher in Deutschland verkaufen. Meine Aussichten sind nun heiterer geworden, in dem Maße, als ich mehr gelernt habe, und ich hoffe, bald endlich ein solides gesichertes Leben führen zu können, wenn mir Gott Gesundheit schenkt. Wenn ich nur einmal aus dem alten Pech hinaus bin, so wird das Geld auch wieder Segen bei mir haben. Ich kann nun, bei dem eifrigen Kunstleben, welches in Deutschland herrscht, meine Arbeiten so gut verkaufen als ein anderer, wenn ich fleißig bin und mich anstrenge. Ich werde deswegen den ganzen Sommer über ins Gebirg gehen, um nach der Natur zu zeichnen (was ich nun zwei Jahre nicht mehr gethan habe und mein größter Schaden war), damit ich im Herbst und über den Winter Stoff zu Bildern habe. Wenn ich das Bild in Zürich oder anderswo verkaufe, so kann ich den ganzen Sommer über wie ein König leben, und im Herbst weiß ich ganz sicher wieder eine Landschaft in München zu verkaufen.

Letzten Februar hatte ich einen Unfall. Der Kunstverein hier kauft alljährlich eine Menge Bilder an, welche dann verlost werden. Die Verlosung war am 16. Februar. Der Verein hatte noch eine Summe Geldes übrig, welche noch verwendet werden mußte; aber es waren nicht genug Gemälde zum Verkaufe da. Man lud daher mehrere Künstler ein, etwas einzusenden, und ich wurde auch gefragt, ob ich

vielleicht etwas Fertiges hätte, das ich zu verkaufen wünschte; wenn ich ein kleineres Bild zu 60—80 Gulden hätte, so wolle man es nehmen. Ich lief vergnügt nach Hause und sah nach, fand eine Landschaft, die ich vor mehreren Monaten schon gemalt hatte, und zeigte sie vor. Man fragte mich um den Preis; ich sagte 6 Louisd'or. Wurde angenommen. Nur sollte ich noch eine kleine Abänderung machen. Ich pechierte wieder heim, pinselte noch schnell daran herum, und weil die Verlosung schon in zwei Tagen vor sich ging, so stellte ich das Bild an den Ofen, damit es schneller trockne, und verfügte mich darauf in die Kneipe, um ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken. Ich sah das Bild nicht mehr an bis an dem folgenden Morgen, und als ich es da vom Ofen wegnehmen wollte, siehe — da war meine arme Landschaft von oben bis unten angebrannt! Fahret hin, ihr teuren 60 Gulden!

Ihr könnt Euch denken, wie ich geflucht habe; denn ich hatte nichts anderes fertig, das ich statt des verbrannten hätte verkaufen können.

Da Du mir geschrieben hast, Frau Dekan Schinz werde auf Ostern noch 150 Gulden hergeben, so rechnete ich auf dieses Geld und habe das Bild gemalt, welches ich nach Zürich schicken werde; daher habe ich natürlich in der Zeit nichts verdient, und da ich, sobald das Wetter schöner wird, notwendig aufs Land gehen muß, so muß ich Dich demütigst bitten, mir diese letzte Ladung doch gleich zu schicken, sobald Du sie erhalten kannst, und zwar ganz, denn ich möchte mich gern von allen Schulden und Scheißereien freimachen und doch ein Stück übrig behalten, um aufs Land zu gehen. Ich habe dann 600 Gulden erhalten in den zwei Jahren,

seit ich hier bin. Viele brauchen mehr in einem Jahre, es gibt auch welche, die nur 250 Gulden jährlich brauchen, aber dies ist mir rein unmöglich; ich müßte meine ganze Natur umändern, und ich bilde mir ungeheuer viel ein, daß ich nur so wenig gebraucht habe; denn ich hätte noch 600 Gulden Schulden machen können, wenn ich gewollt hätte.

Doch genug davon. Ich werde Gott danken, wenn ich ein Mal nicht immer nur von Geld u. dgl. schreiben muß und auch andere Sachen, die Euch angenehmer und kurzweiliger sind, berichten kann. — —

Dein Sohn G. Keller.
Akademie der Künste.

21.

München, den 10. Juni 1842.

Liebe Mutter! Am 11. Mai habe ich mein Bild, welches ich für die Zürcher Ausstellung bestimmt habe, der Fuhre übergeben. Der Fuhrmann sagte mir, daß es in zwölf oder dreizehn Tagen nach Zürich kommen werde; ich glaubte also, das Bild sei schon längst dort, und wunderte mich, daß ich noch keine Nachricht von niemanden darüber erhielt. Heute bekommen Hegi und ich einen Brief von einem Freunde, Namens Tschudi [1]), welcher in Zürich studiert und

[1]) Friedr. v. Tschudi (1820—86), der berühmte Verfasser des „Thierlebens der Alpenwelt". Als Student hatte er auf der Reise nach Berlin Keller in München kennen gelernt. Die Familie Friedrichs von Tschudi in St. Gallen besitzt eine reizende Landschaft von Gottfried Keller. Im Vordergrunde stehen zwei hochstämmige Föhren mit fast pinienartigen Kronen, in welche die scheidende Abendsonne ihren letzten Schimmer wirft. Man blickt durch dieselben auf eine Häusergruppe und auf einen mit Wasserstreifen durchzogenen Thalgrund, den ferne, im blauen Dufte verschwimmende Hügelketten begrenzen. Das

mir schreibt, daß er mein Bild vergebens auf der Ausstellung gesucht habe, und daß es gar nicht dort sei. Ich weiß also gar nicht, ob es nicht angekommen, oder auf der Reise stecken geblieben sei, oder was sonst damit passiert ist. Ich bin daher sehr besorgt, indem nicht nur die Arbeit von zwei Monaten, sondern auch ein Rahmen, der mich 22 Gulden kostet, damit verloren ginge, wenn es zum Teufel wäre. Auf jeden Fall ist es mein Nachteil; denn wenn es auch endlich noch ankommt, so wird es zu spät zum Verkaufe sein. Es würde mit den andern Sachen nach Bern kommen, wo mich niemand kennt und wahrscheinlich niemand empfehlen könnte. Sei so gut und schreibe mir doch sogleich, ob es noch nicht da ist, wenn mein Brief ankommt, und frage bei der Künstlergesellschaft nach! Denn es ist auch in dieser Hinsicht ärgerlich, weil die Herren meinen könnten, ich wolle sie zum besten haben, wenn ich schreibe, daß ich etwas schicken wolle, sie es in den Katalog setzen, und dann nichts kommt. Meine Schuld ist es nicht. —

Was gibt's Neues in der Famulie? Hat Heinrich noch nicht Hochzeit gehabt? was macht Frau Keller und ihre Kinder[1])? Die Geschichte mit dem erstochenen Studenten haben wir hier zum großen Ärgernis vernommen[2]).

Ich grüße Euch alle tausend Mal. Dein treuer Sohn.

G. Keller.

Bild wurde 1842 in München gemalt. (Ich verdanke diese wie so manche andere wertvolle Mittheilung meinem verehrten Freunde Professor Dierauer in St. Gallen.)

[1]) Mutter der Henriette sel.

[2]) In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai war in Zürich ein stud. med. Albert Kirchmeier von Kerenzen von einem Nachtwächter getötet worden.

Die Mutter antwortete ihm unverzüglich:

Zürich, 11. Juni 1842.

„Lieber Sohn! Heute habe ich Dein Brief erhalten, und damit Du nicht länger in Besorgnis sein mußt, berichte Dich sogleich, daß Dein Bild seit heute acht Tag ausgestellt ist. Statt dreizehn Tag war es achtzehn auf der Reise. Den 28. Mai ist es hier angekommen und blieb in einem Zimmer, wo die angekommenen Bilder alle ausgepackt wurden, liegen bis den 4. Juni. Alle, die Dich kennen, waren begierig, dieses Stück zu sehen, weil Dein Name im Katalog, das Bild mit der Nr. 104 bezeichnet war. Allein über drei Wochen fand sich diese Nummer nirgends. Ich selbst war ärgerlich über Dich und dachte, was wohl die Herren von Dir denken werden. Endlich vernahm ich eben heute acht Tag von einem Abwart bei der Ausstellung, daß Dein Bild dort in einem Zimmer sei, erstens wegen Mangel an Platz, zweitens weil es, ganz voll Dreck und Mist, auf der Fuhre von Regen verdorben sei und nicht konnte ausgestellt werden. Das war mir ein nicht geringer Schrecken. Ich fragte diesen, ob ich das Bild nicht sehen könnte. Ja, sagte er, ich soll nur mit ihm kommen, indem er ein Schlüssel bei sich hatte. Ich ging und sah mit Bedauern die Kotspritze und Mist auf dem Gemälde. Auf dem Heimwege ging ich zu Frau Dekan und sagte ihr dieses Mißgeschick. Sie gab mir den Rat, zu einem gewissen Herrn Bernhard im Bleikerweg zu gehen. Dieser sei auch in der Künstlergesellschaft und ein guter Sachkenner; obgleich kein Künstler, so könne er ganz verdorbene Bilder wieder in Ordnung bringen. Ich säumte nicht und ging hin; er hatte schon Kenntnis von

Deinem Bilde; er habe es selbst ausgepackt, sagte er, allein bis dahin habe er noch kein Auftrag erhalten, es in Ordnung zu machen; es seien noch mehrere Sachen, welche dann mit diesem noch ausgestellt werden.

Ich bat ihn dringend, er möchte doch heute noch hingehen, weil mir viel daran gelegen sei, wenn das Bild könnte in die Verlosung genommen werden. Er versprach mir diese Gefälligkeit zu thun, allein in die Verlosung könne er mir keine Hoffnung machen. Er habe an dem Bilde viel Gutes bemerkt; aber besser wäre es, wenn's viel kleiner und etwas nach der Natur wäre; so wäre es viel verkäuflicher. Die Herren, welche in der Kommission bei der Auswahl seien, wählen nur die ausgezeichnet schönen Bilder, und überdies gehe es sehr schlecht mit den Aktien, da bis dahin bloß vier Stück in die Verlosung genommen wurden, und diese seien noch nicht bezahlt!

Ich studierte nun immer, durch welche Quelle ich Dich noch empfehlen könnte. Ich ging zu Herrn Oberkugler[1]), welchen ich kenne, und bat ihn etwas beizutragen. Er versprach sein Möglichstes zu thun, sagte dabei aber das gleiche, daß es sehr schlecht gehe, weil eben kein Geld vorhanden sei. Das Bild habe er gesehen, es habe recht gute Stellen; allein die Herren wählen ausgezeichnete Stücke.

Ich wagte noch ein Schritt und ging mit Zittern zu Herrn Burgermeister Heß, welcher bei der Auswahl ist[2]). Ich wurde sehr freundschaftlich empfangen. Ich ersuchte ihn, wenn das Bild untadelhaft sei, daß es möchte in die Ver-

[1]) G. Chr. Friedr. Oberkogler aus Augsburg, Zeichnungslehrer und Kupferstecher.

[2]) Altbürgermeister Heß war Präsident des Kunstvereins.

losung aufgenommen werden. Er sagte, er habe es noch nie gesehen, wolle mir nur sagen, daß man die schönsten Gemälde auswähle; freilich habe man auch schon von jungen Künstlern, welche Talent verraten, angekauft; aber eben beklagte er sich wie die vorigen Herren über Geldmangel. Er wolle nachsehen; aber er könne mir keine Hoffnung machen.

Gestern ging ich auf die Ausstellung mit Regula und noch mehreren Bekannten, weil bloß die Freitage in der Woche frei sind. Dein Bild befindet sich an einem schönen Platze im zweiten Zimmer[1]) (es sind fünf Zimmer voll Gemälde); es wurde mit großen Augen von uns Nichtkennern bewundert. Ich stand lange mit Nachdenken dabei und berechnete eben die Kosten der Rahme und die Zeit der Arbeit. Und dann wieder die Besorgnis, wenn es hier nicht verkauft wird! Freude und Kummer wechselten stets meine Gedanken.

Ich ging wieder zu Frau Dekan, weil sie auch etwa Einfluß hat. Sie sagte, daß sie Donnerstag den ganzen Nachmittag dort gewesen. Das Bild habe ihr ziemlich gefallen. Herr Burgermeister nebst den andern Herren seien gerade auch dort [gewesen]. Sie hörte, daß Herr Burgermeister den Herrn einen sehr artigen Antrag gemacht, indem er sagte, dieser junge Künstler sei ihm indirekt empfohlen worden; er wünschte, wenn es möglich wäre, daß dieses Gemälde in die Verlosung gewählt würde. Es freute Frau Dekan sehr, besonders weil er mich als Mutter nicht genannt hatte. Es wurde zwar wenig darüber gesprochen;

[1]) Im Katalog der Schweiz. Kunstausstellung von 1842 ist G. Kellers Bild (Nr. 104) als „Landschaftliche Komposition" bezeichnet.

das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit; aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern Verdienstlosigkeit.

Ich bin nun über anderthalb Jahr hier und hatte bisher 300 Gulden von Haus empfangen, während die Hauslichsten 400 Gulden jährlich brauchen. Man kann mir vorwerfen, ich hätte schon lange etwas anderes ergreifen

---

Man nimmt ihm weg, was er hat, und schickt ihn fort zur Stadt hinaus. Drum sag' ich Ihnen, wenn Sie Gründe gegen Ihren Sohn haben von Leichtsinn und Liederlichkeit, so müssen Sie ihm kein Geld schicken. Sie können ihn der Polizei überlassen. Ich kenne Ihren Sohn. Hier hat er mit leichtsinnigen Burschen Umgang gehabt; wann er dort auch solche hat, so mag er wohl in Schulden gekommen sein! Sie können aber machen, was Sie wollen." Mit künftiger Woche, sagte ich, werde ich Geld schicken. „Nun, so wird die hiesige Polizei berichten, daß er kein väterliches Vermögen mehr habe; hingegen werde er von seiner Mutter Unterstützung erhalten, womit er die Schulden decken könne." Mit diesem konnte ich wieder abtreten. — — —

„Mit nicht geringer Mühe und Umtrieb ist es mir endlich gelungen, 300 Gulden [von Frau Dekan Schinz] zu bekommen; für jetzt aber nur die Hälfte, 150 Gulden, welche Summe Du nun erhältst; die andere Hälfte kann ich erst auf Ostern haben. Von Herrn Onkel hatte weiter keine Hilfe, als auf mehreres Hin- und Herschreiben einen Bürgschaftsschein."

sollen; aber eben darin liegt der Has im Pfeffer, daß man ausharren und nicht bei anfänglichem Mißgeschick den Zweck auf eine feige Weise aufgeben soll. — Ich hätte kolorieren können; aber deswegen bin ich nicht in München, das könnte ich zu Hause thun; ich muß die Zeit, die ich in dieser lehrreichen Umgebung zubringen kann, köstlicher und nützlicher anwenden als zum Kolorieren, und die Jahre würden mich nachher mehr reuen, als wenn ich gar nichts gethan hätte. — Die 300 Gulden betreffend, so hätte ich jetzt das Ganze mehr nötig gehabt, als zu Ostern, denn ich muß Dir nur gestehen, daß die 150 Gulden nicht ganz hinreichten für meine Schulden; was Du vielleicht nur begreifen könntest, wenn Du an meiner Stelle wärest und für jedes Stückchen Brot Geld in der Hand haben und als Fremder für alles doppelt so viel geben müßtest, als die Einheimischen, weil er auch alles von weltfremden Leuten beziehen muß. Doch sei dem, wie ihm wolle: ich muß die ganze Sache eben dem beliebigen Urteil eines jeden überlassen; ich weiß am besten, was meine Schuld ist und was nicht, und werde, so Gott will, noch alle die naseweisen alten Lebensprediger, die trotz ihren klugen alten Tagen noch nie allein ins Leben hinausgeworfen waren, und trotz ihren Erfahrungen, mit denen sie sich brüsten, noch nicht das eigentliche Unglück erfahren haben, zu beschämen wissen. Die 300 Gulden werde ich, wenn mir Gott Gesundheit und Leben schenkt, noch vor sechs Jahren abzahlen. Schreibe mir, wenn die Zinse jährlich verfallen sind[1]).

[1]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Da müßte Dir ein besserer Glücksstern leuchten als bis dahin!“

Dem Heinrich[1]) wünsche ich von Herzen Glück zu seiner Heirat. Er hat gegenwärtig erfreulichere Aspekten als ich; aber er hat auch darauf warten müssen. Bis ich sein Alter haben werde, kann ich auch ins Trockene kommen.

Ich kann Dich noch einmal nur bitten, auf Gott und meinen besseren Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben; sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen! —

Regula lass' ich auch grüßen. Was macht Ihr? Lebt Ihr immer im gleichen Fuß fort? Wissen die Leute im Hause oder sonst meine Verhältnisse[2])?

In Erwartung baldiger Antwort grüßt Euch tausendmal

Gottfried Keller.

Um Dir zu beweisen, daß ich meine Schulden allenfalls nicht durch Floribus und Wohlleben erworben habe, schreibe ich noch, was ich sonst nie gesagt hätte, daß ich bei alledem dennoch oft mehrere Tage nichts genossen habe, als Brot und ein Glas Bier; was mir aber im geringsten nichts

[1]) Heinrich Scheuchzer jun., Dr. med., verlobt mit einer Jungfer Hottinger.

[2]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Von Deinen Verhältnissen weiß im Hause niemand nichts . . . Wenn auch Leute mich fragen, wie es Dir gehe, so weiß ich wenig zu sagen; ich behalte meinen Kummer für mich und denke, dieses sei nun mein Los; es werde wohl in diesem Leben mir nichts Besseres mehr zu teil werden. Ich seufze und bete im Stillen zu Gott täglich, daß Du Dich in Deiner Hoffnung nicht täuschen mögest, um mit diesem neuen Jahre den Zweck zu erreichen und Dein Auskommen zu finden, weil ich Dir keine Hilfe mehr leisten kann."

macht. Ich kann mich an alles gewöhnen, und es soll mir's kein Mensch ansehen. Ich schreibe dies nur, um allen Vorwurf von Liederlichkeit abzuwehren.

19.

München, den 18. Januar 1842.

Liebe Mutter! Da ich Dir schon seit mehreren Wochen den Empfang der 150 Gulden gemeldet und zugleich meinen Paß zum Erneuern geschickt hatte, aber noch keine Antwort erhalten, so ersuche ich Dich wiederum, die Sache doch zu beschleunigen, indem ich den neuen Paß auf der Polizei hier wieder abgeben muß. — Wie ich hoffe, wirst Du und Regula das neue Jahr gesund und wohl angetreten haben. Ich hätte gern geschrieben, wenn es nicht so viel Porto kostete; so aber denke ich, Gott wird meine Wünsche für Deine Gesundheit, und daß ich Dich noch glücklich und zufrieden wiedersehen kann, erfüllen, ohne daß ich lange Briefe davon schreibe.

Was mich betrifft, so hätte ich jetzt bessere Hoffnungen für die Zukunft. Ich lerne täglich durch den Umgang mit guten Künstlern, und wenn ich nur existieren kann, bis ich einige große Bilder fertig habe, so hoffe ich auf den Herbst in guten Umständen für einige Zeit heimkommen zu können. Ich werde auf den Mai ein Bild nach Zürich auf die Ausstellung schicken, wo ich es dann dem Urteil der weisen Ratgeber anheimstelle, ob ich bei der Kunst verbleiben soll oder nicht[1]).

---

[1]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Künftigen Mai wird die Kunstausstellung in der Kantonsschule ausgestellt werden, wo jeder Künstler seine Sache mit der Bemerkung der Preise hersenden kann.

Ich war kürzlich bei einem vierundzwanzigjährigen Landschaftsmaler aus Darmstadt, namens Lange[1]), und sah, wie er drei Briefe hintereinander erhielt, worin er in einem 300, im andern 150 und im dritten 200 Gulden für Gemälde erhielt, welche er verkauft hatte; und schon hat er wieder neue bestellt, welche auch bald fertig sind. Ich erzählte ihm meine Lage, und er versicherte mich, er hätte das nämliche Schicksal gehabt; ich soll' so lang als möglich aushalten und werde es nicht bereuen, wenn der Sturm einmal vorüber sei. Und wirklich bin ich fest entschlossen, auszuharren. Besser wäre es freilich für mich gewesen, wenn ich die 150 Gulden, die Du erst auf Ostern bekömmst, im Winter gehabt hätte, daß ich bis zum Frühling ungestört an einigen Sachen hätte arbeiten können, die ich später gut verkaufen kann, wenn ich mir die gehörige Zeit zur Vollendung derselben nehmen kann. — Doch stell' ich alles dem Himmel anheim.

Schreibe mir doch bald, wie es Dir geht und Regula!

Ich grüße Euch tausendmal.

Gottfried Keller.
Akademie abzugeben.

20.

München, den 21. März 1842.

Liebe Mutter! Deinen letzten Brief mit dem Passe habe ich erhalten und bedaure herzlich, daß er Dich so viele

---

Ich habe es früher in einer Zeitung gelesen. Du wirst also Deine Künste auch senden."

[1]) Über Julius Lange vgl. C. A. Regnet, Münchener Künstlerbilder 2, 1 ff. (1871). S. auch v. S. 118.

Mühe und Geld gekostet hat. Ich habe mich bis jetzt so knapp durchgebracht, das heißt auf Borg; denn ich studierte immer für mich und habe nun bald ein Bild fertig, welches ich auf die Zürcher Ausstellung schicken werde. Hoffentlich werden sie es mir abkaufen; wenn es je einer gut brauchen konnte, so war ich es. Kaufen sie es aber nicht, so kann ich es sicher in Deutschland verkaufen. Meine Aussichten sind nun heiterer geworden, in dem Maße, als ich mehr gelernt habe, und ich hoffe, bald endlich ein solides gesichertes Leben führen zu können, wenn mir Gott Gesundheit schenkt. Wenn ich nur einmal aus dem alten Pech hinaus bin, so wird das Geld auch wieder Segen bei mir haben. Ich kann nun, bei dem eifrigen Kunstleben, welches in Deutschland herrscht, meine Arbeiten so gut verkaufen als ein anderer, wenn ich fleißig bin und mich anstrenge. Ich werde deswegen den ganzen Sommer über ins Gebirg gehen, um nach der Natur zu zeichnen (was ich nun zwei Jahre nicht mehr gethan habe und mein größter Schaden war), damit ich im Herbst und über den Winter Stoff zu Bildern habe. Wenn ich das Bild in Zürich oder anderswo verkaufe, so kann ich den ganzen Sommer über wie ein König leben, und im Herbst weiß ich ganz sicher wieder eine Landschaft in München zu verkaufen.

Letzten Februar hatte ich einen Unfall. Der Kunstverein hier kauft alljährlich eine Menge Bilder an, welche dann verlost werden. Die Verlosung war am 16. Februar. Der Verein hatte noch eine Summe Geldes übrig, welche noch verwendet werden mußte; aber es waren nicht genug Gemälde zum Verkaufe da. Man lud daher mehrere Künstler ein, etwas einzusenden, und ich wurde auch gefragt, ob ich

vielleicht etwas Fertiges hätte, das ich zu verkaufen wünschte; wenn ich ein kleineres Bild zu 60—80 Gulden hätte, so wolle man es nehmen. Ich lief vergnügt nach Hause und sah nach, fand eine Landschaft, die ich vor mehreren Monaten schon gemalt hatte, und zeigte sie vor. Man fragte mich um den Preis; ich sagte 6 Louisd'or. Wurde angenommen. Nur sollte ich noch eine kleine Abänderung machen. Ich pechierte wieder heim, pinselte noch schnell daran herum, und weil die Verlosung schon in zwei Tagen vor sich ging, so stellte ich das Bild an den Ofen, damit es schneller trockne, und verfügte mich darauf in die Kneipe, um ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken. Ich sah das Bild nicht mehr an bis an dem folgenden Morgen, und als ich es da vom Ofen wegnehmen wollte, siehe — da war meine arme Landschaft von oben bis unten angebrannt! Fahret hin, ihr teuren 60 Gulden!

Ich könnt Euch denken, wie ich geflucht habe; denn ich hatte nichts anderes fertig, das ich statt des verbrannten hätte verkaufen können.

Da Du mir geschrieben hast, Frau Dekan Schinz werde auf Ostern noch 150 Gulden hergeben, so rechnete ich auf dieses Geld und habe das Bild gemalt, welches ich nach Zürich schicken werde; daher habe ich natürlich in der Zeit nichts verdient, und da ich, sobald das Wetter schöner wird, notwendig aufs Land gehen muß, so muß ich Dich demütigst bitten, mir diese letzte Ladung doch gleich zu schicken, sobald Du sie erhalten kannst, und zwar ganz, denn ich möchte mich gern von allen Schulden und Scheißereien freimachen und doch ein Stück übrig behalten, um aufs Land zu gehen. Ich habe dann 600 Gulden erhalten in den zwei Jahren,

seit ich hier bin. Viele brauchen mehr in einem Jahre, es gibt auch welche, die nur 250 Gulden jährlich brauchen, aber dies ist mir rein unmöglich; ich müßte meine ganze Natur umändern, und ich bilde mir ungeheuer viel ein, daß ich nur so wenig gebraucht habe; denn ich hätte noch 600 Gulden Schulden machen können, wenn ich gewollt hätte.

Doch genug davon. Ich werde Gott danken, wenn ich ein Mal nicht immer nur von Geld u. dgl. schreiben muß und auch andere Sachen, die Euch angenehmer und kurzweiliger sind, berichten kann. — —

Dein Sohn G. Keller.
Akademie der Künste.

21.

München, den 10. Juni 1842.

Liebe Mutter! Am 11. Mai habe ich mein Bild, welches ich für die Zürcher Ausstellung bestimmt habe, der Fuhre übergeben. Der Fuhrmann sagte mir, daß es in zwölf oder dreizehn Tagen nach Zürich kommen werde; ich glaubte also, das Bild sei schon längst dort, und wunderte mich, daß ich noch keine Nachricht von niemanden darüber erhielt. Heute bekommen Hegi und ich einen Brief von einem Freunde, Namens Tschudi[1]), welcher in Zürich studiert und

[1]) Friedr. v. Tschudi (1820—86), der berühmte Verfasser des „Thierlebens der Alpenwelt". Als Student hatte er auf der Reise nach Berlin Keller in München kennen gelernt. Die Familie Friedrichs von Tschudi in St. Gallen besitzt eine reizende Landschaft von Gottfried Keller. Im Vordergrunde stehen zwei hochstämmige Föhren mit fast pinienartigen Kronen, in welche die scheidende Abendsonne ihren letzten Schimmer wirft. Man blickt durch dieselben auf eine Häusergruppe und auf einen mit Wasserstreifen durchzogenen Thalgrund, den ferne, im blauen Dufte verschwimmende Hügelketten begrenzen. Das

mir schreibt, daß er mein Bild vergebens auf der Ausstellung gesucht habe, und daß es gar nicht dort sei. Ich weiß also gar nicht, ob es nicht angekommen, oder auf der Reise stecken geblieben sei, oder was sonst damit passiert ist. Ich bin daher sehr besorgt, indem nicht nur die Arbeit von zwei Monaten, sondern auch ein Rahmen, der mich 22 Gulden kostet, damit verloren ginge, wenn es zum Teufel wäre. Auf jeden Fall ist es mein Nachteil; denn wenn es auch endlich noch ankommt, so wird es zu spät zum Verkaufe sein. Es würde mit den andern Sachen nach Bern kommen, wo mich niemand kennt und wahrscheinlich niemand empfehlen könnte. Sei so gut und schreibe mir doch sogleich, ob es noch nicht da ist, wenn mein Brief ankommt, und frage bei der Künstlergesellschaft nach! Denn es ist auch in dieser Hinsicht ärgerlich, weil die Herren meinen könnten, ich wolle sie zum besten haben, wenn ich schreibe, daß ich etwas schicken wolle, sie es in den Katalog setzen, und dann nichts kommt. Meine Schuld ist es nicht. —

Was gibt's Neues in der Famulie? Hat Heinrich noch nicht Hochzeit gehabt? was macht Frau Keller und ihre Kinder[1])? Die Geschichte mit dem erstochenen Studenten haben wir hier zum großen Ärgernis vernommen[2]).

Ich grüße Euch alle tausend Mal. Dein treuer Sohn.

G. Keller.

Bild wurde 1842 in München gemalt. (Ich verdanke diese wie so manche andere wertvolle Mittheilung meinem verehrten Freunde Professor Dierauer in St. Gallen.)

[1]) Mutter der Henriette sel.

[2]) In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai war in Zürich ein stud. med. Albert Kirchmeier von Kerenzen von einem Nachtwächter getötet worden.

Die Mutter antwortete ihm unverzüglich:

Zürich, 11. Juni 1842.

„Lieber Sohn! Heute habe ich Dein Brief erhalten, und damit Du nicht länger in Besorgnis sein mußt, berichte Dich sogleich, daß Dein Bild seit heute acht Tag ausgestellt ist. Statt dreizehn Tag war es achtzehn auf der Reise. Den 28. Mai ist es hier angekommen und blieb in einem Zimmer, wo die angekommenen Bilder alle ausgepackt wurden, liegen bis den 4. Juni. Alle, die Dich kennen, waren begierig, dieses Stück zu sehen, weil Dein Name im Katalog, das Bild mit der Nr. 104 bezeichnet war. Allein über drei Wochen fand sich diese Nummer nirgends. Ich selbst war ärgerlich über Dich und dachte, was wohl die Herren von Dir denken werden. Endlich vernahm ich eben heute acht Tag von einem Abwart bei der Ausstellung, daß Dein Bild dort in einem Zimmer sei, erstens wegen Mangel an Platz, zweitens weil es, ganz voll Dreck und Mist, auf der Fuhre von Regen verdorben sei und nicht konnte ausgestellt werden. Das war mir ein nicht geringer Schrecken. Ich fragte diesen, ob ich das Bild nicht sehen könnte. Ja, sagte er, ich soll nur mit ihm kommen, indem er ein Schlüssel bei sich hatte. Ich ging und sah mit Bedauern die Kotspritze und Mist auf dem Gemälde. Auf dem Heimwege ging ich zu Frau Dekan und sagte ihr dieses Mißgeschick. Sie gab mir den Rat, zu einem gewissen Herrn Bernhard im Bleikerweg zu gehen. Dieser sei auch in der Künstlergesellschaft und ein guter Sachkenner; obgleich kein Künstler, so könne er ganz verdorbene Bilder wieder in Ordnung bringen. Ich säumte nicht und ging hin; er hatte schon Kenntnis von

Deinem Bilde; er habe es selbst ausgepackt, sagte er, allein bis dahin habe er noch kein Auftrag erhalten, es in Ordnung zu machen; es seien noch mehrere Sachen, welche dann mit diesem noch ausgestellt werden.

Ich bat ihn dringend, er möchte doch heute noch hingehen, weil mir viel daran gelegen sei, wenn das Bild könnte in die Verlosung genommen werden. Er versprach mir diese Gefälligkeit zu thun, allein in die Verlosung könne er mir keine Hoffnung machen. Er habe an dem Bilde viel Gutes bemerkt; aber besser wäre es, wenn's viel kleiner und etwas nach der Natur wäre; so wäre es viel verkäuflicher. Die Herren, welche in der Kommission bei der Auswahl seien, wählen nur die ausgezeichnet schönen Bilder, und überdies gehe es sehr schlecht mit den Aktien, da bis dahin bloß vier Stück in die Verlosung genommen wurden, und diese seien noch nicht bezahlt!

Ich studierte nun immer, durch welche Quelle ich Dich noch empfehlen könnte. Ich ging zu Herrn Oberkugler[1]), welchen ich kenne, und bat ihn etwas beizutragen. Er versprach sein Möglichstes zu thun, sagte dabei aber das gleiche, daß es sehr schlecht gehe, weil eben kein Geld vorhanden sei. Das Bild habe er gesehen, es habe recht gute Stellen; allein die Herren wählen ausgezeichnete Stücke.

Ich wagte noch ein Schritt und ging mit Zittern zu Herrn Burgermeister Heß, welcher bei der Auswahl ist[2]). Ich wurde sehr freundschaftlich empfangen. Ich ersuchte ihn, wenn das Bild untadelhaft sei, daß es möchte in die Ver-

---

[1]) G. Chr. Friedr. Oberkogler aus Augsburg, Zeichnungslehrer und Kupferstecher.

[2]) Altbürgermeister Heß war Präsident des Kunstvereins.

losung aufgenommen werden. Er sagte, er habe es noch nie gesehen, wolle mir nur sagen, daß man die schönsten Gemälde auswähle; freilich habe man auch schon von jungen Künstlern, welche Talent verraten, angekauft; aber eben beklagte er sich wie die vorigen Herren über Geldmangel. Er wolle nachsehen; aber er könne mir keine Hoffnung machen.

Gestern ging ich auf die Ausstellung mit Regula und noch mehreren Bekannten, weil bloß die Freitage in der Woche frei sind. Dein Bild befindet sich an einem schönen Platze im zweiten Zimmer[1]) (es sind fünf Zimmer voll Gemälde); es wurde mit großen Augen von uns Nichtkennern bewundert. Ich stand lange mit Nachdenken dabei und berechnete eben die Kosten der Rahme und die Zeit der Arbeit. Und dann wieder die Besorgnis, wenn es hier nicht verkauft wird! Freude und Kummer wechselten stets meine Gedanken.

Ich ging wieder zu Frau Dekan, weil sie auch etwa Einfluß hat. Sie sagte, daß sie Donnerstag den ganzen Nachmittag dort gewesen. Das Bild habe ihr ziemlich gefallen. Herr Burgermeister nebst den andern Herren seien gerade auch dort [gewesen]. Sie hörte, daß Herr Burgermeister den Herrn einen sehr artigen Antrag gemacht, indem er sagte, dieser junge Künstler sei ihm indirekt empfohlen worden; er wünschte, wenn es möglich wäre, daß dieses Gemälde in die Verlosung gewählt würde. Es freute Frau Dekan sehr, besonders weil er mich als Mutter nicht genannt hatte. Es wurde zwar wenig darüber gesprochen;

[1]) Im Katalog der Schweiz. Kunstausstellung von 1842 ist G. Kellers Bild (Nr. 104) als „Landschaftliche Komposition" bezeichnet.

sie zweifle, daß es gehen werde. Also von keiner Seite her kann man Hoffnung haben. . . . Im Fall ich vernehme, daß das Glück noch kommt, so will ich Dich berichten; wo nicht, so werde ich das Mißgeschick mit Stillschweigen tragen. . . . . Noch fällt mir ein, daß ich Dir die Ursache nicht gesagt, warum Dein Bild auf der Fuhre verdorben wurde. Weil der Deckel auf der Kiste von dünnem schlechten Holz gewesen und in der Mitte zerrissen, mithin Regen und Staub durchfließen konnte. In Zukunft mußt Du solchen Sachen besser nachsehen!"

In der nämlichen Angelegenheit schrieb die Mutter am 8. Juli: „Obgleich Dein Bild hier leider nicht in die Auswahl gekommen, so muß ich Dir doch noch einmal darüber schreiben. Das eine wird Dich ermutigen, das andere wird Dich ärgern. Die Ausstellung wurde also für acht Tage verlängert bis Mittwoch den 22. Juli. Ich faßte noch den Mut und ging Montag den 20. zu Herrn Vogel im ‚Berg', hauptsächlich, ein richtiges Urteil über Dein Bild zu vernehmen. Er war sehr freundschaftlich und sagte: ‚Mit Freuden kann ich Ihnen sagen, daß mir das Ganze sehr gut gefallen bis auf die Luft. Das Gewölk ist viel zu schwer und zu dick. Es sollte viel leichter und reiner sein. Bemerken Sie ihm dieses, wenn Sie schreiben! Sonst verrät das Bild sehr viel Fassungskraft und Erfindungsgeist. Ich kann Ihnen sagen, daß ich dieses nicht von ihm erwartet habe. Ich habe mich beim Anschauen des Bildes sehr verwundert u. s. w. Ich hoffe, daß er später schöne Sachen liefern könne.' Auf dieses erfreuliche Urteil empfahl ich Dich, wenn er etwas zum Verkauf beitragen könnte. ‚Ja, das hängt einzig nur von den Herren der Auswahl ab', welche er mir nannte,

unter welchen einer war, den ich nicht wußte: Herr Ziegler (‚Hasenschart‘) im ‚Egli‘, welchen ich gut kenne[1]). Dies bereute ich, so spät noch zu vernehmen, ging aber sogleich noch hin. Er war auch sehr höflich, suchte Dich auf im Katalog und fragte nach dem Preise des Bildes. ‚Da steht nichts, und bei dem Bilde ist auch nichts. Wenn man etwas verkaufen will, so muß man doch ein Preis beifügen; sonst nimmt man an, es sei nicht zum Verkaufe da.‘ Ich sagte, daß gewiß ein Preis müsse da sein; wenn ich nur wüßte, wo ich mich erkundigen könnte. ‚Gehen Sie zu Herr Hardmeyer[2]) und sagen, Sie seien bei einem Herrn von der Auswahl gewesen und gewiesen worden, er möchte so gut sein und nachsehen und dann den Preis noch dem Bilde beifügen. Freilich (sagte er) kann ich Ihnen keine Hoffnung mehr machen. Es kommt drauf an, wie viel Aktien noch fallen bis Mittwoch. Bis dahin ging es eben sehr schlecht. Nun, ich will mein Möglichstes thun!‘

Als ich zu Herrn Hardmeyer kam, wußte er auch nichts: er habe gar nichts bei Handen als Deine frühere Anzeige. Dieser wies mich zu Maler Huber, welcher die Kisten geöffnet[3]). Ich rennte wieder zu diesem, wurde aber auch wieder leer abgespiesen: er wisse von keinem Preise; es sei sonst gebräuchlich, daß jeder Künstler ein Brief oder etwas an die Künstlergesellschaft schreibe; allein da sei nichts. Ich stutzte und konnte dies nicht begreifen. Es muß etwas hier sein, sagte ich. Er wurde böse und schnurrte: ‚Dies Bild

[1]) Leonhard Ziegler, Spital- und Stiftspfleger.

[2]) Karl Wilhelm Hardmeyer (1803—57) Lehrer an der Industrieschule, Kunstdilettant.

[3]) Jakob Wilhelm Huber, Kunst- und Flachmaler.

ist nicht einmal fertig; es hat gute Stellen darin, aber zum Verkaufe ist es gar nicht vollendet.' Ich ging ärgerlich fort und dachte nun weiter. Da fiel es mir ein, daß ich von einem Angestellten, welcher bei der Eröffnung der Kisten gewesen, gehört, das verdorbene Bild habe den Wert von 15 Louisd'or. Diesen suchte ich auf und fragte, woher er dieses wisse. ‚Es ist auf einem Papier am Deckel', sagte er. Ich verlangte in das Zimmer und siehe! an der Wand stand der Deckel mit Deiner Schrift, anpetschiert.

Ich nahm dieselbe sachte hinweg, ging wieder zu Herrn Ziegler und zeigte ihm die neidische Bosheit von Maler Huber. Dieser sagte, es sei nicht schön von Huber. Ich schimpfte, daß dies sehr gering sei, ein junger Anfänger in der Fremde, der seinen Gewinnst so notwendig hätte, auf solche Art zurückzusetzen. ‚Ja, dies war auf jeden Fall nachteilig für ihn, sagte er, aber es ist vielleicht auch übersehen von ihm.' Natürlich! Er wollte ihm nicht wehe thun. Ich brachte dann die Schrift Herrn Hardmeyer und sagte ihm das Gleiche. So bin ich den ganzen Tag herumgelaufen und hat am Ende nichts genützt, als daß die falsche Hintergangenheit noch durch mich ans Licht gekommen. Ohne mein Treiben wäre vielleicht Dein Bild samt Staub und Mist nach Bern gereist und in Zürich unbeachtet geblieben. Wenn es nur dem Himmel gefällt und dort besser geht! Aber eben, dort ist niemand, der Dich kennt und empfehlen könnte. Hingegen glaube und hoffe ich, wenn Du wieder einmal etwas auf Zürich senden wirst, daß es gewiß angenommen wird. Nur mußt Du Dich dann befleißen, auf bestimmte Zeit zu schicken. Das war eben ein Fehler, von welchem alles herstammt.

Herr Vogel sagte mir noch, daß ich Dir bemerken soll, doch recht fleißig ins Freie zu gehen, um nach der Natur zu zeichnen. Dies sei die beste Lehrerin. Dies ist nun alles, was ich Dir gerne noch sagen wollte. Jetzt bin ich gesonnen, ein paar Wochen mit Regula nach Glattfelden zu gehen, weil es keine Arbeit mehr hat bis im Herbst. Schreibe mir dann auch wieder einmal, wie es Dir geht! Wir beide grüßen Dich tausend Mal. Gott erhalte Dich! Vergeße ihn nur nie und sei fleißig!"

22.

München, den 24. Oktober 1842.

Liebe Mutter! — — — Die früheren Briefe, worin Du mir über mein Bild geschrieben hast, habe ich seiner Zeit erhalten und daraus ersehen, welche Mühe und Sorgfalt Du angewendet hast, um dessen Verkauf zu bewirken, wofür ich Dir meinen innigsten Dank abstatte. Leider hat's nichts genützt; denn ich habe mein Bild noch nicht verkauft; und ich wäre froh, wenn ich es nur so wieder hätte, um es hier wenigstens des Rahmens wegen verschachern zu können. Ich hatte auch gerade in München wieder Pech. Ich hatte diesen Sommer noch ein Bild gemalt und rechnete darauf, es im Kunstverein verkaufen zu können, was sonst ziemlich sicher ist; da schlug der Teufel zu, daß sie auch hier, wie scheint's in Zürich, kein Geld mehr hatten und nur wenige Bilder von ausgezeichneten älteren Meistern kaufen konnten. Dieser Zustand dauert bis nach dem Neujahr, wo die Kasse wieder gefüllt wird. Auch bin ich ziemlich sicher, im Frühjahr in Dresden ein Bild zu verkaufen, indem ich einen Herrn vom dortigen Kunstverein kennen gelernt habe, der

mir seine Verwendung versprach. Für jetzt aber bin ich in Verlegenheit; denn die verdammten goldenen Rahmen haben mich fruchtlos Geld gekostet, oder vielmehr bin ich sie noch schuldig; und der Winter ist schon da, wo man kurze Tage und kalte Zimmer zum Arbeiten hat, wenn man nicht ein Klafter Holz im Hause hat.

Man kann freilich kolorieren[1]), aber wenn man einmal angefangen hat, so kommt man nicht mehr heraus, weil man dabei nichts ersparen kann, und im Winter schaut gar nichts heraus. Ich habe meine Not einigen älteren Herrn geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt, wie hier, und nachher wieder zu kommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders, da ich ein wenig Heimweh verspüre und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Tinte kommen will[2]). Auch riet man mir, zu Hause mich ein wenig umzusehen, indem es wahrscheinlich sei, daß ich so gut wie schon viele andere von irgend einem Kunstgönner noch Unterstützung für ein Jahr bekommen könne, wenn ich es auf die rechte Art anfange und von einem bewährten Künstler, wie Vogel ꝛc. empfohlen sei. Ich würde natürlich den Herrn Vogel oft besuchen und immer meine Sachen zeigen, um

[1]) sogar Fahnenstangen! S. o. S. 120.

[2]) Die Mutter an Gottfried 21. Okt.: „Fischer sagt, Du habest Dich diesen Sommer einst geäußert, auch (wie Fischer) auf den Winter nach Hause zu kommen. Ich denke, wenn Du dort für den Winter keine sichre Existenz hast, so wäre es freilich besser, als borgen und damit in Schulden und Verlegenheit zu geraten; und ich selbst könnte für diese Zeit wenigstens auch ruhiger leben. Übrigens stelle ich Dir alles frei; Du weißt am besten, wie die Verhältnisse sind und wie Du stehst.“

ihn mir gewogen zu machen. Jedoch sind dies noch bloße Räte, welche sich aber näher erwägen lassen. Wenn ich anstatt der großen Bilder nur kleinere, aber mehrere gemacht hätte, so wären sie jetzt verkauft und ich geborgen; denn kleinere verkauft man immer leichter; allein ich glaubte dummer Weise gleich mit was Rechtem kommen zu müssen und habe die Sache gerade dadurch verdorben.

Doch muß ich nun zum Ende kommen.

Daß ich also heimkomme für ein paar Monate, ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Thore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes thun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Reisegeld. Ich erwarte zwar alle Tage mein Bild aus Basel zurück, welches ich auf jeden Fall für 40 oder 50 Gulden einem Händler verkaufen kann, um Reisgeld zu bekommen; aber da es auf dem Hinweg so unsicher ankam, so könnte es sich jetzt leicht auch verzögern. Ich muß aber bis in zehn Tagen mein Logis räumen und möchte nicht gerne noch ein neues mieten vorher. Wenn es Dir also möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich dadurch nicht aufgehalten bin und sogleich fort kann. Kommt mein Bild noch vorher, so bringe ich das Geld dafür wieder heim, und kommt's nachher, so wird ein Freund von mir es besorgen und überschicken. Nur muß ich Dich bitten, mir sogleich es zu schicken, oder im Nichtfalle mir zu schreiben. Über alles weitere hoffe ich mündlich Dich zu besprechen und zu beruhigen, da Du alle Ursache hast, über diese neue unverhoffte Lage der Dinge besorgt zu sein und zu glauben, es werde am Ende halt immer so gehen. Aber ich kann Dir nur versichern, daß es zwei

Dritteln von den Künstlern so gegangen ist, die jetzt geborgen sind, und ich mache halt die Erfahrungen, die ein jeder gemacht hat. Besser ist's, man hat in der Jugend zu kämpfen als im Alter. Freilich quält's mich genug, daß Du am meisten dabei zu leiden hast. Wäre ich früher nach München gekommen, so wäre ich früher aus dem Pech; denn ich sehe immer mehr ein, daß meine Zeit und Lehrjahre zu Hause rein verloren waren.

Schreibe mir sogleich und sag' einstweilen noch niemanden nichts!

Ich grüße Euch, Dich und Regula, tausend Mal.

Dein Sohn Gottfried Keller.

23.

Frauenfeld, den 21. November 1842.

Liebe Mutter! Endlich bin ich bis Frauenfeld gelangt, wo ich mich schon einen Tag aufhalte. Die 30 Gulden hatte ich in München richtig erhalten mit dem gehörigsten Danke; da ich aber damals noch nicht ganz zur Reise bereit war, so verzögerte sich dieselbe noch um acht Tage, wo denn ein Teil des Geldes wieder darauf ging, besonders, da ich allerlei kleine Schulden zahlte. Hegi half mir noch mit 2 Louisd'or aus, und ich schob endlich ab. Ich machte aber einen schlechten Reiseplan, indem ich, um wohlfeiler zu fahren, eine Retourgelegenheit nahm, die mich bis Kempten führte. Dort aber fand sich keine weitere Gelegenheit, ich mußte einen Tag liegen bleiben und endlich einen Kutscher teuer bezahlen, um nur fortzukommen.

So kam es, daß ich, als ich nach Konstanz kam, wie-

der auf dem Hund war. Ich schrieb Müller in Frauenfeld. Er holte mich sogleich samt meinem Bagage mit einer Chaise ab und hat mich nun bei sich einquartiert. Obgleich ich mich sehr nach Euch sehne, da ich einmal so nahe bin, so will er mich doch nicht fortlassen, und ich muß schon noch ein paar Tage bleiben.

Du wirst wahrscheinlich von meinen Hausleuten in München einen Brief empfangen haben wegen 47 Gulden, die ich ihnen noch schuldig bin. Du mußt Dich das nicht anfechten lassen; denn es geht nur mich an, und die Leute werden bezahlt, wenn es mir besser geht; bis dahin müssen sie warten, wie andere Sterbliche auch. Ich werde überhaupt mündlich mit Dir über diese Sachen sprechen. Nur schreibe ich dies, damit Du Dich etwa durch solche Sturmbriefe nicht erschrecken lassest; besonders schicke durchaus etwa kein Geld hin!

Mein Bild habe ich den letzten Tag vor meiner Abreise noch erhalten, aber in welchem Zustande! Der Rahmen ganz ruiniert. Es war lumpenmäßig eingepackt. Es nimmt mich nur Wunder, daß sich die hochmütigen und vornehmen Herrn Kunstgönner in der Schweiz nicht schämen, einen jungen Kerl und armen Teufel so um seine Sachen zu bringen. Doch mag ich mich jetzt nicht länger bei diesen Lumpereien aufhalten. — Nur noch etwas.

Es hat mir in Lindau, als ich ins Dampfschiff ging und fand, daß ich nicht mehr genug Geld hatte, ein Handlungsreisender, der mich näher gar nicht kannte, Geld angeboten, so viel ich wollte. Ich nahm aber nur 3 Gulden, so viel ich bis Konstanz brauchte. Er sagte, er werde etwa in acht Tagen auch über Zürich kommen, wo er mir's vom

‚Storchen‘ aus, wo er immer logiert, sagen lassen wolle. Wenn ich also in dieser Zeit etwa noch nicht dort bin, so sei doch so gut und schreibe ihm ein Billet, daß ich noch nicht angekommen sei, und wenn's möglich ist, so schick ihm die 3 Gulden! Er heißt Herr Altendorf aus Solingen. Doch muß ich enden, denn die Chaise steht vor dem Hause; Müller will mit mir ausfahren in Geschäften. Er ist sehr gut eingerichtet und führt ein beschauliches Leben. — —

Unterdessen grüßt Euch tausendmal Euer Sohn und Bruder, so wie auch alle im Hause

G. Keller.

3. Wieder in Zürich.

(November 1842—Oktober 1848.)

Über keinen Abschnitt aus Gottfried Kellers Leben sind wir so mangelhaft unterrichtet, wie über die vor uns liegenden Jahre. Er selbst hat sie die verlorenen genannt. Das wichtigste Ereignis dieses Zeitraums besteht darin, daß er der Malerei entsagte und sich der Dichtkunst zuwandte.

Denn wenige Monate nach seiner Heimkehr brach der Quell der Poesie mit Macht hervor. Die Verse strömten ihm mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst am meisten in Erstaunen setzte, zu. Der Sommer 1843 ist das Geburtsjahr der Lyrik Gottfried Kellers.

Zunächst mag ein mit ernster Umständlichkeit in Angriff genommenes, aber genau nach fünf Wochen abbrechendes und erst 1847 vorübergehend wieder aufgegriffenes Tagebuch von der Lage des unter den trübsten Aussichten Heimgekehrten Zeugnis geben.

Tagebuch.

Eröffnet den 8. Juli 1843 in Zürich.

„Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird

seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahin gibt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung desselben die genußvollsten Stunden."

Diese Worte habe ich vor fünf Jahren, im Heumonat 1838, in meinem neunzehnten Jahre niedergeschrieben, ohne daß ich bis jetzt irgend einmal ein Tagebuch angefangen hätte. Ich denke aber, es geht mir nicht allein so, und ich habe schon oft geahnt und an mir selbst erfahren (ich müßte denn eine tüchtige Abnormität sein), ich habe schon oft bemerkt, sage ich, daß in der Welt sehr viel Schönes, Wahres, sehr gründlich und solid Scheinendes dem, der es sagt, zur Ehre Gereichendes gesprochen, geschrieben und behauptet wird, ohne daß es dem Autor im mindesten in den Sinn käme, das mit so viel Energie Geäußerte auf sich selbst anzuwenden oder auszuüben.

So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch gegangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere schöne Künstlerleben, die bangen sorgenvollen Tage, die ich erlebt und sonst noch so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen, die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.

Ich habe zwar mir das ganze Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben ziemlich treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten und als ein zweites Ich mein ursprüngliches eignes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstören und betrachten, wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten, einzelne abgerissene Vorgänge der Außen- und Innenwelt aufzeichnete[1]), dennoch ziemlich gelingen. Aber wie viele, viele Gedanken und Ideen, wie sie Sonne und Mond uns bringen, gingen mir nicht verloren! Wie viele Erfahrungen und Erlebnisse hatten keinen oder nur wenigen Nutzen für mich, weil ich sie mir nicht genugsam einprägte! Wie viele poetische Motive und künstlerische Erscheinungen gingen wie Traumbilder, auf die man sich beim Erwachen nicht mehr besinnen kann, an mir vorüber, und wie viel reizende und bedeutungsvolle Geschichten, Vorfälle und Anekdoten verweben sich dem sinnigen Menschen in sein tägliches Leben, aus denen er oft die schönsten Geistesblumen ziehen könnte, und die meistens spurlos verloren gehen, wenn er nicht einen gehaltvollen Briefwechsel oder ein Tagebuch führt!

Der Hauptgrund aber, der mich zur Führung eines solchen trieb, liegt in der Beschäftigung an sich selber, die sie mir verleiht. Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtsthun vorübergehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit verschwinden. Es sind dies die Tage, welche

---

[1]) Vgl. den Anhang.

man, gehemmt durch äußere widerliche, oft miserabel kleinliche Umstände, oder durch innere Erschöpftheit, Rat- und Mutlosigkeit dahinbrütet, ohne einen frischen Entschluß zur Arbeit fassen zu können. Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen, sondern Jahr aus Jahr ein vom Morgen bis Abend arbeiten können. Ich meine hier nicht die Handarbeiter, sondern die Geisteshandlanger, die glücklichen Wesen, welchen materiell kein Augenblick verloren geht, den sie nicht benutzen können, wie man Nadel und Zwirn, Waschwasser u. dgl. benutzt, welche mit der unerträglichsten selbstzufriedenen Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts thun, nichts denken, nichts sehen, sondern ihren Gänsebraten verzehren und mit Weib und Kind hinausschlendern, nicht um Wald und Au zu sehen, vielmehr um Basen und Gevattern anzutreffen und den feinen wohl konservierten Sonntagsrock zu lüften, welche nur sprechen: Heute ist Feiertag! und sich dann vor allem Denken so wohl verwahren können, wie man sich vor dem Sonnenscheine schützt, indem man nur in den Schatten tritt. Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten ersprießlichen Fleiße, mit den spätern Jahren auch feurigern und kräftigen Naturen, wenn sie lange genug gelitten und gekämpft haben, zu teil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber trauriger Weise total wird.

Ich aber bin noch nicht, noch lange nicht so weit, daß alle meine Entwürfe, oder nur der kleinere Teil derselben, so

gediegen, klar und unabänderlich wären, daß nicht Tage, ja Wochen und Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit kämen, wo nichts ans Sonnenlicht dringen will in freudiger Klarheit. Es gibt Zeiten, wo man, geschweige einen warmen Menschen, nicht einmal ein warmes lebendiges Buch zur Hand hat, an dem man sich bereichern und erquicken könnte. In diesen Zeiten soll das Tagebuch mein Trost sein. Wenn ich einen lieben langen Tag nichts Bleibendes gethan habe, so will ich wenigstens dies hineinschreiben, und dann wird das Buch mir entweder einige Gedanken geben, oder einige entlocken, so daß doch etwas, daß doch einige Worte zurückbleiben von der luftigen Blase, der Zeit.

Aber nicht bloß in Tagen der Mutlosigkeit, nein! auch in Tagen der festlichen rauschenden Freude will ich stille Momente verweilen und ausruhen im traulichen Schmollwinkel meines Tagebuches. Ich will die schönsten Blüten erlebter Freude hineinlegen, wie die Kinder Rosen- und Tulpenblätter in ihre Gebetbücher legen; und wie sie sich dann in späteren Jahren wehmütig erfreuen, wann ihnen so ein verblichenes Blumenblatt in einem alten Buche zufällig wieder in die Hände fällt: so will ich mich in meinen letzten Erdentagen erfreuen an den Bildern entschwundener Freuden. Wann dann zwischen dreihundertfünfundsechszig Regentagen des Leidens nur ein Sonnentag der heitern Freude und des Mutes hervorbricht, so will ich alle jene Regentage vergessen und mein dankbares Auge nur auf diesen sonnigen Freudentag heften und den Herrn preisen, daß er mir wenigstens diesen gegeben hat.

Wann ein junger Mensch in die Fremde hinaus zieht,

so gibt man ihm ein Wanderbuch mit, durch dessen Blätter alle sich eine gefärbte Schnur schlingt, die auf dem letzten Blatte mit einem Siegel befestiget ist. Dies Tagebuch soll mein Wanderbuch sein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde, und der grüne Faden, der dasselbe durchzieht, ist die Hoffnung; und das Siegel, das diesen grünen Faden abschließt, ist der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wann dann die Menschen mich auslachen und sagen werden: „Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest", so werde ich zu ihnen sagen: „Ihr Thoren! jetzt geht die Hoffnung erst recht an!"

Dann soll man mein Wanderbuch mir in den Sarg geben und unter mein Haupt legen, daß es darauf ruhe. Das Papier und das Irdische, Schwere darauf wird mit meinem Leibe verwesen; das Bessere aber wird mit dem Geiste hinauf schweben, wo das neue hellere Leben beginnt. Werden dann nicht die Erfahrungen und Ahnungen dieses Lebens, geläutert und gereinigt in dem verborgenen Feuer des Grabes, unser neues und schöneres Gewand bilden, in welchem wir die ewige Reise unseres Seins fortsetzen?

Den 9. Julius.

Heute habe ich Hoffmanns Biographie von Hitzig fertig gelesen[1]). Letzterer, welchen ich zuerst in Chamissos Werken kennen lernte, ist mir ordentlich lieb geworden. Welch ein

[1]) Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß (1823).

vortrefflicher Freund von so Vortrefflichen, und dabei welch eine edle Bescheidenheit!

Was nun Hoffmann und sein Leben selbst betrifft, so habe ich mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere. Ein Leben, wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffnen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hülfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost, und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu thun und zu lassen haben, als alle Moral.

Ich, der ich zu jeder Zeit einen vollen Pokal, verbunden mit dem Rundgesang fröhlicher braver Gesellen liebte und demselben meine schönsten und freudigsten Stunden, bisher wenigstens, verdankte, ich habe nun gesehen, wohin es führt, wenn man sich diesen Freuden der Geselligkeit systematisch überläßt, und das herrliche Sonnenkind, den Wein, als Zweck und nicht als Mittel zur Freude betrachtet. Nein! Diese goldenen Becherstunden müssen nur wie seltene Meteore mit ihrem Sang und Klang in unsere Erden-

13*

nächte hineinleuchten, wenn sie uns das sein sollen, wozu sie uns gegeben sind. Wie wehe muß es Hoffmanns besseren Freunden gethan haben, ihn zum fast gemeinen Weinschmecker und Stammgast einer Kneipe hinabsinken zu sehen! Zu ihrem Troste war aber Hoffmann ein Mensch, den man durch alle Schwächen und Verhältnisse hindurch liebte und nie aus den Augen verlor. Anders ist es, wenn ein unserm Herzen Angehöriger sich innerlich verschlechtert, wenn er sich verhärtet gegen die Wahrheit und zum Apostat wird am Allerheiligsten, zum Verräter am Geiste, wie es auch schon welche unter den großen Genies gegeben hat. Diese zwingen uns, sie zu hassen und zu bekämpfen.

Hoffmann war Musiker, Dichter und Maler. Doch glaube ich, daß sein Ruf hauptsächlich nur noch in seinen litterarischen Werken lebt. Da ich nicht Musikkenner bin, so kann ich in dieser Hinsicht nicht urteilen; doch habe ich als Laie seinen Namen unter denen der gleichzeitigen und frühern Komponisten zu wenig nennen gehört, als daß ich annehmen könnte, er habe außerordentliche oder klassische Verdienste in dieser Hinsicht. Was aber die bildende Kunst angeht, so mag seine Malerei wohl mehr in seinem Enthusiasmus dafür und in dem, was er selbst so viel darüber gesprochen hat, bestehen, als in seinen eigentlichen künstlerischen Werken. Er müßte eben nicht Hoffmann gewesen sein, wenn er nicht gute und phantasievolle Karikaturen gemacht hätte. Was ich aber Ernsthaftes von ihm gesehen, das erhob sich nicht über das Mittelmäßige und meistens Geschmacklose seiner Zeit, wo die herrliche Richtung, die Cornelius und seine Schüler der deutschen Kunst gaben, eben angebahnt wurde. Er nimmt als Maler nicht einmal eine Stelle unter

den Künstlern vor Cornelius ein, wie man die Verhältnisse wenigstens jetzt überblickt; und wenn man das nicht thut, so ist es unrecht, einem den Namen davon beizufügen, und trübt das Urteil der Befangenen über den ganzen Gehalt eines solchen Mannes. Da Hoffmann ein Genie war und großen Drang zur Malerei hatte, so zweifle ich keineswegs, daß er ein großer Maler geworden wäre, wenn er die strenge und berufsmäßige Bildung erhalten hätte, welche die bildende Kunst verlangt. Ein Genie, das viel gelesen hat, kann auch gewiß etwas Gutes schreiben, ohne seine Jugend auf Universitäten zugebracht zu haben; denn der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke Eins, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Überzeugung und mit der feurigsten Phantasie kann man keine schöne klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eignen Hand Jahre lang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig, unter guter Anleitung gezeichnet und studiert hat. Der Maler und Bildhauer studiert nur mit dem Griffel in der Hand. Daß man aber Jus studieren und Musik treiben könne neben dem Malerstudium, das halte ich für unmöglich, wenn man in letzterem mehr als Dilettant sein will.

Von Hoffmann zu verlangen, daß er die Malerei aufgeben und alle seine Kräfte der Dichtkunst zuwenden solle, wäre eine Philisterei gewesen; denn der Evangelist Johannes sagt: „Der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Tosen; aber du weißest nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fahren wird. Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist." Aber es ist ein frommer Wunsch, daß er diesen Drang zur Bildnerei nicht gehabt und die Litteratur,

ist nicht einmal fertig; es hat gute Stellen darin, aber zum Verkaufe ist es gar nicht vollendet.' Ich ging ärgerlich fort und dachte nun weiter. Da fiel es mir ein, daß ich von einem Angestellten, welcher bei der Eröffnung der Kisten gewesen, gehört, das verdorbene Bild habe den Wert von 15 Louisd'or. Diesen suchte ich auf und fragte, woher er dieses wisse. ‚Es ist auf einem Papier am Deckel', sagte er. Ich verlangte in das Zimmer und siehe! an der Wand stand der Deckel mit Deiner Schrift, anpetschiert.

Ich nahm dieselbe sachte hinweg, ging wieder zu Herrn Ziegler und zeigte ihm die neidische Bosheit von Maler Huber. Dieser sagte, es sei nicht schön von Huber. Ich schimpfte, daß dies sehr gering sei, ein junger Anfänger in der Fremde, der seinen Gewinnst so notwendig hätte, auf solche Art zurückzusetzen. ‚Ja, dies war auf jeden Fall nachteilig für ihn, sagte er, aber es ist vielleicht auch übersehen von ihm.' Natürlich! Er wollte ihm nicht wehe thun. Ich brachte dann die Schrift Herrn Hardmeyer und sagte ihm das Gleiche. So bin ich den ganzen Tag herumgelaufen und hat am Ende nichts genützt, als daß die falsche Hintergangenheit noch durch mich ans Licht gekommen. Ohne mein Treiben wäre vielleicht Dein Bild samt Staub und Mist nach Bern gereist und in Zürich unbeachtet geblieben. Wenn es nur dem Himmel gefällt und dort besser geht! Aber eben, dort ist niemand, der Dich kennt und empfehlen könnte. Hingegen glaube und hoffe ich, wenn Du wieder einmal etwas auf Zürich senden wirst, daß es gewiß angenommen wird. Nur mußt Du Dich dann befleißen, auf bestimmte Zeit zu schicken. Das war eben ein Fehler, von welchem alles herstammt.

Herr Vogel sagte mir noch, daß ich Dir bemerken soll, doch recht fleißig ins Freie zu gehen, um nach der Natur zu zeichnen. Dies sei die beste Lehrerin. Dies ist nun alles, was ich Dir gerne noch sagen wollte. Jetzt bin ich gesonnen, ein paar Wochen mit Regula nach Glattfelden zu gehen, weil es keine Arbeit mehr hat bis im Herbst. Schreibe mir dann auch wieder einmal, wie es Dir geht! Wir beide grüßen Dich tausend Mal. Gott erhalte Dich! Vergeße ihn nur nie und sei fleißig!"

22.

München, den 24. Oktober 1842.

Liebe Mutter! — — — Die früheren Briefe, worin Du mir über mein Bild geschrieben hast, habe ich seiner Zeit erhalten und daraus ersehen, welche Mühe und Sorgfalt Du angewendet hast, um dessen Verkauf zu bewirken, wofür ich Dir meinen innigsten Dank abstatte. Leider hat's nichts genützt; denn ich habe mein Bild noch nicht verkauft; und ich wäre froh, wenn ich es nur so wieder hätte, um es hier wenigstens des Rahmens wegen verschachern zu können. Ich hatte auch gerade in München wieder Pech. Ich hatte diesen Sommer noch ein Bild gemalt und rechnete darauf, es im Kunstverein verkaufen zu können, was sonst ziemlich sicher ist; da schlug der Teufel zu, daß sie auch hier, wie scheint's in Zürich, kein Geld mehr hatten und nur wenige Bilder von ausgezeichneten älteren Meistern kaufen konnten. Dieser Zustand dauert bis nach dem Neujahr, wo die Kasse wieder gefüllt wird. Auch bin ich ziemlich sicher, im Frühjahr in Dresden ein Bild zu verkaufen, indem ich einen Herrn vom dortigen Kunstverein kennen gelernt habe, der

mir seine Verwendung versprach. Für jetzt aber bin ich in Verlegenheit; denn die verdammten goldenen Rahmen haben mich fruchtlos Geld gekostet, oder vielmehr bin ich sie noch schuldig; und der Winter ist schon da, wo man kurze Tage und kalte Zimmer zum Arbeiten hat, wenn man nicht ein Klafter Holz im Hause hat.

Man kann freilich kolorieren[1]), aber wenn man einmal angefangen hat, so kommt man nicht mehr heraus, weil man dabei nichts ersparen kann, und im Winter schaut gar nichts heraus. Ich habe meine Not einigen älteren Herrn geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt, wie hier, und nachher wieder zu kommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders, da ich ein wenig Heimweh verspüre und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Tinte kommen will[2]). Auch riet man mir, zu Hause mich ein wenig umzusehen, indem es wahrscheinlich sei, daß ich so gut wie schon viele andere von irgend einem Kunstgönner noch Unterstützung für ein Jahr bekommen könne, wenn ich es auf die rechte Art anfange und von einem bewährten Künstler, wie Vogel &c. empfohlen sei. Ich würde natürlich den Herrn Vogel oft besuchen und immer meine Sachen zeigen, um

[1]) sogar Fahnenstangen! S. o. S. 120.

[2]) Die Mutter an Gottfried 21. Okt.: „Fischer sagt, Du habest Dich diesen Sommer einst geäußert, auch (wie Fischer) auf den Winter nach Hause zu kommen. Ich denke, wenn Du dort für den Winter keine sichre Existenz hast, so wäre es freilich besser, als borgen und damit in Schulden und Verlegenheit zu geraten; und ich selbst könnte für diese Zeit wenigstens auch ruhiger leben. Übrigens stelle ich Dir alles frei; Du weißt am besten, wie die Verhältnisse sind und wie Du stehst."

ihn mir gewogen zu machen. Jedoch sind dies noch bloße Räte, welche sich aber näher erwägen lassen. Wenn ich anstatt der großen Bilder nur kleinere, aber mehrere gemacht hätte, so wären sie jetzt verkauft und ich geborgen; denn kleinere verkauft man immer leichter; allein ich glaubte dummer Weise gleich mit was Rechtem kommen zu müssen und habe die Sache gerade dadurch verdorben.

Doch muß ich nun zum Ende kommen.

Daß ich also heimkomme für ein paar Monate, ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Thore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes thun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Reisegeld. Ich erwarte zwar alle Tage mein Bild aus Basel zurück, welches ich auf jeden Fall für 40 oder 50 Gulden einem Händler verkaufen kann, um Reisgeld zu bekommen; aber da es auf dem Hinweg so unsicher ankam, so könnte es sich jetzt leicht auch verzögern. Ich muß aber bis in zehn Tagen mein Logis räumen und möchte nicht gerne noch ein neues mieten vorher. Wenn es Dir also möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich dadurch nicht aufgehalten bin und sogleich fort kann. Kommt mein Bild noch vorher, so bringe ich das Geld dafür wieder heim, und kommt's nachher, so wird ein Freund von mir es besorgen und überschicken. Nur muß ich Dich bitten, mir sogleich es zu schicken, oder im Nichtfalle mir zu schreiben. Über alles weitere hoffe ich mündlich Dich zu besprechen und zu beruhigen, da Du alle Ursache hast, über diese neue unverhoffte Lage der Dinge besorgt zu sein und zu glauben, es werde am Ende halt immer so gehen. Aber ich kann Dir nur versichern, daß es zwei

Dritteln von den Künstlern so gegangen ist, die jetzt geborgen sind, und ich mache halt die Erfahrungen, die ein jeder gemacht hat. Besser ist's, man hat in der Jugend zu kämpfen als im Alter. Freilich quält's mich genug, daß Du am meisten dabei zu leiden hast. Wäre ich früher nach München gekommen, so wäre ich früher aus dem Pech; denn ich sehe immer mehr ein, daß meine Zeit und Lehrjahre zu Hause rein verloren waren.

Schreibe mir sogleich und sag' einstweilen noch niemanden nichts!

Ich grüße Euch, Dich und Regula, tausend Mal.

Dein Sohn Gottfried Keller.

23.

Frauenfeld, den 21. November 1842.

Liebe Mutter! Endlich bin ich bis Frauenfeld gelangt, wo ich mich schon einen Tag aufhalte. Die 30 Gulden hatte ich in München richtig erhalten mit dem gehörigsten Danke; da ich aber damals noch nicht ganz zur Reise bereit war, so verzögerte sich dieselbe noch um acht Tage, wo denn ein Teil des Geldes wieder darauf ging, besonders, da ich allerlei kleine Schulden zahlte. Hegi half mir noch mit 2 Louisd'or aus, und ich schob endlich ab. Ich machte aber einen schlechten Reiseplan, indem ich, um wohlfeiler zu fahren, eine Retourgelegenheit nahm, die mich bis Kempten führte. Dort aber fand sich keine weitere Gelegenheit, ich mußte einen Tag liegen bleiben und endlich einen Kutscher teuer bezahlen, um nur fortzukommen.

So kam es, daß ich, als ich nach Konstanz kam, wie-

der auf dem Hund war. Ich schrieb Müller in Frauenfeld. Er holte mich sogleich samt meinem Bagage mit einer Chaise ab und hat mich nun bei sich einquartiert. Obgleich ich mich sehr nach Euch sehne, da ich einmal so nahe bin, so will er mich doch nicht fortlassen, und ich muß schon noch ein paar Tage bleiben.

Du wirst wahrscheinlich von meinen Hausleuten in München einen Brief empfangen haben wegen 47 Gulden, die ich ihnen noch schuldig bin. Du mußt Dich das nicht anfechten lassen; denn es geht nur mich an, und die Leute werden bezahlt, wenn es mir besser geht; bis dahin müssen sie warten, wie andere Sterbliche auch. Ich werde überhaupt mündlich mit Dir über diese Sachen sprechen. Nur schreibe ich dies, damit Du Dich etwa durch solche Sturmbriefe nicht erschrecken lassest; besonders schicke durchaus etwa kein Geld hin!

Mein Bild habe ich den letzten Tag vor meiner Abreise noch erhalten, aber in welchem Zustande! Der Rahmen ganz ruiniert. Es war lumpenmäßig eingepackt. Es nimmt mich nur Wunder, daß sich die hochmütigen und vornehmen Herrn Kunstgönner in der Schweiz nicht schämen, einen jungen Kerl und armen Teufel so um seine Sachen zu bringen. Doch mag ich mich jetzt nicht länger bei diesen Lumpereien aufhalten. — Nur noch etwas.

Es hat mir in Lindau, als ich ins Dampfschiff ging und fand, daß ich nicht mehr genug Geld hatte, ein Handlungsreisender, der mich näher gar nicht kannte, Geld angeboten, so viel ich wollte. Ich nahm aber nur 3 Gulden, so viel ich bis Konstanz brauchte. Er sagte, er werde etwa in acht Tagen auch über Zürich kommen, wo er mir's vom

‚Storchen‘ aus, wo er immer logiert, sagen lassen wolle. Wenn ich also in dieser Zeit etwa noch nicht dort bin, so sei doch so gut und schreibe ihm ein Billet, daß ich noch nicht angekommen sei, und wenn's möglich ist, so schick ihm die 3 Gulden! Er heißt Herr Altendorf aus Solingen. Doch muß ich enden, denn die Chaise steht vor dem Hause; Müller will mit mir ausfahren in Geschäften. Er ist sehr gut eingerichtet und führt ein beschauliches Leben. — —

Unterdessen grüßt Euch tausendmal Euer Sohn und Bruder, so wie auch alle im Hause

G. Keller.

3. Wieder in Zürich.

(November 1842—Oktober 1848.)

Über keinen Abschnitt aus Gottfried Kellers Leben sind wir so mangelhaft unterrichtet, wie über die vor uns liegenden Jahre. Er selbst hat sie die verlorenen genannt. Das wichtigste Ereignis dieses Zeitraums besteht darin, daß er der Malerei entsagte und sich der Dichtkunst zuwandte.

Denn wenige Monate nach seiner Heimkehr brach der Quell der Poesie mit Macht hervor. Die Verse strömten ihm mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst am meisten in Erstaunen setzte, zu. Der Sommer 1843 ist das Geburtsjahr der Lyrik Gottfried Kellers.

Zunächst mag ein mit ernster Umständlichkeit in Angriff genommenes, aber genau nach fünf Wochen abbrechendes und erst 1847 vorübergehend wieder aufgegriffenes Tagebuch von der Lage des unter den trübsten Aussichten Heimgekehrten Zeugnis geben.

Tagebuch.

Eröffnet den 8. Juli 1843 in Zürich.

„Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird

seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahin gibt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung desselben die genußvollsten Stunden."

Diese Worte habe ich vor fünf Jahren, im Heumonat 1838, in meinem neunzehnten Jahre niedergeschrieben, ohne daß ich bis jetzt irgend einmal ein Tagebuch angefangen hätte. Ich denke aber, es geht mir nicht allein so, und ich habe schon oft geahnt und an mir selbst erfahren (ich müßte denn eine tüchtige Abnormität sein), ich habe schon oft bemerkt, sage ich, daß in der Welt sehr viel Schönes, Wahres, sehr gründlich und solid Scheinendes dem, der es sagt, zur Ehre Gereichendes gesprochen, geschrieben und behauptet wird, ohne daß es dem Autor im mindesten in den Sinn käme, das mit so viel Energie Geäußerte auf sich selbst anzuwenden oder auszuüben.

So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch gegangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere schöne Künstlerleben, die bangen sorgenvollen Tage, die ich erlebt und sonst noch so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen, die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.

Ich habe zwar mir das ganze Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben ziemlich treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten und als ein zweites Ich mein ursprüngliches eignes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstören und betrachten, wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten, einzelne abgerissene Vorgänge der Außen- und Innenwelt aufzeichnete[1]), dennoch ziemlich gelingen. Aber wie viele, viele Gedanken und Ideen, wie sie Sonne und Mond uns bringen, gingen mir nicht verloren! Wie viele Erfahrungen und Erlebnisse hatten keinen oder nur wenigen Nutzen für mich, weil ich sie mir nicht genugsam einprägte! Wie viele poetische Motive und künstlerische Erscheinungen gingen wie Traumbilder, auf die man sich beim Erwachen nicht mehr besinnen kann, an mir vorüber, und wie viel reizende und bedeutungsvolle Geschichten, Vorfälle und Anekdoten verweben sich dem sinnigen Menschen in sein tägliches Leben, aus denen er oft die schönsten Geistesblumen ziehen könnte, und die meistens spurlos verloren gehen, wenn er nicht einen gehaltvollen Briefwechsel oder ein Tagebuch führt!

Der Hauptgrund aber, der mich zur Führung eines solchen trieb, liegt in der Beschäftigung an sich selber, die sie mir verleiht. Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtsthun vorübergehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit verschwinden. Es sind dies die Tage, welche

[1]) Vgl. den Anhang.

man, gehemmt durch äußere widerliche, oft miserabel kleinliche Umstände, oder durch innere Erschöpftheit, Rat- und Mutlosigkeit dahinbrütet, ohne einen frischen Entschluß zur Arbeit fassen zu können. Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen, sondern Jahr aus Jahr ein vom Morgen bis Abend arbeiten können. Ich meine hier nicht die Handarbeiter, sondern die Geisteshandlanger, die glücklichen Wesen, welchen materiell kein Augenblick verloren geht, den sie nicht benutzen können, wie man Nadel und Zwirn, Waschwasser u. dgl. benutzt, welche mit der unerträglichsten selbstzufriedenen Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts thun, nichts denken, nichts sehen, sondern ihren Gänsebraten verzehren und mit Weib und Kind hinausschlendern, nicht um Wald und Au zu sehen, vielmehr um Basen und Gevattern anzutreffen und den feinen wohl konservierten Sonntagsrock zu lüften, welche nur sprechen: Heute ist Feiertag! und sich dann vor allem Denken so wohl verwahren können, wie man sich vor dem Sonnenscheine schützt, indem man nur in den Schatten tritt. Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten ersprießlichen Fleiße, mit den spätern Jahren auch feurigern und kräftigen Naturen, wenn sie lange genug gelitten und gekämpft haben, zu teil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber trauriger Weise total wird.

Ich aber bin noch nicht, noch lange nicht so weit, daß alle meine Entwürfe, oder nur der kleinere Teil derselben, so

gediegen, klar und unabänderlich wären, daß nicht Tage, ja Wochen und Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit kämen, wo nichts ans Sonnenlicht dringen will in freudiger Klarheit. Es gibt Zeiten, wo man, geschweige einen warmen Menschen, nicht einmal ein warmes lebendiges Buch zur Hand hat, an dem man sich bereichern und erquicken könnte. In diesen Zeiten soll das Tagebuch mein Trost sein. Wenn ich einen lieben langen Tag nichts Bleibendes gethan habe, so will ich wenigstens dies hineinschreiben, und dann wird das Buch mir entweder einige Gedanken geben, oder einige entlocken, so daß doch etwas, daß doch einige Worte zurückbleiben von der luftigen Blase, der Zeit.

Aber nicht bloß in Tagen der Mutlosigkeit, nein! auch in Tagen der festlichen rauschenden Freude will ich stille Momente verweilen und ausruhen im traulichen Schmollwinkel meines Tagebuches. Ich will die schönsten Blüten erlebter Freude hineinlegen, wie die Kinder Rosen- und Tulpenblätter in ihre Gebetbücher legen; und wie sie sich dann in späteren Jahren wehmütig erfreuen, wann ihnen so ein verblichenes Blumenblatt in einem alten Buche zufällig wieder in die Hände fällt: so will ich mich in meinen letzten Erdentagen erfreuen an den Bildern entschwundener Freuden. Wann dann zwischen dreihundertfünfundsechszig Regentagen des Leidens nur ein Sonnentag der heitern Freude und des Mutes hervorbricht, so will ich alle jene Regentage vergessen und mein dankbares Auge nur auf diesen sonnigen Freudentag heften und den Herrn preisen, daß er mir wenigstens diesen gegeben hat.

Wann ein junger Mensch in die Fremde hinaus zieht,

so gibt man ihm ein Wanderbuch mit, durch dessen Blätter alle sich eine gefärbte Schnur schlingt, die auf dem letzten Blatte mit einem Siegel befestiget ist. Dies Tagebuch soll mein Wanderbuch sein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde, und der grüne Faden, der dasselbe durchzieht, ist die Hoffnung; und das Siegel, das diesen grünen Faden abschließt, ist der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wann dann die Menschen mich auslachen und sagen werden: „Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest“, so werde ich zu ihnen sagen: „Ihr Thoren! jetzt geht die Hoffnung erst recht an!“

Dann soll man mein Wanderbuch mir in den Sarg geben und unter mein Haupt legen, daß es darauf ruhe. Das Papier und das Irdische, Schwere darauf wird mit meinem Leibe verwesen; das Bessere aber wird mit dem Geiste hinauf schweben, wo das neue hellere Leben beginnt. Werden dann nicht die Erfahrungen und Ahnungen dieses Lebens, geläutert und gereinigt in dem verborgenen Feuer des Grabes, unser neues und schöneres Gewand bilden, in welchem wir die ewige Reise unseres Seins fortsetzen?

Den 9. Julius.

Heute habe ich Hoffmanns Biographie von Hitzig fertig gelesen[1]). Letzterer, welchen ich zuerst in Chamissos Werken kennen lernte, ist mir ordentlich lieb geworden. Welch ein

[1]) Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß (1823).

vortrefflicher Freund von so Vortrefflichen, und dabei welch eine edle Bescheidenheit!

Was nun Hoffmann und sein Leben selbst betrifft, so habe ich mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere. Ein Leben, wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffnen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hülfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost, und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu thun und zu lassen haben, als alle Moral.

Ich, der ich zu jeder Zeit einen vollen Pokal, verbunden mit dem Rundgesang fröhlicher braver Gesellen liebte und demselben meine schönsten und freudigsten Stunden, bisher wenigstens, verdankte, ich habe nun gesehen, wohin es führt, wenn man sich diesen Freuden der Geselligkeit systematisch überläßt, und das herrliche Sonnenkind, den Wein, als Zweck und nicht als Mittel zur Freude betrachtet. Nein! Diese goldenen Becherstunden müssen nur wie seltene Meteore mit ihrem Sang und Klang in unsere Erden-

nächte hineinleuchten, wenn sie uns das sein sollen, wozu sie uns gegeben sind. Wie wehe muß es Hoffmanns besseren Freunden gethan haben, ihn zum fast gemeinen Weinschmecker und Stammgast einer Kneipe hinabsinken zu sehen! Zu ihrem Troste war aber Hoffmann ein Mensch, den man durch alle Schwächen und Verhältnisse hindurch liebte und nie aus den Augen verlor. Anders ist es, wenn ein unserm Herzen Angehöriger sich innerlich verschlechtert, wenn er sich verhärtet gegen die Wahrheit und zum Apostat wird am Allerheiligsten, zum Verräter am Geiste, wie es auch schon welche unter den großen Genies gegeben hat. Diese zwingen uns, sie zu hassen und zu bekämpfen.

Hoffmann war Musiker, Dichter und Maler. Doch glaube ich, daß sein Ruf hauptsächlich nur noch in seinen litterarischen Werken lebt. Da ich nicht Musikkenner bin, so kann ich in dieser Hinsicht nicht urteilen; doch habe ich als Laie seinen Namen unter denen der gleichzeitigen und frühern Komponisten zu wenig nennen gehört, als daß ich annehmen könnte, er habe außerordentliche oder klassische Verdienste in dieser Hinsicht. Was aber die bildende Kunst angeht, so mag seine Malerei wohl mehr in seinem Enthusiasmus dafür und in dem, was er selbst so viel darüber gesprochen hat, bestehen, als in seinen eigentlichen künstlerischen Werken. Er müßte eben nicht Hoffmann gewesen sein, wenn er nicht gute und phantasievolle Karikaturen gemacht hätte. Was ich aber Ernsthaftes von ihm gesehen, das erhob sich nicht über das Mittelmäßige und meistens Geschmacklose seiner Zeit, wo die herrliche Richtung, die Cornelius und seine Schüler der deutschen Kunst gaben, eben angebahnt wurde. Er nimmt als Maler nicht einmal eine Stelle unter

den Künstlern vor Cornelius ein, wie man die Verhältnisse wenigstens jetzt überblickt; und wenn man das nicht thut, so ist es unrecht, einem den Namen davon beizufügen, und trübt das Urteil der Befangenen über den ganzen Gehalt eines solchen Mannes. Da Hoffmann ein Genie war und großen Drang zur Malerei hatte, so zweifle ich keineswegs, daß er ein großer Maler geworden wäre, wenn er die strenge und berufsmäßige Bildung erhalten hätte, welche die bildende Kunst verlangt. Ein Genie, das viel gelesen hat, kann auch gewiß etwas Gutes schreiben, ohne seine Jugend auf Universitäten zugebracht zu haben; denn der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke Eins, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Überzeugung und mit der feurigsten Phantasie kann man keine schöne klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eignen Hand Jahre lang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig, unter guter Anleitung gezeichnet und studiert hat. Der Maler und Bildhauer studiert nur mit dem Griffel in der Hand. Daß man aber Jus studieren und Musik treiben könne neben dem Malerstudium, das halte ich für unmöglich, wenn man in letzterem mehr als Dilettant sein will.

Von Hoffmann zu verlangen, daß er die Malerei aufgeben und alle seine Kräfte der Dichtkunst zuwenden solle, wäre eine Philisterei gewesen; denn der Evangelist Johannes sagt: „Der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Tosen; aber du weißest nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fahren wird. Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist.“ Aber es ist ein frommer Wunsch, daß er diesen Drang zur Bildnerei nicht gehabt und die Litteratur,

mit einem ganz gereinigten Geschmack, zu seiner Lebensaufgabe gemacht haben möchte.

Gewiß würde er unter den ersten Sternen am deutschen Dichterhimmel glänzen. Ich werde nun seine Schriften gänzlich durchlesen.

Den 10. Juli.

Trostloser Regentag! Nach wenigen blühenden Lenztagen ging der Mai in einen nassen regnerischen Sommer über, welcher bis jetzt in ewigem Weinen trauerte, einige Sonnentage ausgenommen. Wenn es so fortfährt, so dürfte es einen traurigen Herbst und Winter geben, da man eine Teuerung befürchtet. Verdrießliche hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime Unheil drohende Gähren und Motten des Kommunismus und die kecken öffentlichen Äußerungen desselben. Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. Soviel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. Ein Prediger desselben, der Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch „Garantieen der Harmonie und Freiheit" mit Geist und Feuer darüber geschrieben hat, ist hier arretiert worden[1]).

[1]) 1843 verbreitete der zu Zürich in Arbeit stehende Schneider Wilhelm Weitling aus Magdeburg kommunistische Grundsätze und veröffentlichte u. a. die Schrift „Das Evangelium der armen Sünder", worin er die Lehren des Christentums seinen Zwecken dienstbar machte. Die Behörde schritt ein: Weitling wurde im November der Anstiftung zum Aufruhr und der Übertretung des Fremdengesetzes schuldig erklärt und zu zehn Monaten Gefängnis nebst fünfjähriger Verweisung aus der Schweiz verurteilt. Vgl. Vogels Memorabilia Tigurina von

Die Arrestation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da sie gewaltthätig aristokratisch ausgeführt und die freie Presse durch eine mitternächtliche Untersuchung zugleich beleidigt wurde. Indessen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und seiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerseits in Hirngespinsten besteht, welche unmöglich auszuführen wären, ohne das Elend größer zu machen, weil sie die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht nur außen, sondern bis in unser Innerstes hinein, umstürzen würden, andrerseits mir aber nur die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht zu sein scheint. Hauptsächlich aber scheint es mir ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt zu sein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben. Sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Thoren! Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hülflosen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel' bei euch! — So aber mit euren wirklich fanatischen Welt stürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse! Schert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es nur für euren werten Bauch gemeint habt!

Den 11. Juli.

Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entschluß, einige G e d i c h t e zusammenzupacken und einer Zeitschrift, etwa Lewalds „Europa" zuzusenden

1840—50 S. 274; J. C. Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben 1, 342 f. (1884).

mit einem sentimentalen Katzenjammerbriefe. Ich habe zwar die „Europa" lange nicht mehr gelesen und weiß nicht, was sie für eine Tendenz hat; aber ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen. Geht es, so geht es und ist gut. Werde ich abgespeist, so habe ich das Meinige gethan und kann mit mehr Gelassenheit das Schicksal oder die Vorsehung walten lassen.

Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andere vernachlässigen.

Eine leichte Erzählung, die erste, wurde heut erfunden und angefangen, die ich vielleicht mit an Lewald nach Wien schicke, da sich solche Sachen als Beiträge eignen möchten. Zwei reisende Freunde finden im Irrenhause einer Stadt am Rhein einen orginellen Wahnsinnigen, den ein großes Schicksal verfolgt hat. Sie gewinnen sein Vertrauen, besuchen ihn in seinem Kerker und das gibt den Raum zu dem Hauptzwecke der Erzählung, zu märchenhaften phantastischen und traurigen Scenen.

Den 12. Juli.

An obiger Erzählung geschrieben[1]). Dann dem Leichenbegängnisse des Alt-Bürgermeisters Melchior Hirzel beigewohnt[2]). Er war ein edler Gefühlsmensch, sein Leben lang für Ideale kämpfend, ein Mann und Freund des Volkes und der Volksschule, für welch letztere er sehr viel gethan

[1]) Ein Stück der „Reisetagen" ist im Nachlaß vorhanden.

[2]) Über Melchior Hirzel (1793—1843) vgl. G. Meyer von Knonau in der Allg. Deutschen Biographie 12, 494 ff.

und geopfert hatte. Aber er war weniger praktisch. So wurde er Anno 1839 durch seinen Stichentscheid über die Berufung des Dr. Strauß ein Haupturheber der unseligen Septembertage und ihrer Nachgeburten. Er hatte dem Teufel ein Plätzlein bereitet, wo er seinen Schwanz drauf legen konnte. Große Enthusiasten sind auch den größten Irrtümern unterworfen; dieser Satz bewährte sich an Hirzel. Indessen haben ihn die Journale aller Parteien, welche auf eine geistigere Tendenz Anspruch machen können, durch teilnehmende anerkennende Nekrologe geehrt.

Den 13. Julius.

An den „Reisetagen" geschrieben. Nicht viel gethan. Unbehagliches Ersticken in der Unruhe und im Gedusel des Hauses. Ich war früher nicht so abhängig von bequemer Lokalität und äußerer Stimmung.

Den 14. Juli.

Endlich habe ich etwas von Anastasius Grün bekommen: „Schutt, Dichtungen". Schüchterne und furchtsame Bemerkungen, daß die Zeit der Balladen, niedlicher Romanzen und wenigsagender Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte, und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer nobler Phantasie, und schlagender überquellender Sprache auftreten muß, mehr als je. Er muß, so glaube ich nun bemerkt zu haben, gleich im Anfang Klänge ertönen lassen, welche sich dem Besten schon Vorhandenen vergleichen lassen können, wenn er Aufmerksamkeit erregen will. Artige und gute Gedichte fliegen einem jetzt in allen Blättern vor den Augen herum, ohne daß man sich oft nur die Mühe nimmt, nach dem Verfasser zu sehen.

Besonders aber muß sich nun der Dichter mit den großen

Welt-Fort- oder Rückschritten beschäftigen, mit den ernsten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen. Welch eine poetische Blütenfülle diese aus dem geweihten Dichter hervorzurufen vermögen, beweist Anastasius Grün. So lange die Sache der Menschheit, die Freiheit, solche Sänger hat, darf man die Hoffnung nicht verlieren.

Den 15. Juli.

Das „Pfingstfest" gedichtet[1]). Ideen: Eine Blumendichtung. Die Blumen der verschiedenen Jahreszeiten haben schon lange von einander singen und sprechen gehört. Sie sehnen sich, ein Mal alle einander zu sehen, und beschließen durch eine noch zu erfindende Korrespondenz, alle zusammen in einem Herbste aufzublühen. Dieser Herbst kommt, und in feenhafter Menge und Mannigfaltigkeit sprießen die Blüten des ganzen Jahres auf ein Mal hervor. Große Pracht. Aber bald entbehrt diese Blume das, jene etwas anderes, und alle, bis auf die Herbstblumen, fühlen sich mitten in dem üppigen zaubrischen Leben unglücklich.

2. Gedicht nach einem alten Holzschnitte in der Froschauerbibel, die Erschaffung der Eva darstellend. Naivetät des Bildes. Gott Vater, ein gutmütiger Alter in päpstlichem Ornate, zieht die Eva mit freundlichster Geschäftigkeit aus

---

[1]) Ungedruckt: „In Frührots Rosenlicht erglühen schön,
Altäre Gottes, rings die Bergeszinnen,
Aus Wäldern hallt ein feierlich Getön
Wie Flötenstimmen sel'ger Sängerinnen.
Siehst Du die Lerche hoch zum Äther steigen?
Im Morgenstrahl erglänzen golden ihre Schwingen,
Anbetend sollst Du Dich, erwartend, neigen,
Sie will vom Himmel Dir den hehren Pfingsttag bringen."
u. s. w.

des schlafenden Adams Lenden hervor. Beschreibung der verschiedenen Tiere und Tierlein im Paradiese, worunter humoristische Gestalten. Zuletzt Sonne und Mond, welche, umgeben von den Sternen, mit fröhlichen Menschengesichtern hinter den fernen Bergen heraufschauen.

3. Ein Lauberhüttenfest, welches eine bedrängte Judenfamilie in einer bigotten Christenstadt auf ihrem Hausdache im Verborgenen feiert.

Das Regenwetter dauert fort. Ein Sonett entworfen darüber, worin die beängstigte Stimmung und Sehnsucht nach Sonnenschein und Wärme ausgesprochen wird.

Das gestern über Anastasius Grün Geschriebene überlesen und gefunden, daß ich die Balladen und Romanzen unabsichtlich mit den niedlichen Tändeleien zusammengestellt habe. Denn obgleich das Balladendichten in strenger Form aus der Mode gekommen zu sein scheint, so möchte es doch schwerer sein, eine Ballade, wie Schiller und Goethe sie gemacht haben, hervorzubringen, als das schönste Gedicht, wo der Dichter nur innere Zustände und Gefühle ausspricht. Denn hier braucht er nicht aus sich herauszugehen, und darf nur den Schnabel aufthun, um die Melodieen herausströmen und überschwellen zu lassen, wie sie wollen; während er dort sich mit dem Stoff, Kostüm und Sitten abarbeiten muß. Eine Hauptursache aber ist der alte Zwang, Neues zu leisten; und in Balladen ist es bekanntlich schwer, noch etwas Neues zu bringen. Auch sind uns die schönsten Balladen, die wir haben, gleichgültig geworden durch das ekelhafte Drehorgeln und Deklamieren von sentimentalen Buchbindergesellen und empfindsamen Kammermädchen, welche vielleicht gerne die

„Glocken dumpf zusammenhallen" hören würden, wenn sie sagen könnten: „Seine Küsse, wie sie hoch auflodern!" oder: „Schönheit war die Falle meiner Tugend!"

Idee: Zwei Freunde werden durch unüberlegte Worte bei einem Freudenmahle entzweit. Zwischenträger erweitern die Kluft. Sie meiden sich lange Zeit, und jeder sucht anderswo Ersatz für den verlornen Freund, jeder fühlt sich aber höchst unglücklich. Der eine verreist in ein fernes Land, um Ruhe zu finden, kömmt aber ruhelos wieder zurück. Endlich werden sie durch glücklichen Zufall einander wieder nahe gebracht, versöhnen sich, und die Versöhnung, die auf einem Spaziergange stattfindet, mit dem darauf folgenden Glücke, soll die Glanzstelle des Gedichtes bilden.

Den 16. Juli.

Diese Kommunisten sind wie besessen. Ich habe mich zwei Stunden mit einigen herumgezankt. Es waren Schneidergesellen samt ihrem Meister[1]) und ein etwas studiert scheinender Bursche mit guter Zunge. Die Schneider waren durchaus nicht dazu zu bringen, aus dem Kommunismus und seinen Ideeen herauszutreten und ihn unbefangen von außen anzusehen; und wann sie sich nicht mehr ausdrücken konnten, oder sich vergaben, so rückte schnell der Studierte mit Sukkurs heran und baute mit geläufiger Zunge ein Gebäude auf, bei dem man ihm fast jeden Stein so zu sagen anerkennen mußte und welches man am Ende nur mit den Worten wieder umstoßen konnte: „Es wird und kann halt nicht sein!" Freilich nicht zu seiner Überzeugung. Der Meister aber ist

[1]) Schneidermeister Wuhrmann, einer der sieben Aufrechten, bei welchem Weitling wohnte. S. unten.

ein heftiger Demokrat und ehrlicher Republikaner, welcher vom Kommunismus endliche Besiegung aller Aristokratie und ihrer Sippschaft hofft und darum an ihn glaubt.

Den 17. Juli.

Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große alte Föhre angefangen mit Bleistift. Ich werde trachten, mir eine hübsche genaue Zeichnung anzugewöhnen. Denn, abgesehen davon, daß die Studienblätter an sich selbst einen innern Wert dadurch bekommen und mir noch lange nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte. Auch will es mich bedünken, daß es auch einem Landschaftsmaler gar nichts schadet, wenn er mit Bleistift oder Feder in einem gewissen Stile gewandt umzugehen weiß; wenn schon viele es verachten und höchstens plumpe Schmieralien mit rußiger Kreide und Weiß zu machen wissen. Überdies kommt das gute Zeichnen mit der Feder einem sehr zu statten in dem Falle, wo man etwa auf den Gedanken kommt, etwas zu radieren.

Stoff zu einem Gedichte nach einer wahren Begebenheit, die sich vergangene Woche hier ereignete: Ein Mann und eine Frau, beide im verwitweten Zustande, heiraten einander. Die Ehe wird aber unglücklich, weil sie sich nicht verstehen können, und jedes denkt mit Reue und Schmerzen an die frühere verstorbene Ehehälfte, sprechen immer davon und besuchen beiderseitig täglich die Gräber derselben, schmücken diese und trauern und weinen darauf. Dadurch entsteht das unglückseligste Verhältnis; besonders ist es die Frau, welche durch einen melancholischen und zugleich etwas bös-

„Glocken dumpf zusammenhallen“ hören würden, wenn sie sagen könnten: „Seine Küsse, wie sie hoch auflodern!“ oder: „Schönheit war die Falle meiner Tugend!“

Idee: Zwei Freunde werden durch unüberlegte Worte bei einem Freudenmahle entzweit. Zwischenträger erweitern die Kluft. Sie meiden sich lange Zeit, und jeder sucht anderswo Ersatz für den verlornen Freund, jeder fühlt sich aber höchst unglücklich. Der eine verreist in ein fernes Land, um Ruhe zu finden, kömmt aber ruhelos wieder zurück. Endlich werden sie durch glücklichen Zufall einander wieder nahe gebracht, versöhnen sich, und die Versöhnung, die auf einem Spaziergange stattfindet, mit dem darauf folgenden Glücke, soll die Glanzstelle des Gedichtes bilden.

Den 16. Juli.

Diese Kommunisten sind wie besessen. Ich habe mich zwei Stunden mit einigen herumgezankt. Es waren Schneidergesellen samt ihrem Meister[1]) und ein etwas studiert scheinender Bursche mit guter Zunge. Die Schneider waren durchaus nicht dazu zu bringen, aus dem Kommunismus und seinen Ideeen herauszutreten und ihn unbefangen von außen anzusehen; und wann sie sich nicht mehr ausdrücken konnten, oder sich vergaben, so rückte schnell der Studierte mit Sukkurs heran und baute mit geläufiger Zunge ein Gebäude auf, bei dem man ihm fast jeden Stein so zu sagen anerkennen mußte und welches man am Ende nur mit den Worten wieder umstoßen konnte: „Es wird und kann halt nicht sein!“ Freilich nicht zu seiner Überzeugung. Der Meister aber ist

[1]) Schneidermeister Wuhrmann, einer der sieben Aufrechten, bei welchem Weitling wohnte. S. unten.

ein heftiger Demokrat und ehrlicher Republikaner, welcher vom Kommunismus endliche Besiegung aller Aristokratie und ihrer Sippschaft hofft und darum an ihn glaubt.

Den 17. Juli.

Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große alte Föhre angefangen mit Bleistift. Ich werde trachten, mir eine hübsche genaue Zeichnung anzugewöhnen. Denn, abgesehen davon, daß die Studienblätter an sich selbst einen innern Wert dadurch bekommen und mir noch lange nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte. Auch will es mich bedünken, daß es auch einem Landschaftsmaler gar nichts schadet, wenn er mit Bleistift oder Feder in einem gewissen Stile gewandt umzugehen weiß; wenn schon viele es verachten und höchstens plumpe Schmieralien mit rußiger Kreide und Weiß zu machen wissen. Überdies kommt das gute Zeichnen mit der Feder einem sehr zu statten in dem Falle, wo man etwa auf den Gedanken kommt, etwas zu radieren.

Stoff zu einem Gedichte nach einer wahren Begebenheit, die sich vergangene Woche hier ereignete: Ein Mann und eine Frau, beide im verwitweten Zustande, heiraten einander. Die Ehe wird aber unglücklich, weil sie sich nicht verstehen können, und jedes denkt mit Reue und Schmerzen an die frühere verstorbene Ehehälfte, sprechen immer davon und besuchen beiderseitig täglich die Gräber derselben, schmücken diese und trauern und weinen darauf. Dadurch entsteht das unglückseligste Verhältnis; besonders ist es die Frau, welche durch einen melancholischen und zugleich etwas bös-

artigen Charakter das Ihrige beiträgt. Der Mann bekommt die Schwindsucht, kommt auf das Sterbelager und beschuldigt laut die Frau als die Ursache. Er stirbt, und am gleichen Tage stürzt sich die unglückliche Frau vom Hausdache auf die Straße hinab.

Den 18. Julius.

Nach der Natur gezeichnet und mich dabei an einem Ameisenbau ergötzt, welcher in meiner Nähe war. Ich warf das ausgerauchte Endchen einer Cigarre hinein. Einige Polizei-Inspektoren untersuchten es, machten sich aber spornstreichs wieder davon. Nachher legte ich ein kleines Stückchen von einem Pfannkuchen hin, welchen ich zum Mittagsmahle mitgenommen hatte. Sogleich war es mit Ameisen bedeckt, und nun ging das possierlichste Treiben an. Das Stückchen bewegte sich bald fort, hinten und vorn zogen und schoben die Tierlein auf das lustigste. Ich sah ganz deutlich, wie sie einige im Wege liegende Hindernisse, Reiserchen u. dgl. erst auf die Seite schafften und dann nachher wieder anpackten, während andere solche vorragenden Ecken des fortzuschaffenden Gegenstandes, welche durch die Öffnung nicht hindurchpaßten, abbissen und so wegschleppten. In einer Weile darauf sah ich nichts mehr davon. Nach ungefähr zwei Stunden störte ich den Bau mit einem Rütchen vorsichtig auf, und siehe, das Omelettenfragment war zu unterst, etwa dreiviertel Fuß tief, wohl versorgt, obgleich schon tüchtig angenagt. Jetzt wimmelte aber alles auf, und die erste Sorge war, den Schatz wieder in Sicherheit zu bringen. Erst nachdem sie ihn wieder verborgen hatten, begannen sie die Renovation der Kolonie, welche am Abend beinahe zu Ende war. Das unglückselige Cigarrenendchen aber lag wie

eine verzauberte Prinzessin immer an derselben Stelle. Die emsige Geschäftigkeit und die anscheinende Freudigkeit der Tierchen über den fremdartigen Fund des Pfannkuchenstückleins erinnerte mich an die Trojaner, als sie das rätselhafte Pferd in ihre Stadt führten.

Den 5. August.

Die Führung meines Tagebuches hat schon eine Unterbrechung erlitten. Was sind feste Vorsätze? Vergeblich wähnt der Mensch, wenigstens der junge, Herr seiner selbst zu bleiben und sich kalt und parteilos zu beobachten. Wenn uns die Leidenschaft, der Kummer ergreift, so verlieren wir alle Haltung über uns selbst und oft lohnt es uns nicht die Mühe, die Gefühle des Augenblickes, die uns zerreißen, für die Zukunft zu fixieren.

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas Weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten kummervollen Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zu Tage bringen. Schreiben oder lesen kann ich immer; aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gährt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philo-

sophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen. Denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Den 6. August.

Das Morgenlied „Die Morgenwolken glimmen in düstrer Glut" gemacht[1]). Abends bin ich in den Verein der „Union fédérale" aufgenommen worden und habe lebhaften Anteil an einer Diskussion genommen über die Frage, in welches Verhältnis wir Schweizer uns zu der neuern deutschen Propaganda zu setzen hätten. Alle Teilnehmer

---

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

sprachen sich in verschiedenen Nüancen entschieden freisinnig aus.

Die „Union fédérale“ ist ein Verein von jungen Leuten, welche sich regelmäßig versammeln, um sich gegenseitig zu bilden und Gesinnung und Urteil hauptsächlich über Fragen der Zeit zu heben und zu stärken.

Es gibt Sektionen in Zürich, Winterthur, Basel, Lausanne, früher auch in Genf. Die Lausanner Sektion ist die stärkste und zählt viele ausgezeichnete Talente unter ihren Mitgliedern. Eine belehrende und warme Korrespondenz wird zwischen den Sektionen geführt. Ich verspreche mir von diesem Vereine, der ganz im Stillen wirkt, sehr viel.

Den 7. August.

Jean Pauls „Hesperus“ fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts thue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles gethan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur läßt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Thränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.

Den 8. August.

Morgenspaziergang. Das Wetter ist rein und sonnenklar. Große Erquickung nach so viel traurigen Regentagen. Ich sollte eigentlich sparsam thun mit solchen Morgenpromenaden; denn da kommen mir die Ideen haufenweise hergetrollt und tummeln sich in wilder Anarchie in mir herum, so daß ich ihrer nicht mehr Meister werde, und es mir schwer fällt, alles zu ordnen, besonders das schon Angefangene ruhig zu beenden. Was mich am meisten in immerwährender Aufgeregtheit erhält bei solchen Gängen, ist die Natur, die sich mit ihren tausend Bildern und Schönheiten immer zwischen die innern Ideen drängt; und doch muß ich jetzt, so weh es mir thut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund stellen, wenn ich in der Dichterei etwas thun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft zu verschaffen.

Der Beschluß, etwas an Lewald zu schicken, ist schon längst wieder kassiert.

Sonette: „Jean Paul", „Chamisso", „Herwegh"[1]).

1. Gedichte: Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber muß ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muß für diese Freiheit kämpfen.

2. Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die

---

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß. Das erste der beiden Sonette auf Herwegh vom 8. August: „Ein Goldpokal, der brausend überschäumt" ist im September 1844 umgearbeitet worden und steht in den Gedichten (1846) S. 96.

Dichtkunst sei nur für die That und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.

3. Die Wissenschaft soll endlich dem Volk helfen, in That übergehen. Wenn die Philosophen ihre Resultate nicht populär machen, so werden die Pfaffen und Finsterlinge schon Sorge tragen, dieselben dem Volke auf eine Art zu übersetzen, welche in ihren Kram dient.

4. Ein Frack und weiße Handschuh',
Ein lump'ger Seidenhut,
Ein hohles Herz von Kautschuk
Und kaltes Schlangenblut u. s. w. [1]).

5. Landschaftliche Kompositionen:

1. Mittelalterliches Bild. In einer schönen deutschen Gegend liegt an einem Berge ein altes Städtlein mit all seinen Türmen und Baulichkeiten. Im Vordergrund eine bedeckte hölzerne Brücke mit einem St. Nepomuk, die über einen Bach führt, an welchem schöne Bäume stehen. Der Bach führt weiterhin zu einer Mühle, welche, mit kleinen Gärtchen und Wirtschaftlichkeiten umgeben, ein schönes Stillleben im Bilde ausmacht. Über der Mühle ist eine Landwirtschaft mit einem Wirtshause, wo man einige Gäste aus dem Städtlein behaglich unter Lauben sitzen sieht. Dann kommt der Mittelgrund mit dem Städtlein, welches sich im Abendschein an den Berg lehnt. Man sieht von ferne in die steilen Gassen hinein. Es muß alle Mannigfaltigkeit und

[1]) Auch sonst im Nachlaß vorhanden.

Scheißkram eines solchen Nestes angedeutet werden. Auf dem Gipfel des Hügels steht das herrschaftliche Schloß und weiterhin etwa ein Galgen. Hinter dem Hügel, am Abhange desselben, liegt ein reiches Kloster mit seinen Gärten und Fischteichen, weiterhin noch eine einsame Kapelle. Ein Strom, in welchen man sich den vorgrundlichen Bach mündend denken kann, zieht aus dem Städtlein in die Ferne einem See zu, der sich in die Gebirge, welche das Bild schließen, verliert. Die Luft muß still und tiefblau sein; nur längs dem Horizonte ziehen schöne helle Abendwolken[1]).

2. Ernste wilde Gegend mit Eichen- und Föhrenwäldern. Im Mittelgrund einzelne freistehende alte Eichen und altgermanische Opferstätten mit geheiligten Steinkreisen. Der Vorgrund ist wilde Haide mit Druiden- oder Heldendenkmalen. Ein einsamer Barde mit der Harfe ist die Staffage. Nur unter den entfernteren Eichen sieht man einige Druiden wandeln. Ein kriegerischer Germane mag etwa auf seinem Pferde über die hinteren Gründe fliegen. Die Luft ist bewegt. Große imposante Wolkenmassen jagen sich über die Landschaft.

3. Ein stiller klarer Teich, von einem Bache angesammelt, in einem Walde, von schön gefärbten Steinen umgeben. Der Hauptbaum ist eine Linde, weiterhin kommen Buchen. Der Schierling ist die vorherrschende Pflanze im Vorgrunde.

[1]) Der hier beschriebene und später ausgeführte, auch im „Grünen Heinrich" spukende Karton befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Regierungsrates W. Petersen in Schleswig. Gottfried Keller schenkte ihn diesem treuen Freunde der späteren Jahre. Vgl. dessen Erinnerungen an Gottfried Keller in der „Gegenwart" vom 24. Juni 1893, namentlich die Stelle S. 390, welche von diesem Karton handelt.

Das Bild muß im kühlen Schatten gehalten werden, nur der obere Teil der Bäume wirkt im warmen Sonnenschein.

4. Ein Abend in einer wenig gebirgigen Landschaft. Der letzte, nur noch zu ahnende Abendschein verglimmt auf den Gefilden; aber im Osten geht der Vollmond groß und golden auf und ist das Hauptmotiv des Bildes.

Es geht nichts über ein Kämmerlein wie das meinige, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbaren hängen ihre Wäsche in die Sonne. Die Hühner gackern, und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen.

Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber! Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst vergessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt! Ein bischen Berg und Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und die Abgeschiedenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt; aber das friedliche Ergeben war sein. O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe! Ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang. Und jetzt? O Kinderzeit! O Zukunft!

Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule[1]); und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herum sprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: „Dort wohne ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken!" Dann sagten die Knaben wohl: „„Ist das Dein Vater, der dort herausschaut?"" und ich antwortete: „Nein, mein Vater ist gestorben. Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche!" Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu fragen: „Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurrbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht!" Ich glaube, sie lachen mich aus.

Gedicht: In einer hundsföttischen windigen Februarnacht führt der Teufel einen Scharfrichter und einen Zensoren auf einen Berg und übergibt, da der Scharfrichter sich beklagt, nichts mehr zu thun zu haben, dem Zensoren sein Amt. Er zeigt ihm die Erde rings umher, welche unter Schnee und Nebel begraben liegt, und befiehlt ihm, wenn der Frühling komme, alle hervorsprießenden Blüten und alles aufkeimende Grüne zu versengen und abzumähen, die Giftblumen aber und alles Unkraut (sittenverderbende Bücher, Paul de Kok) stehen und gedeihen zu lassen.

Ein Sonett an Herwegh gemacht und das Lied: „Die gute Sache."

Den 9. August.

Das Sonett „An die Gelehrten" gemacht[2]). Ich

[1]) Das Landknabeninstitut an der Stüßihofstatt.

[2]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

schlampere noch an einem über München herum[1]), zerstoße aber den Schädel an einem störrischen Stein.

Den 10. August.

Das zweite Sonett an Herwegh gemacht, ein altes Lied geendigt und ein neues angefangen. Gedichte ins Reine geschrieben, weidlich geraucht und große Unruhe und Unbehaglichkeit empfunden. Die Sache ergreift mich an allen Fibern. Ob sich wohl meine äußerlichen und ökonomischen Hundstage in innerliche geistige Gewittertage verwandeln werden? Irgend etwas wird mich mein ganzes Leben hindurch peinigen und vielleicht alles zusammen. Komme, was da wolle!

Den 11. August.

Nichts gethan.

Den 12. August.

Ein Sonett gemacht: „An die protestantischen Theologen" und den zweiten Teil des Liedes: „Auf dem Berge"[2]). Gedichte ins Reine geschrieben.

Den 13. August.

Das Gedicht „Pfingsten" fertig gemacht. Gemächlicher Sonntag mit vielem Rauchen.

Den 14. August.

Unter dem blauen Himmel herum gelaufen. Herrliches Wetter. Im Kaffeehause vegetiert, Zeitungen gelesen. Die vielen Berichte von Censurgeschichten und Bücherkonfiskationen, alle die Wutanstrengungen der dunklen Brut haben mich baß aufgeregt und mit neuen Entschlüssen zum heißen Kampfe geschwängert. Einige Verse gemacht unter dem Titel:

---

[1]) Von diesem Sonette sind nur die oben S. 91 angeführten Verse vorhanden.

[2]) Beides ungedruckt. Im Nachlaß.

sophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen. Denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Den 6. August.

Das Morgenlied „Die Morgenwolken glimmen in düstrer Glut" gemacht[1]). Abends bin ich in den Verein der „Union fédérale" aufgenommen worden und habe lebhaften Anteil an einer Diskussion genommen über die Frage, in welches Verhältnis wir Schweizer uns zu der neuern deutschen Propaganda zu setzen hätten. Alle Teilnehmer

---

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

sprachen sich in verschiedenen Nüancen entschieden freisinnig aus.

Die „Union fédérale“ ist ein Verein von jungen Leuten, welche sich regelmäßig versammeln, um sich gegenseitig zu bilden und Gesinnung und Urteil hauptsächlich über Fragen der Zeit zu heben und zu stärken.

Es gibt Sektionen in Zürich, Winterthur, Basel, Lausanne, früher auch in Genf. Die Lausanner Sektion ist die stärkste und zählt viele ausgezeichnete Talente unter ihren Mitgliedern. Eine belehrende und warme Korrespondenz wird zwischen den Sektionen geführt. Ich verspreche mir von diesem Vereine, der ganz im Stillen wirkt, sehr viel.

Den 7. August.

Jean Pauls „Hesperus“ fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts thue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles gethan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur läßt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Thränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.

sophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen. Denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Den 6. August.

Das Morgenlied „Die Morgenwolken glimmen in düstrer Glut“ gemacht[1]). Abends bin ich in den Verein der „Union fédérale“ aufgenommen worden und habe lebhaften Anteil an einer Diskussion genommen über die Frage, in welches Verhältnis wir Schweizer uns zu der neuern deutschen Propaganda zu setzen hätten. Alle Teilnehmer

---

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

sprachen sich in verschiedenen Nüancen entschieden freisinnig aus.

Die „Union fédérale“ ist ein Verein von jungen Leuten, welche sich regelmäßig versammeln, um sich gegenseitig zu bilden und Gesinnung und Urteil hauptsächlich über Fragen der Zeit zu heben und zu stärken.

Es gibt Sektionen in Zürich, Winterthur, Basel, Lausanne, früher auch in Genf. Die Lausanner Sektion ist die stärkste und zählt viele ausgezeichnete Talente unter ihren Mitgliedern. Eine belehrende und warme Korrespondenz wird zwischen den Sektionen geführt. Ich verspreche mir von diesem Vereine, der ganz im Stillen wirkt, sehr viel.

Den 7. August.

Jean Pauls „Hesperus“ fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts thue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles gethan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur läßt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Thränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.

Den 8. August.

Morgenspaziergang. Das Wetter ist rein und sonnenklar. Große Erquickung nach so viel traurigen Regentagen. Ich sollte eigentlich sparsam thun mit solchen Morgenpromenaden; denn da kommen mir die Ideen haufenweise hergetrollt und tummeln sich in wilder Anarchie in mir herum, so daß ich ihrer nicht mehr Meister werde, und es mir schwer fällt, alles zu ordnen, besonders das schon Angefangene ruhig zu beenden. Was mich am meisten in immerwährender Aufgeregtheit erhält bei solchen Gängen, ist die Natur, die sich mit ihren tausend Bildern und Schönheiten immer zwischen die innern Ideen drängt; und doch muß ich jetzt, so weh es mir thut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund stellen, wenn ich in der Dichterei etwas thun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft zu verschaffen.

Der Beschluß, etwas an Lewald zu schicken, ist schon längst wieder kassiert.

Sonette: „Jean Paul", „Chamisso", „Herwegh"[1]).

1. Gedichte: Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber muß ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muß für diese Freiheit kämpfen.

2. Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die

---

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß. Das erste der beiden Sonette auf Herwegh vom 8. August: „Ein Goldpokal, der brausend überschäumt" ist im September 1844 umgearbeitet worden und steht in den Gedichten (1846) S. 96.

Dichtkunst sei nur für die That und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.

3. Die Wissenschaft soll endlich dem Volk helfen, in That übergehen. Wenn die Philosophen ihre Resultate nicht populär machen, so werden die Pfaffen und Finsterlinge schon Sorge tragen, dieselben dem Volke auf eine Art zu übersetzen, welche in ihren Kram dient.

4. Ein Frack und weiße Handschuh',
Ein lump'ger Seidenhut,
Ein hohles Herz von Kautschuk
Und kaltes Schlangenblut u. s. w.[1]).

5. Landschaftliche Kompositionen:

1. Mittelalterliches Bild. In einer schönen deutschen Gegend liegt an einem Berge ein altes Städtlein mit all seinen Türmen und Baulichkeiten. Im Vordergrund eine bedeckte hölzerne Brücke mit einem St. Nepomuk, die über einen Bach führt, an welchem schöne Bäume stehen. Der Bach führt weiterhin zu einer Mühle, welche, mit kleinen Gärtchen und Wirtschaftlichkeiten umgeben, ein schönes Stillleben im Bilde ausmacht. Über der Mühle ist eine Landwirtschaft mit einem Wirtshause, wo man einige Gäste aus dem Städtlein behaglich unter Lauben sitzen sieht. Dann kommt der Mittelgrund mit dem Städtlein, welches sich im Abendschein an den Berg lehnt. Man sieht von ferne in die steilen Gassen hinein. Es muß alle Mannigfaltigkeit und

[1]) Auch sonst im Nachlaß vorhanden.

Scheißkram eines solchen Nestes angedeutet werden. Auf dem Gipfel des Hügels steht das herrschaftliche Schloß und weiterhin etwa ein Galgen. Hinter dem Hügel, am Abhange desselben, liegt ein reiches Kloster mit seinen Gärten und Fischteichen, weiterhin noch eine einsame Kapelle. Ein Strom, in welchen man sich den vorgrundlichen Bach mündend denken kann, zieht aus dem Städtlein in die Ferne einem See zu, der sich in die Gebirge, welche das Bild schließen, verliert. Die Luft muß still und tiefblau sein; nur längs dem Horizonte ziehen schöne helle Abendwolken[1]).

2. Ernste wilde Gegend mit Eichen- und Föhrenwäldern. Im Mittelgrund einzelne freistehende alte Eichen und altgermanische Opferstätten mit geheiligten Steinkreisen. Der Vorgrund ist wilde Haide mit Druiden- oder Heldendenkmalen. Ein einsamer Barde mit der Harfe ist die Staffage. Nur unter den entfernteren Eichen sieht man einige Druiden wandeln. Ein kriegerischer Germane mag etwa auf seinem Pferde über die hinteren Gründe fliegen. Die Luft ist bewegt. Große imposante Wolkenmassen jagen sich über die Landschaft.

3. Ein stiller klarer Teich, von einem Bache angesammelt, in einem Walde, von schön gefärbten Steinen umgeben. Der Hauptbaum ist eine Linde, weiterhin kommen Buchen. Der Schierling ist die vorherrschende Pflanze im Vorgrunde.

---

[1]) Der hier beschriebene und später ausgeführte, auch im „Grünen Heinrich“ spukende Karton befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Regierungsrates W. Petersen in Schleswig. Gottfried Keller schenkte ihn diesem treuen Freunde der späteren Jahre. Vgl. dessen Erinnerungen an Gottfried Keller in der „Gegenwart“ vom 24. Juni 1893, namentlich die Stelle S. 390, welche von diesem Karton handelt.

Das Bild muß im kühlen Schatten gehalten werden, nur der obere Teil der Bäume wirkt im warmen Sonnenschein.

4. Ein Abend in einer wenig gebirgigen Landschaft. Der letzte, nur noch zu ahnende Abendschein verglimmt auf den Gefilden; aber im Osten geht der Vollmond groß und golden auf und ist das Hauptmotiv des Bildes.

Es geht nichts über ein Kämmerlein wie das meinige, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbaren hängen ihre Wäsche in die Sonne. Die Hühner gackern, und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen.

Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber! Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst vergessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt! Ein bischen Berg und Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und die Abgeschiedenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt; aber das friedliche Ergeben war sein. O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe! Ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang. Und jetzt? O Kinderzeit! O Zukunft!

Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule[1]); und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herum sprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: „Dort wohne ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken!“ Dann sagten die Knaben wohl: „„Ist das Dein Vater, der dort herausschaut?““ und ich antwortete: „Nein, mein Vater ist gestorben. Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche!“ Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu fragen: „Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurrbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht!“ Ich glaube, sie lachen mich aus.

Gedicht: In einer hundsföttischen windigen Februarnacht führt der Teufel einen Scharfrichter und einen Zensoren auf einen Berg und übergibt, da der Scharfrichter sich beklagt, nichts mehr zu thun zu haben, dem Zensoren sein Amt. Er zeigt ihm die Erde rings umher, welche unter Schnee und Nebel begraben liegt, und befiehlt ihm, wenn der Frühling komme, alle hervorsprießenden Blüten und alles aufkeimende Grüne zu versengen und abzumähen, die Giftblumen aber und alles Unkraut (sittenverderbende Bücher, Paul de Kok) stehen und gedeihen zu lassen.

Ein Sonett an Herwegh gemacht und das Lied: „Die gute Sache.“

Den 9. August.

Das Sonett „An die Gelehrten“ gemacht[2]). Ich

---

[1]) Das Landknabeninstitut an der Stüßihofstatt.

[2]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

schlampere noch an einem über München herum [1]), zerstoße aber den Schädel an einem störrischen Stein.

Den 10. August.

Das zweite Sonett an Herwegh gemacht, ein altes Lied geendigt und ein neues angefangen. Gedichte ins Reine geschrieben, weidlich geraucht und große Unruhe und Unbehaglichkeit empfunden. Die Sache ergreift mich an allen Fibern. Ob sich wohl meine äußerlichen und ökonomischen Hundstage in innerliche geistige Gewittertage verwandeln werden? Irgend etwas wird mich mein ganzes Leben hindurch peinigen und vielleicht alles zusammen. Komme, was da wolle!

Den 11. August.

Nichts gethan.

Den 12. August.

Ein Sonett gemacht: „An die protestantischen Theologen" und den zweiten Teil des Liedes: „Auf dem Berge" [2]). Gedichte ins Reine geschrieben.

Den 13. August.

Das Gedicht „Pfingsten" fertig gemacht. Gemächlicher Sonntag mit vielem Rauchen.

Den 14. August.

Unter dem blauen Himmel herum gelaufen. Herrliches Wetter. Im Kaffeehause vegetiert, Zeitungen gelesen. Die vielen Berichte von Censurgeschichten und Bücherkonfiskationen, alle die Wutanstrengungen der dunklen Brut haben mich baß aufgeregt und mit neuen Entschlüssen zum heißen Kampfe geschwängert. Einige Verse gemacht unter dem Titel:

[1]) Von diesem Sonette sind nur die oben S. 91 angeführten Verse vorhanden.

[2]) Beides ungedruckt. Im Nachlaß.

„Die 1000 jährige Feier der deutschen Unabhängigkeit“ und das Sonett: „Der deutsche Befreiungskrieg[1])“.

Börnes „Briefe“ unter die Klauen gekriegt. Es ist eine verfluchte Plackerei für einen armen Teufel, der sich gern um allerlei Erscheinungen der Zeit und der Litteratur bekümmern möchte, Jahre lang von verschiedenen Dichtern und Skribenten schwatzen hört und dieselben nie zu lesen bekommt! Warum? Weil er isoliert ist, weil kein Mensch weiß, daß er ein verkanntes, verflucht hoffnungsvolles Genie ist, und weil er lauter Plebs und Mistfinken in seiner Umgebung hat. Bücher kann er keine kaufen, höhere Bibliotheken stehen ihm keine offen, und wenn in der Leihbibliothek sich wunderbarer Weise ein verdauliches Buch findet, so muß er monatlang warten, bis er's endlich einmal bekommt.

Wenn die große Befreiung realisiert würde und ich ein Steuermann derselben wäre, so würde ich zuerst die Leihbibliotheken alle verbrennen lassen, um sie neu herzustellen. Aller Schund von namenlosen oder sonst schlechten Romanen- und Dramaschreibern würde total zerstört und lauter gute Nahrung angeschafft. Ich würde das Volk zwingen, entweder etwas Gutes, Belehrendes, oder gar nichts zu lesen. Ich würde auch eine Zensur einführen, aber nur für geistlose und mittelmäßige Bücher. Welch ein Vorteil für die großen Talente! Wenn keine andern als gute Bücher verkauft und gekauft werden könnten, wie herrlich würden sich das Volk und die Schreibenden stehen! Ebenso würde ich's mit dem Theater halten. Alle Ritterschauspiele, alle Kotzebuebereien, alle erbärmlichen Lustspiele abgeschafft! Lauter

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

klassische Stücke dürften gegeben werden; entweder müßte das liebe Publikum zu Hause bleiben, oder etwas Gutes anhören und endlich angewöhnen und verstehen.

Den 15. August.

Ich habe das „Pfingstgedicht" noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben, es wurde mir eng und schwer. Es wurde mir klar, was es heißt, gegen zweitausendjährigen positiven Glauben zu kämpfen. Ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und daß die größte tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und konsequente Blindheit sein könne, wie der Aberglauben eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christenglaubens ist. Daher ist es eigentlich Unsinn, wenn gute Christen gegen Gespenster und Hexenglauben eifern. Ich werde ein positives religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element festhalten; aber ich werde, wenn ich zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen streiten, daß die Gottheit von Menschen mißbraucht und ausgelegt werde. Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst ordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung ihm verhelfen. Ich werde indessen die christlichen Dogmen, so wenig als diejenigen irgend einer andern Religion, verspotten; aber die Schurken, welche dieselbe mißbrauchen, und die Fanatiker oder Schwärmer, welche vermittelst derselben Andersdenkende verfolgen und verdächtigen, werde ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln angreifen.

Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizu-

kommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den „Faust“, „Tasso“, „Iphigenia“ ꝛc. geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den „Faust“, „Tasso“ ꝛc. mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war, oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter oder vielmehr Privatnichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler?

Den 16. August.

In Börnes „Briefen“ gelesen. Ich kam auf den Gedanken, auch solche Briefe aus der Schweiz zu schreiben für den Fall, daß ich etwas drucken ließe. Der Vorwurf der Nachahmung suchte mich zwar auf der Stelle heim, ward aber abgespeist. Erstlich liegt an der Form nichts und an den ausgesprochenen Gedanken alles, und zweitens soll man heut zu Tage den leichtesten und einfachsten Weg ergreifen, um mitzuwirken und durchaus nicht ängstlich an Originalität ꝛc. hangen. Die alten Wahrheiten müssen ihnen tausend und aber tausend Mal frisch in die Ohren gerufen werden. Ich habe sogleich daran angefangen.

Ich bade mich schon mehrere Abende mit der größten Lust in der Sihl. Es ist eine große Wohlthat, im klar fließenden Wasser, zwischen Buchen- und Tannengrün, im Abendsonnenschein herumzuschwimmen und in den lieblich kosenden Wellen die Not und den Staub der Zeit abzuschütteln und zu vergessen!“

* * *

Mit dem Jahre 1843 schließt Gottfried Kellers verunglückte Malerlaufbahn so gut wie ab. Zwar zeichnete er mitunter noch etwas nach der Natur, oder entwarf interessante landschaftliche Kompositionen, wie jene merkwürdige oben beschriebene mittelalterliche Stadt. Dann verlor sich die bisherige ausschließliche Beschäftigung mit der Malerei. Durch eine gründliche Schule hätte er ohne Zweifel Tüchtiges erreicht. Aber nicht das, was er selbst von sich verlangte. Daher setzte er dem unsicheren dilettantischen Treiben ein Ende.

Dichterische Pläne traten in den Vordergrund. Ein Bekenntnisbuch schwebte ihm vor. Seine Jugendgeschichte und die gescheiterten Kunstbestrebungen gedachte er in die Form eines kleinen elegischen Romans zu bringen. Eine Novelle „Reisetage", deren Inhalt das Tagebuch andeutet, ist nicht über den Eingang hinaus gediehen. Sie erinnert an Hoffmann und Tieck. Die Absicht, nach dem Muster von Börnes Pariserbriefen, Briefe aus der Schweiz zu schreiben, wurde nur vorübergehend erwogen. Mit dem Sommer 1843 beginnt seine liederreichste Zeit, die bis 1845 anhält. In seinem Sammetfräcklein, das den Dichter äußerlich kennzeichnen sollte, begab er sich jeden schönen Morgen nach dem sog. „Platzspitz", wo Sihl und Limmat zusammenfließen. Unter einem der schönen, von Rosenhecken eingefaßten Bäume richtete er sich wohnlich ein. Eine Menge Gedichte ist hier entstanden. Mit den vorbeirauschenden Wassern zogen auch die Verse heran.

In dem Aufsatze „Autobiographisches" erzählt Gottfried Keller seine Umwandlung zum Schriftsteller folgenderweise:

„Ohne (in München) etwas geworden zu sein, mußte

ich nach fast drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Kartons zu ein paar poetischen Landschaften waren so umfangreich, daß ich dieselben in meinem alten Malkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genötigt war, außer dem Hause einen eigenen Raum dafür zu mieten. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Kartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann.

„Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem cypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

„Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Litteratur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im

Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu thun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der greulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.

„Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

„Ein Band Gedichte, zu früh gesammelt, erschien im Jahre 1846; er enthielt nichts, als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem

beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen. Ein freundlicher Kreis, in welchem ich aufgetaucht war, schlug, wie es zu gehen pflegt, weitere Wellen und Wellchen und fütterte mich mit den schönsten Hoffnungen. Kurz, ich lebte in gedrängtester Zeitfrist alle Phasen eines erhitzten und gehätschelten jungen Lyrikers durch und blieb wohl nur wenige von den Thorheiten und Ungezogenheiten schuldig, die einem solchen anhaften."

Der Geist der Freiheit, der damals mit Sturmesodem über die Welt brauste, ergriff auch Keller mächtig und strömte über in seine ersten Lieder. Die litterarischen Revolutionäre des „Jungen Deutschland" und deren Nachfahren, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und Anastasius Grün weckten die politische Lyrik in ihm. Die Hingabe an die Natur sodann, die bisher aus seinen Bildern gesprochen, nahm nun die Gestalt höchst eigenartiger markiger Rhythmen an. Es war ein ganz merkwürdiges Produzieren. Erstaunlich ist die Fülle dieses ersten Dichtens. Oft entstanden an Einem Tage drei, vier Lieder. Kellers ungestümem ersten Schaffenstriebe sagte es zu, in der dichtenden Kunst weniger Zeit und Ausdauer zur Bekleidung eines Gedankens zu brauchen, als in der malenden. Er wagte sich gleich an die schwierige Form des Sonettes und schrieb im Dezember 1843 solche auf berühmte Maler, wie Cornelius, Overbeck, später auf Horace Vernet und Paul de la Roche. Gegenstücke dazu bilden die Dichtersonette von 1845: auf Geibel (polemisch), Körner, Sallet, Follen[1]), Brentano, Kerner. Nur die zwei

[1]) Ein neues Sonett an Follen von 1847 steht in der ersten Ausgabe der Neueren Gedichte (1851 S. 60) und dann verändert in den Gesammelten Werken 9, 121.

letzten mit einem ältern Sonett an Herwegh wurden veröffentlicht. Mit dem, was er bei der Auslese zum Drucke verworfen hat, ließe sich ein stattlicher Band füllen. Die frühesten Gedichte des Jahres 1843 blieben fast alle unbekannt. Nur drei sind in die erste Sammlung der Gedichte übergegangen: das am 3. Aug. 1843 entstandene Jesuitenlied („Loyolas wilde verwegene Jagd", Gedichte S. 237), das älteste im Druck erschienene Erzeugnis Gottfried Kellers (veröffentlicht und von dem bald darauf gestorbenen Martin Disteli illustriert als Beilage zu Emanuel Scherbs Wochenschrift „Die freie Schweiz", 3. Februar 1844), sodann das Lied „Du willst dich freventlich emanzipieren" (Gedichte S. 141, Oktober 1843) und endlich das im Dezember gesungene „Ja, das ist der alte Kirchhof" (S. 165). Sonst enthält das erste gedruckte Bändchen der Gedichte lauter Erzeugnisse der Jahre 1844—45. Nur wenige gehören dem Januar 1846 an. So die Sonette: „An einen Schulgenossen[1])" (S. 79) und „Subjektives Dichten" (S. 97), sowie „An das Herz" (S. 288). Das jüngste der Sammlung ist das Gedicht „Am Himmelfahrtstag" (S. 337). Der schöne Cyklus „Feuer-Idylle" entstand im Mai 1845. Den Anlaß dazu gab, wie der Dichter selbst notiert hat, eine große das Jahr zuvor ausgebrochene Feuersbrunst, durch welche am 27. April 1844, morgens vier Uhr, im sog. Vogelsang in Oberstraß Wohnhaus und Scheune des Gemeindeammanns zerstört wurden. Die „Feueridylle" erschien zunächst im zweiten Jahrgange des „Deutschen Taschenbuchs" (1846) mit der durchaus unpassenden, von Arnold Ruge

[1]) Wahrscheinlich an Eduard Keller.

herrührenden Bezeichnung: „eine Allegorie“, wogegen der Dichter lebhaft protestierte. Über den andern Cyklus „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen“ machte mir Keller folgende Mitteilung. Spitalpfleger Leonhard Ziegler zum „Egli“ (1782—1854), eine in Zürich wohlbekannte Persönlichkeit, besaß nebst einem guten Tokaier eine unüberwindliche Angst vor dem lebendig Begrabenwerden. Er bot dem Dichter eines Tages hundert Flaschen seines edlen Weins an, wenn ihm jener ein allgemein nützliches Gedicht über das Thema verfertige. Keller machte sich ans Werk, wobei freilich etwas ganz anderes herauskam, als der Besteller gewollt hatte. Das herrliche „Bei einer Kindesleiche“ rührt aus dem November 1845 her. Die Hausleute Dietrich brachten ihr krankes Kind, das um diese Zeit starb, oft zur Mutter. Dann lag es still auf dem Tisch und schaute den Dichter, der sich mit ihm zu schaffen machte, wenn es niemand sah, mit seinen großen Augen gar „barmherzig“ an. Den „Apostatenmarsch“ bezogen schon die Zeitgenossen auf den St. Galler Staatsmann, Landammann Baumgartner, der in der Aargauer Klosterfrage mit seinen bisherigen radikalen Ansichten brach und ein Vorkämpfer des Sonderbundes wurde. — Das preiswürdige Lied „An mein Vaterland“ wurde am 13. September 1844 mit zwei Sonetten („Ja du bist frei, mein Volk“, (Gedichte S. 89) und dem nicht veröffentlichten „Weß' ist dies Haus?“) gedichtet. In seiner ursprünglichen um zwei Strophen größeren Fassung gibt es sich in noch recht unvollkommener Gestalt. (Vgl. Anhang.) So wie das Lied heute gesungen wird, erschien es schon in den ersten Gedichten. Keller hat später, zum Verdruß aller vaterländischen Gesangvereine, „mein banges Stündlein“ in

„die letzte Stunde" geändert. „Banges Stündlein" töne muckerhaft und feige zugleich. Arnold Ruge und Karl Heinzen hätten ihm dasselbe mit Hohn vorgehalten und gefragt, ob er unter die Stündeler gegangen sei. Keller liebte das Lied überhaupt nicht und behauptete stets und zwar mit Recht, es verdanke seine Volkstümlichkeit bei den Schweizern lediglich der Melodie Wilhelm Baumgartners. Diese letztere entstand im Juni 1846 und wurde öffentlich zuerst vom Züricher Studentengesangvereine beim Frühjahrskonzert im März 1851 gesungen. Die Wendung: „Als ich . . . Königsglanz mit deinen Bergen maß" schalt der Dichter eine einfältige. „Das Kaisertum Österreich und das Herzogtum Savoien hätten noch höhere Berge als die Schweiz", pflegte er halb scherzhaft zu sagen. Von Kritikern bemängelt wurde wohl die auch in der Form nicht glückliche zweite Hälfte der ersten Strophe:

„Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!"

Das sei zu individuell empfunden und treffe doch nur auf die ganz besondere Zuständlichkeit eines Einzelnen zu. Ein ganzes Volk singe nicht von seinem „öden Strand". Dieses Urteil übersieht indessen, daß das Lied einer höchst subjektiven Stimmung des Dichters entsprungen ist, der keine Ahnung davon haben konnte, daß er damit die jetzige Nationalhymne der Schweizer gesungen hatte. Eine weitere Liederreihe verdankt ihre Entstehung einem Aufenthalte Gottfried Kellers in Glattfelden, im Juli und August 1845. So: „Einkehr unterhalb des Rheinfalls[1])" (Gedichte S. 285),

[1]) Die Fassung der letzten Strophe rührt von Follen her. G. Keller hatte geschrieben:

„Auf der Landstraße“ (S. 257), „Im Wald“ (S. 43—48), „Am Wasser“ (S. 49, ursprünglich: „An der Glatt“), „O Kirchhof, du gedrängtes Meer unzähliger Gräberwogen“ (erst in den Gesammelten Gedichten S. 82), „Abendlied an die Natur“ (S. 1). Der „neunzigjährige Landmann vom Zürichsee“ war nach einer Mitteilung des Dichters aus Itschnach gebürtig und verlebte seine letzten Jahre in Zürich. Als 1799 die Russen im Lande waren, verlief sich ein Kosakenrößlein in seinen Stall am Küßnacherberg. Die Sache wurde ruchbar. Da bestieg seine Frau kurz entschlossen das Pferd und ritt damit vor das Haus zur „Krone“ in Zürich, das Hauptquartier des russischen Generals, der ihr lachend das Tier zum Geschenk überließ.

Als ein ansehnlicher Liedervorrat vorhanden war, kam Gottfried Keller auf den Einfall, einen Band Gedichte herauszugeben, um möglicherweise mit dem Erlös aus denselben — wenn auch nicht als Maler — nach München zurückzukehren, wo ihn die Freunde noch immer erwarteten. So schrieb ihm Hegi im August 1843 aus Oberaudorf bei Kufstein: „Daß Du Dein länger schon blühendes Talent für Dichtkunst willst Früchte tragen lassen, finde ich ganz gut und wünsche nur den besten Erfolg in geistiger wie in

---

„Da raschelt's drüben, und der Scherg
Lauscht zweigefärbt durchs dunkle Grün.
Ich fliehe schnell hinan den Berg:
Du stiller Ort am Rhein, fahr' hin!“

So wird auch der Schlußvers des am Christtag 1845 entstandenen Gedichtes „Modernster Faust“ (S. 322) von Follen sein. Keller schrieb:

„Ich bin ganz euer Bild, selbstsüchtig, falsch und eitel
Und unklar in mir selbst; vom Fuße bis zum Scheitel
Ein europäisch schlechter Hund.“

materieller Hinsicht. Warum schreibst Du nie 'was über München, ob Du bald kommst oder nicht?" Also Keller packte einen Stoß Lieder zusammen und sandte ihn an seinen ehemaligen Lehrer Dr. Julius Fröbel.

Dieser hatte 1840 das „literarische Comptoir, Zürich und Winterthur" gegründet, aus welchem 1841 Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" hervorgingen, die einen unerhörten Sturm der Begeisterung durch ganz Deutschland entfesselten. Der neuen Buchhandlung liefen seitdem alle zensurflüchtigen deutschen Autoren zu, bis nach wenigen Jahren ein Bundestagsbeschluß den gesammten gegenwärtigen und künftigen Verlag der staatsgefährlichen Firma verbot, welcher inzwischen Follen, Arnold Ruge und Herweghs Schwager, Dr. Gustav Siegmund, beigetreten waren. 1842 übernahm Fröbel zugleich die Redaktion des „Schweizerischen Republikaners", des Organs der Züricher liberalen Partei. Ende 1846 verließ er Zürich, da die Buchhandlung inzwischen nach Leipzig übergesiedelt war. An ihn wandte sich also Gottfried Keller mit dem folgenden Briefe:

24. An Dr. Julius Fröbel in Zürich.[1])

Hochgeehrter Herr! Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung

---

[1]) Mir von Herrn Dr. Fröbel-Armansperg gütigst mitgetheilt. Ein fast gleichlautender Entwurf befindet sich im Nachlaß.

dazu gibt, zutrauensvoll an Sie wende und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe.

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. Da nun einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrtester Herr, einen Teil dieser Gedichte zu übersenden mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, so weit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen und mir dann, wenn ich Ihnen so viel Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, ob und wann ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfte?

In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen.

Verzeihen Sie mir indessen, hochgeehrter Herr, diese Belästigung, und genehmigen Sie meine vollkommene Hochachtung und Ergebenheit!

Gottfried Keller.

Zürich, den 17. August 1843. Rindermarkt Nr. 325."

Julius Fröbels Antwort vom 30. August lautete ermutigend. „Bei Ihnen glaube ich nicht zu irren, wenn ich mich zu der Meinung berechtigt halte, daß Sie wahre poetische Anlagen in sich haben, die allerdings nach mehreren Richtungen noch der Ausbildung bedürfen." Er setze voraus, Keller sei Schweizer. Ja, es würde ihm leid thun, wenn

dem nicht so wäre, da es für die weitere geistige Entwickelung der Schweiz von höchster Wichtigkeit sei, daß sie in der allgemeinen Bewegung der Zeit sich auch litterarisch geltend mache, was bisher durchaus nicht geschehen. „Die bedeutendsten Dichter und Belletristen der Schweiz, Fröhlich, Reithard, Bizius gehören der Reaktion, der einfältigern christlich-germanischen Richtung an und sind unfähig, etwas Frisches zu produzieren. Möchte es Ihnen gelingen, sich auf einen Standpunkt hinaufzuarbeiten, auf dem Sie sich können geltend machen und einen Einfluß auf den öffentlichen Geist der Schweiz ausüben!" Wenige Tage später erhielt Keller von Julius Fröbel den Rat, seine Gedichte dem Publizisten Emanuel Scherb in Basel, welcher auf das nächstjährige eidgenössische Freischießen ein Schützenbuch herausgebe, das schweizerische Gedichte, Novellen u. s. f. enthalten werde, mitzuteilen. Im übrigen verwies ihn Fröbel auf einen ebenso einsichtigen als liebevollen Kritiker in unmittelbarster Nähe, auf Follen.

Gottfried Kellers Rückkehr in die Vaterstadt fiel in eine für Zürich sehr bedeutsame Epoche. In der hier angesiedelten deutschen Kolonie lebten Männer, welche in vorderster Reihe an der großen geistigen Umwälzung der vierziger Jahre im Sinne der Freiheit arbeiteten. Es war ein hohes Verdienst des Züricher Bürgermeisters Melchior Hirzel, des einst vielgehaßten, jedoch eben so sehr verehrten „langen Mitmenschen", an die junge Hochschule Lehrkräfte ersten Ranges aus Deutschland gezogen zu haben. Zudem hatte die Reaktion eine Reihe Schriftsteller, Dichter, Künstler von Ruf hieher getrieben. Gottfried Keller beabsichtigte zu Anfang der achtziger Jahre, seine Erinnerungen an jene merkwürdigen Zeiten und

Menschen niederzuschreiben. Wer ihn je davon erzählen hörte, wird es als unersetzlichen Verlust empfinden, daß es beim bloßen Vorsatze geblieben ist.

Hier muß zunächst der Dichter August Adolf Ludwig Follen (1794—1855) genannt werden, dessen Haus zum „Sonneck" in Hottingen den Mittelpunkt aller damaligen geistigen Bestrebungen in Zürich bildete. Aus Gießen gebürtig, hatte der feurige Jüngling als Freiwilliger an den deutschen Befreiungskriegen teilgenommen, später die Rechte studiert, das Wartburgfest mitgefeiert, in Umtriebe sich verwickelt und eine zweijährige Haft in der Berliner Stadtvogtei angetreten. Er wußte zu entrinnen und kam 1821 nach der Schweiz, wo bereits sein Bruder Karl, welcher 1839 bei dem Brande eines amerikanischen Dampfers verunglückte, eine Lehrstelle bekleidete. Adolf wurde Lehrer der deutschen Litteratur an der Kantonsschule in Aarau und ging bald darauf eine romantische Ehe ein, die ihm völlige Unabhängigkeit sicherte. Nach Gottfried Kellers Erzählung wäre Follen einst an einer Gasthoftafel zu Baden im Aargau gesessen. Erst am Ende des Schmauses bemerkte er, daß er kein Geld bei sich hatte. Eine schöne, ihm unbekannte Nachbarin bat ihn, er möchte sich ihrer Börse bedienen. Das Mädchen hieß Susette Ritzmann und war die Tochter eines reichen Müllers auf Schloß Altikon an der Thur. Sie fand Gefallen an dem prächtigen, geistvollen jungen Mann und bald waren die beiden ein Paar. Follen siedelte für mehrere Jahre nach Schloß Altikon über, wurde als ein Erzpolitikus in den Züricher Großen Rat gewählt, zog dann nach Zürich, übernahm die alte Geßnersche Buchhandlung und baute sich die beiden schönen Häuser, den „Sonnenbühl" und das

„Sonneck“. Vorher bewohnte er den unterhalb der Stadt an einer Anhöhe über der Limmat gelegenen Landsitz zum „Roten Ackerstein“. Julius Fröbel erzählt in seinem Lebenslauf 1, 76, wie er ihn hier einst bei einem Besuche nicht im Hause traf, worauf die in Sammet gekleidete Frau in das an silberner Kette um ihre Hüften hangende Horn stieß, und Follen, durch das Signal herbeigerufen, in seinen mittelalterlichen Talarschlafrock gekleidet, das edle Haupt mit einem Barette bedeckt, aus seinen Weinbergen herabstieg, den Ankömmling zu empfangen. Nach der Ueberſiedeluug seines Freundes, des Mediziners Karl von Pfeufer, nach Heidelberg beabsichtigte auch er, sich dort niederzulassen. Die badische Behörde jedoch hinderte ihn daran, und nun plante er den Ankauf eines alten Palastes in Venedig, kehrte jedoch nach Zürich zurück, wo er jene Tafelrunde um sich sammelte, der vorübergehend die Dichter Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Philipp oder — wie er sich damals nannte — Roßlieb Wackernagel, die Professoren Henle, Pfeufer, Hitzig, Löwig, der Russe Bakunin, Wilhelm Schulz u. v. a. angehörten. Hier ging alles ein und aus, was Verse schrieb, politisch oder ökonomisch bedrängt war. An den Tagesereignissen, der Freischarenbewegung des Jahres 1845, der Befreiung Dr. Robert Steigers aus dem Kerker in Luzern, war Follen stark beteiligt. Im Herbst 1847 erwarb er das Schloß Liebenfels im Thurgau, um wie ein Faust als Landwirt im Großen zu wirken. Der alte Turm, in dem Edelfalken horsteten, hatte es ihm angethan. Auch hierher fanden deutsche Flüchtlinge zuhauf den Weg und eine allezeit gastliche Herberge. Das große Vermögen seiner sanften liebenswürdigen Frau ging darüber zu Grunde.

Im Frühjahr 1855 veräußerte er seine Besitzung, zog zu einer seiner beiden Töchter nach Bern und ist dort nach schweren Enttäuschungen am 26. Dezember 1855 fast verschollen gestorben.

Follen war vom Scheitel bis zur Sohle ein Romantiker des patriotischen Deutschtums. Der ehemalige Burschenschafter in ihm kam nie zur Ruhe. Der hochgewachsene schöne Jüngling hieß bei seinen patriotisch schwärmenden Genossen der ‚deutsche Kaiser‘ und hat diese Rolle seinen republikanischen Ideeen unbeschadet auch in Zürich weiter gespielt: deutscher Kaiser in partibus hat er sich als solchen in einem Wandgemälde seiner Kaiserburg verewigen lassen.

Follen war eine hochsinnig angelegte Natur, aber ohne Selbstbeherrschung, gewaltthätig, launenhaft, bequem, verschwenderisch, nicht frei von Eitelkeit, trotz seines politischen Freisinns religiös zur Mystik geneigt. Ein hochbegabter Dichter, dessen Werke, vor allem das schöne Epos „Tristans Eltern“ und die „Harfengrüße“ sehr mit Unrecht vergessen sind. In der Nachdichtung „Tristans Eltern“ (1857) erweist er sich als den würdigsten Vorläufer von Wilhelm Hertz, dem schwäbischen Spielmann.

„Es tönt ein Sang aus alter Zeit:
Von Leid und Lieb, von Lieb und Leid,
Von Seligkeit in Seelennot,
Von leidem Leben und liebem Tod,
Von wonnereichen Thränen,
Von nie gestilltem Sehnen.“

Nur in schweizerischen Lesebüchern trifft man noch etwa auf eine jener schönen, Follens schweizerischem Helden-

buch entnommenen melodischen Romanzen, die stets Gottfried Kellers Entzücken waren:

„Im Harst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind.“

Für Strophen wie die folgende aus Follens „Büttisholz“ wußte Keller nicht genug des Lobes:

„Und wie die schlanke Gemse bergab vom Wetterhorn
In allerkühnsten Schwüngen herstürzt durch Kluft und Dorn,
Und ritzt kein Fels den edlen Leib, und stößt den Fuß kein Stein:
So springt in die allererste Schlacht jung Entlibuch herein.“

Zwar die Phantasie Follens äußert sich manchmal etwas geschraubt und das patriotische Deutschtum lärmend. Er übersetzte teilweise Tassos „Befreites Jerusalem“ und das Nibelungenlied, dann alte lateinische Kirchengesänge. Nie gedruckt wurden die leider auch im Manuskript vernichteten Übertragungen von Shakespeares „Wintermärchen“ und „Cymbelin.“

Begeistert für alles Außerordentliche, trieb er namentlich mit dem jungen schwäbischen Dichter Georg Herwegh, der sich durch Flucht dem württembergischen Militärdienste entzogen hatte und als armer Schlucker 1841 nach Zürich gekommen war, einen wahren Kultus. Herwegh, damals leidend, wohnte eine Zeit lang bei Follen, wurde von ihm herausgefüttert und strich seine Honorare für die „Gedichte eines Lebendigen“ ein, die in den nächsten zwei Jahren sieben Auflagen erlebten und gegen 4000 alte Zürichgulden eintrugen. Geräuschvolles Auftreten war ihm ein Bedürfnis. Am eidgenössischen Freischießen in Chur im Juli 1842 hielt er eine fulminante Rede. Dann begab er sich nach Paris und auf seine Triumph-

reise durch Deutschland. Als er später, am 12. Januar 1843, wieder in Zürich erschien in der Absicht, hier den „Deutschen Boten" herauszugeben, wurde ihm die Niederlassung nicht mehr bewilligt und er mußte trotz der Petition, die damals der alte Professor Lorenz Oken an den Großen Rat richtete, den Kanton am 3. März verlassen, worauf ihm bekanntlich die Gemeinde Baselaugst das Bürgerrecht verlieh. Herwegh jedoch reiste mit seiner ihm kurz zuvor zu Baden im Aargau angetrauten Frau Emma, geb. Siegmund aus Berlin, nunmehr über 6000 Thaler jährliche Rente gebietend, nach Italien und Frankreich. Das Extravagante seines Wesens trat recht widerlich hervor. Der poetische Revolutionär gab sich äußerlich als Gecken, der nur den auserlesensten leiblichen Genüssen nachging, bloß Champagner trank („das kommt mir zu", pflegte er später noch, als er bereits in tiefen ökonomischen Verlegenheiten steckte, zum Ärger Kellers zu sagen), Livréebediente hielt und daneben mit Schuster- und Zimmermannsgesellen in Revolution machte.

Da wohnte ferner in Hottingen an der Gemeindegasse als vielbeschäftigter Publizist der Darmstädter Hauptmann Wilhelm Schulz (1797—1860). Sein früheres Leben ist in seinem liebenswürdigen Buche „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin" (1846) auf anziehende Weise erzählt. Er hatte als Offizier in den Befreiungskriegen mitgekämpft, in Gießen studiert, war wegen politischer Schriften 1834 von einem hessischen Kriegsgericht entgegen einem Heidelberger Rechtsgutachten zu dreijähriger Festungshaft verurteilt worden, nachdem ihm schon 1819 sein famoses „Frag- und Antwortbüchlein" Entlassung aus dem hessischen Militärverband und einjährige Freiheitsstrafe zugezogen hatte,

wußte indes im Dezember mit Hilfe seiner vortrefflichen Gattin nach dem Elsaß zu fliehen und ließ sich 1836 dauernd in Zürich nieder, wo er eine fruchtbare litterarische Thätigkeit als Militärschriftsteller entwickelte. Er schrieb namentlich für die „Augsburger Allgemeine" und die „Deutsche Zeitung"[1]). Im Sonderbundskriege trat er in die eidgenössische Armee ein. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Parlamentes. Mit seiner zweiten Frau (einer geb. Bodmer) gründete er ein besuchtes Erziehungsinstitut in Zürich. Der brave tüchtige Mann, politisch von gemäßigt demokratischer Gesinnung, ist am 9. Januar 1860 in Hottingen gestorben. Seine hochbegabte erste Frau Karoline, an die eines der „Gedichte eines Lebendigen" gerichtet ist, hat sich auch als treue Pflegerin des in Zürich 1837 verstorbenen Dichters Georg Büchner verdient gemacht. Sie starb am 29. Januar 1847, von allen, auch von Gottfried Keller, tief betrauert. Auf dem Kirchhofe von Neumünster haben wir zusammen an einem Augustnachmittage des Jahres 1878 den von J. Georg Müller von Wyl entworfenen verwitterten Grabstein der edlen Frau aufgesucht.

Im März 1845 setzte auch Ferdinand Freiligrath seinen Wanderstab auf schweizerische Erde und verbrachte den Sommer in der Nähe von Rappersweil, in dem anmutigen Meyenberg am Zürichsee, gegenüber der Zufluchtsstätte Ulrich Huttens. Hier baute der Dichter friedlich seine Gurken und Spargeln. Hier besuchten ihn Franz Liszt (im Juli), um ihm auf einem elenden Klaviere seine Komposition

[1]) Über seinen Aufsatz in Rottecks Annalen von 1831: „Das Eine, was Deutschland Not thut" vgl. J. Proelß, das junge Deutschland S. 284 ff. (1892).

zu dem Liede „O lieb', so lang du lieben kannst", vorzuspielen, der amerikanische Dichter und Übersetzer Bayard Taylor, der aus Italien heimkehrende Heinrich Stieglitz u. s. f. (Keller bewahrte, zweifellos aus jenen Tagen, ein am 20. September 1845 zwischen Zürich und Aarau von Stieglitz geschriebenes Gedicht „An die Eidgenossen" auf.) Um einer drohenden St. Gallischen Ausweisung aus dem Wege zu gehen, ließ sich Freiligrath im Spätjahr im „Sonnenthal" in Hottingen, dem Hauptquartier der deutschen Flüchtlinge aus der vormärzlichen Zeit, nieder. Umsonst sah er sich in der Schweiz nach einer bleibenden Thätigkeit um. Als ihm daher die Stelle eines Korrespondenten in dem Bankhause Friedrich Huth in London angeboten wurde, verließ er Zürich im Juli 1846.

Während seines Schweizer Aufenthaltes trat er mit den revolutionären „Ça-ira"-Liedern in die Öffentlichkeit, daneben war er mit Übersetzen beschäftigt. Er verkehrte mit Oken, mit Follen, mit Regierungsrat Eßlinger, namentlich aber mit Wilhelm Schulz. „Die beiden Wohnhäuser — schreibt Freiligraths Biograph Wilhelm Buchner 2, 155 — waren nur durch einen schmalen Weg getrennt; so war der erste Blick des Morgens aus den Fenstern schon ein Gruß, dem alsbald ein helles Lachen folgte; denn, wenn Freiligrath die edle Gabe des herzlichsten Lachens zu teil geworden, so besaß Wilhelm Schulz dieselbe in ganz wunderbarem Maße. Häufig erzählten sich die Freunde am Fenster ihre Träume, worauf denn Freiligrath gleich sein Traumbuch herbeiholte, die Deutung über die Gasse hinüberrief und das Lachduett aufs schönste anhub."

Zu den genannten Männern trat Gottfried Keller bald in enge Beziehungen. Auf Fröbels Rat hatte er sich zunächst

an Follen gewandt, der manchem poetischen Anfänger aufhalf. Derselbe fand in den ihm vorgelegten Gedichten viel lyrisches Feuer, auch Ohr für den Vers; allein er riet zu einer gründlichen Umarbeitung des gesamten bisherigen Liederbestandes, bevor ihn der Dichter dem Druck übergebe (3. November). Er stand seinem Schützling mit Rat und That zur Seite, spornte ihn vor allem zum Fleiß an, „da die unsterblichen Götter den Schweiß vor die Pforte des Nachruhms postiert". „Ich komme mir" — schrieb ihm Follen am 9. April 1846 — „bald bei Ihnen vor wie Jean Pauls Schoppe, als der Münzstock, der dem Albano nachläuft und ihn ausprägt." Gottfried Keller ließ seinen Mäcen mit seinen Gedichten nach Belieben schalten und walten. Als er einmal einen bescheidenen Einwand wagte, wies ihn Follen mit den Worten zur Ruhe: „Gelegentlich verbitte ich mir Ihre Bemerkung, daß an Ihren Gedichten nichts zu verschlimmern und viel zu verbessern sei, als Majestätsverbrechen gegen mein Geschmacksurteil". Gottfried Keller erzählte mir einst, daß nach Fröbel eigentlich Hoffmann von Fallersleben sein Dichtertalent zuerst entdeckt habe. Dieser fahrende Poet war im Oktober 1844, auf der Heimreise aus Italien begriffen, wieder einmal Gast des Follenschen Hauses. Eben waren im litterarischen Comptoir seine „Hoffmannschen Tropfen" erschienen. Eines Morgens habe er in leichtem Katzenjammer nach Kellers Manuskripten gegriffen und zu Follen gesagt: „Diesen Menschen mußt Du mir einmal herholen lassen!" Am andern Tage wurde der Urheber jener Gedichte in die Kaiserburg beschieden. Hoffmann lag noch im Bett und der neue Dichter wurde feierlich an dem Lager des illustren Kollegen vorübergeführt.

Julius Fröbel und Follen sind bald darauf seine ersten Verleger geworden. Die älteste größere, von Follen gesichtete Auswahl seiner Gedichte brachten die beiden Jahrgänge des „Deutschen Taschenbuches“, das 1845 und 1846 beim litterarischen Comptoir in Zürich und Winterthur herauskam. „Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich)“ lautete die Überschrift der ersten Sammlung. Die beiden Jahrgänge enthalten zusammen ungefähr den Bestand des ersten Bändchens der Gedichte von 1846. Der großmüthige Follen versicherte seinen Schützling bei Übersendung des ersten Honorars am 28. November 1844: „Für Ihre allerdings notwendige künftige Subsistenz werde ich mit aller Freude am Gedeihen eines ausgezeichneten Talentes dauernde Sorge tragen.“

Ein alter Freund, Rudolf Leemann aus München, schrieb ihm am 2. Juli 1845: „Mit größter Freude erfüllte es mich und sehr viele Deiner Bekannten, ja solche, die bloß vom Ansehen Dich und Deine künstlerischen Leistungen, für welche Dir hier so wenig Aufmunterung und Lohn wurde, kannten, daß es Dir auf dem von der Natur angewiesenen Wege, der Poesie, auf so glänzende Weise gelungen ist, gebührenden Ersatz dafür in der rühmenden Anerkennung, die Dir in den Zeitungen wurde, zu finden.“

Die erste öffentliche Stimme über die Gedichte des „Taschenbuches“ ließ sich in einer Züricher Korrespondenz des Stuttgarter „Morgenblattes“ vom 1. Februar 1845 (Nr. 28 und 29) hören, wo Keller als „das bedeutendste lyrische Talent, das in der Schweiz laut geworden“, gelobt wurde. Ein Gönner, Regierungsrat Melchior Eßlinger, sandte hierauf den noch ungedruckten Cyklus „Einundzwanzig

Liebeslieder" dem „Morgenblatt" zum ersten Abdruck. Dasselbe brachte jedoch nur eine Auslese daraus. Der „Schweizerische Republikaner" vom 14. Februar 1845 (Nr. 13) meinte: Zürich dürfe auf diesen seinen Sohn, der sich aus eigener Kraft emporgeschwungen, stolz sein. Enthusiastisch begrüßten Schweglers „Jahrbücher der Gegenwart" (1845 S. 542 ff.) den neuen Ankömmling auf dem Parnaß. „Da tritt — heißt es u. a. — ein junger Schweizerdichter auf und schüttet mit einem Male ein Füllhorn voll der herrlichsten Blüten und Früchte vor uns hin, daß wir überrascht stehen und nicht wissen, ob wir zuerst nach den zarten lieblichen Blumen greifen sollen, deren Duft uns bis ins Herz dringt, oder ob wir jene kernigen Erzeugnisse, die nur einer wahrhaft naiven und vollkräftig gesunden Natur entsprießen konnten, näher betrachten sollen." Dichter und Maler zugleich, sei Keller durch eine Muse der andern abgenommen worden. Gedichte wie „Die Spinnerin" sind mit der Lyrik Goethes, andere, volkstümliche mit Uhland verglichen. Daß der Dichter nicht ein volles Gehör für den reinen Reim besitze, findet leisen Tadel. Das überschwängliche Lob schüttelte der Begossene, welcher in der anonymen Feder unschwer diejenige seiner vorsorglichen Beschützerin Karoline Schulz erkannte, mit den drolligen im Anhang mitgeteilten Versen ab.

Die Freundschaft mit dem kleinen Hauptmann Wilhelm Schulz und der feinsinnigen Frau Karoline, die den jungen Dichtersmann unter ihre Fittige nahmen und den Bären in ihm zu zähmen suchten, hatte sich seit Ende des vergangenen Jahres besonders herzlich gestaltet. Durch das Ehepaar Schulz wurde Gottfried Keller in das Freiligrathsche Haus geführt. Freiligrath erkannte mit seinem scharfen Blick also-

bald den edlen tiefen Kern, die echte Dichternatur des damals noch ganz Namenlosen, der sich dem verehrten Manne ohne Rückhalt hingab. Keller nahm an den täglichen Spaziergängen der beiden Familien teil und tauschte mit den Hausherren bald das freundschaftliche Du aus. „Der famose Poetensommer" des Jahres 1846 blieb ihm in angenehmer Erinnerung. Zu den Frauen stellte er sich aufs beste. Mit Frau Ida Freiligrath trat er vier Jahrzehnte später, nach dem Tode ihres Gatten in regen Briefwechsel. An sie geht der schöne „Wandersegen" in den „Neueren Gedichten" (S. 154). Gute Freundschaft hielt er mit ihrer vortrefflichen Schwester Marie Melos, die, das Kind eines Weimarischen Professors, noch auf Goethes Knieen gesessen und ihm an seinem Geburtstage 1826 das Lied „Uf em Bergli" hatte vorsagen müssen[1]). Gottfried Keller und Marie Melos hatten ihrerseits den nämlichen Geburtstag (sie war 1820 geboren) und während des letzten Jahrzehnts ging kein 19. Juli ins Land, ohne daß ein fröhlicher Brief zwischen den beiden Altersgenossen gewechselt wurde. Zwei Tage nach Kellers Schwester, am 8. Oktober 1888, ist Marie Melos in Düsseldorf gestorben.

Zu Ende des Jahres 1845 waren innerhalb der deutschen Kolonie Streitigkeiten in Zürich ausgebrochen. Arnold Ruge, im April aus Paris hieher gekommen, hatte durch sein Buch „Zwei Jahre in Paris", worin er über das erwachende deutsche Nationalgefühl, über den Glauben an Gott und Unsterblichkeit spöttische Äußerungen gethan, den heiligen Zorn Follens erregt. Nicht weniger Karl Heinzen, der im

[1]) Woldemar von Biedermann, Goethes Gespräche 9. Bd. 1. Hälfte. S. 113 f. (1891).

Begriffe war, Briefe über den Atheismus zu veröffentlichen. Auf die Seite Follens schlug sich Wilhelm Schulz, der in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen“ einige Ausfälle gegen Hegeltum und Atheismus unternahm, wodurch sich Ruge und der ebenfalls in Zürich anwesende Karl Heinzen, ein leidenschaftlich erhitzter Kopf voll unvergohrnen Radikalismus, getroffen fühlten. Es kam zu einer förmlichen Spaltung unter dem Flüchtlingshäufchen: Follen, Schulz und Freiligrath wurden als Reaktionäre verschrieen. „Kuriose Kerle, die Deutschen!“ — schrieb der letztere damals einem Freunde — „sich über den lieben Gott zu zanken, so lange es noch Könige zu entthronen gibt.“ Follen sprang mit sechs Sonetten: „An die Gott-losen Nichts-Wütheriche“ (1846), in der zweiten vermehrten Auflage „Fliegendes Blatt von einem Verschollenen“ betitelt, mit beiden Füßen in den Kampf und bediente seine Gegner, die Fanatiker für das Nichts, die „Ichel“, die Egoisten Heinzen, Ruge, Karl Grün, mit den saftigsten Ausdrücken, wie „Kalberschwänze“ u. dgl. Die nicht minder klobige Gegenschrift Ruges und Heinzens: „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verschollenen, von einigen Nichts-Wütherichen“ (Zürich 1846) suchte Follen, den „Mastmann“, den „Stallknecht“, den „deutschen Kaiser“ als Denunzianten zu verdächtigen, dessen Sonette keinen andern Zweck als den gehabt hätten, der Polizei einen sanften Stoß zur Ausweisung der beiden Gottesläugner zu versetzen. In der Züricher konservativen und radikalen Presse wurde die Fehde zwischen den Nichtswütherichen, den atheistischen Nihilisten, und ihren Feinden, den „Gotteswütherichen“ fortgesetzt[1]). Ruge hielt

[1]) Vgl. die Erklärung Follens in der Beilage zu Nr. 17 der „Neuen Zürcher Ztg.“ vom 17. Januar 1846; die Antworten von

sich im Hintertreffen und schickte „sieben Schuh rheinisch Holzmaß“ d. h. den langen Heinzen zum Angriff voraus. Auf beiden Seiten kam man nicht über persönliche Beschimpfungen hinweg, und der Romantiker Follen beschloß den öffentlichen Streit mit den Worten des Poeten im „Gestiefelten Kater“, der, auf die Bühne gerufen, um mit den treffendsten Gründen, faulen Äpfeln nämlich, widerlegt zu werden, sich mit der Erklärung zurückzieht: „Die Herren da unten sind mir in dieser Dichtungsart zu stark“. Gottfried Keller schleppte ebenfalls einige Spieße in diesen Kampf zu Gunsten der Gottesverteidiger, auch in Form von Sonetten: „Auch an die Ichel“ (Gedichte S. 99) überschrieben, was ihm von Seite Heinzens eine grobe Antwort in eben jener „Dichtungsart“ zuzog[1]).

Heinzen und Ruge in Nr. 20; Follens öffentliches Schlußverfahren in Nr. 22. Vgl. ferner „Blätter für lit. Unterhaltg.“ 1846 Nr. 104; Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebücher. Herausgegeben von Nerrlich 1, 410 (1886); A. Ruges sämtliche Werke 9, 292.

[1]) K. Heinzen hat den ganzen Streit in seinen „Politischen und unpolitischen Fahrten und Abenteuern“ 2, 297 ff. (1846) unter der Überschrift: „Feldzug gegen einen teutschen Kaiserprätendenten“ nach seiner Art dargestellt. Darin S. 320 f. auch eine Stelle gegen Gottfried Keller: „Nachdem der Burschenkaiser vom Kampfplatz zurückgewichen, ist neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der sonst ganz talentvolle und ehrenwerte Züricher Poet Keller, in seinen Gedichten gegen die „Ichel“ aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in so üble Hände geraten ist und nicht bessere Gelegenheiten benutzt, seinem großen Mangel an geistiger Bildung abzuhelfen, statt ihn durch so beschränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurteilen versteht. Möge er einen Antrieb zum Bessern in einem Sonett finden, das ich ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichte zustellen ließ, und welches den Schluß dieses gereimten Federkrieges bilden mag:

Dafür hatte ihm Follen die handschriftliche Strophe gewidmet:

„Gottfried von Straßburg war ein Liebessänger,
Gottfried von Bouillon war ein Gottesstreiter:
Gottfried von Zürich, sei du — und so weiter —
Sei du für uns zweifach ihr Doppelgänger!"

Gottfried Keller hat im „Apotheker von Chamounix" dem „langen Karl", dem Heinzen, dem „theoretischen Kopfabschneider mit dem friedvollen Herzen", der übrigens bald nach diesen Händeln aus Zürich und Bern verwiesen wurde und 1880 als Redaktor des „Pionier" zu Boston gestorben ist, einen Eiszinken am Montblanc zum kühlen Aufenthalt nach dem Tode reserviert.

Die politisch bewegte Zeit begleitete Gottfried Keller nicht bloß mit Liedern, er nahm selber Anteil an den Ereignissen. Die böse Saat des konfessionellen Haders war in der Schweiz blutig aufgegangen. Auf die Aufhebung der

---

Du klagst, daß uns der „Glaube" kam abhanden;
Dann aber heißt's, daß uns der „Zweifel" fehle!
Weißt du, was d i r fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystizismus Banden.

Du schiltst uns lieblos, weil wir uns entwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kamele.
Doch, Freund, wir haben Schmerz und Schmerzquärele,
Wenn wir am Pegasus ein Langohr fanden.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geistesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unsinn und Blindheit;
Denn Freiheit und Vernunft sind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienste f r e m d e r Rindheit
Sinn oder Unsinn hält für Einerleiheit,
Der schäme sich ob seiner Freigesinntheit!"

Aargauer Klöster antwortete der Große Rat von Luzern 1844 mit der Berufung der Jesuiten, einem Beschluß, der gegen Ende des Jahres den Bürgerkrieg anfachte. Derselbe endigte fürs erste mit einem Siege der immer kecker hervortretenden ultramontanen Partei. Dabei reichten, wie immer, die konservativen Reformierten von Zürich, Bern und Basel den Ultramontanen die Hände. Liberale Freischaren suchten ihren bedrängten Parteigenossen in Luzern zu Hilfe zu kommen. Der erste mißglückte Zug dieser Art fand im Dezember 1844 statt. Züricher Freiwillige sollten bewaffnet zu denen aus den Kantonen Aargau, Solothurn und Basel stoßen. Auch Gottfried Keller befand sich unter dem kleinen Häuflein, das indessen nur bis in das eine Stunde von Zürich entfernte Albisrieden kam und sich dort auflöste. Die große liberale Demonstration in Unterstraß: die Volksversammlung vom 26. Januar 1845, ebenso die glückliche Befreiung des von den Katholiken gefangenen Dr. Robert Steiger, der im Juni unter ungeheurem Jubel nach Zürich entkam, feierte der Dichter im Liede.

Sonntags den 31. März 1845 rotteten sich neue Bewaffnete aus dem Kanton Zürich zusammen, um an dem zweiten, größeren Freischarenzuge gegen Luzern teilzunehmen. Der Erfolg war noch kläglicher. Statt der erwarteten 800 Mann fanden sich nur wenige Freiwillige ein, welche auf ihrem Marsch über den Albis allmählich auf 70—80 Leute anwuchsen. Im Zuge schritt neben den später bekannt gewordenen Volksmännern Grunholzer, Sieber, Treichler, Boßhard-Jacot u. a. auch wieder Gottfried Keller, trotzdem er gegen Freiligrath damals die Äußerung that, er sei zu arm, um sich für das Vaterland totschießen zu lassen. Bei dem Haupte der „Auf-

rechten" hatte er sich feldmäßig ausgerüstet mit Gewehr, Hirschfänger, Freischarenhut und Tabakspfeife. Der nachmalige schweizerische Bundespräsident Dr. Jakob Dubs von Affoltern, damals Substitut beim Verhörgericht, ritt an dem sonderbaren Gewaltshaufen, der bereits im Knonauer Amt angelangt war, vorbei und rief dem Freunde lachend zu: „Gottfried, du hast ja einen hölzernen Feuerstein!" In der That befand sich an der Stelle, wo dieser sein sollte, das übliche Sperrhölzchen, das in Friedenszeiten am Gewehrschloß angebracht war. Die Züricher zogen über Ottenbach und Mettmenstetten nach Maschwanden, wo Statthalter Hegetschweiler den Weitermarsch verhinderte. Die Bauern zeigten sich über die thatendurstigen Krieger sehr ungehalten: es sei eine Schande, an einem Sonntage mit Waffen im Lande herumzulaufen. Die also Gescholtenen kehrten größtenteils, nachdem sie den Tag über beim Weine umsonst auf Zuzug gewartet, nachts kleinlaut und verfroren auf Leiterwagen heim. Am nächsten Morgen fand in Zürich beim schönsten Frühlingswetter das Sechseläuten statt, währenddem die Hauptmacht der Freischaren vor den Thoren Luzerns durch die Kopflosigkeit der Führer und den Mangel an Disziplin eine völlige Niederlage erlitt. Zu Ende des Jahres vereinigten sich sieben schweizerische Kantone zu dem Sonderbunde, der erst im November 1847 siegreich niedergeworfen wurde.

In den Erlebnissen dieser Tage wurzelt eine bekannte Episode jener schönen Novelle Kellers „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster". Die Mutter hatte den Gottfried lächelnd gewähren lassen, war aber doch froh, als ihr Einziger mit heiler Haut zurückkehrte.

Ich besitze eine köstliche Karikatur aus dieser Zeit, von einem Freunde Kellers, dem Kupferstecher Johannes Ruff, 1845 gezeichnet und koloriert: „Wie eine wohlorganisierte Freischar ausziehen thät“. Im vordern Gliede der kleine Gottfried Keller mit Brille und Bocksbärtchen und im Cylinderhute, das grüne Mäntelchen und eine große Trommel, die er heftig rührt, umgehängt. Neben ihm der noch etwas kleinere Maler Johannes Thomann, die Fahne, mit dem überschäumenden Bierglas im Wappen, tragend; im zweiten Gliede geht Ruff selbst, ebenfalls im Zylinder, ein Fläschchen Scheidewasser in der Hand; ihm zur Seite der himmellange Porträtist Irminger in voller Grenadieruniform. Die Truppe wird kommandiert von dem Lithographen Grimminger, der eben den Befehl: „Rechts schwenkt Euch!“ erteilt, da die Mannschaft nämlich nicht übel Lust zu bezeigen scheint, in die zur linken Hand geöffnete Thüre des Bierhauses zur „Häfelei“ einzuschwenken. Die wohl getroffene Figur Kellers wirkt überwältigend humoristisch.

Die genannte gemeinnützige Gesellschaft der „Aufrechten“ — sie selbst legte sich keinen Namen bei — bestand aus einem Kreise von sieben bewährten Freunden, lauter Handwerksmeistern, die, fast sämtliche im vorigen Jahrhundert geboren, unverwüstliche Politiker, Aristokraten-, Pfaffen- und Jesuitenfeinde, zur Zeit des Freiheitsjahres 1830 zusammengetreten waren. Einige davon gehörten noch zu den Freunden von Gottfried Kellers Vater. So der eifrigste dieser ehrlichen Demokraten, der Schneidermeister Konrad Wuhrmann (1791—1858) aus Hegi bei Winterthur, wohnhaft an der Neustadt, bei dem Gottfried Keller seit seiner Kindheit ein- und ausging. Der eine Sohn des Hauses, Ferdinand Wuhr-

mann (1860 gestorben), hatte mit ihm bei dem Maler Peter Steiger die Lehre durchgemacht. Das Hinterstübchen des wackern Meisters, wo in einem Glasschranke der „Schweizerische Republikaner" in zahlreichen stattlichen Foliobänden, Rottecks Weltgeschichte und andere Schmöker beisammen standen, war oft der Schauplatz erregter politischer Debatten, namentlich zur Zeit, da der Kommunist Weitling noch seine Beine auf den Schneidertisch bei Wuhrmann streckte[1]). Als bei dem Prozesse des Jahres 1843 die Polizei unvermutete Hausdurchsuchung hielt, schob die entschlossene Meistersfrau rasch ein Häuflein verdächtiger Papiere in den Ofen, verbrannte sie und bemerkte den Dazutretenden: „sie räuchere Speck, damit ihn die Mäuse nicht fressen".

Zu den „Aufrechten" zählten ferner Zunftgerichtspräsident und Kantonsrat Bäumler zum „Bäumli" in Außersihl, damals Wirt, früher Troupier in holländischen Diensten, der Steinmetz Rudolf Tempelmann im „Kratz" (geb. 1793), der Wirt Jakob Wunderli am Rennweg (geb. 1804), Posamenter Wilhelm Werdmüller an der Brunngasse (geb. 1796), Glashändler Fehr in „Gassen" und Schneider J. Meyer in der Winkelwiese[2]). Allwöchentlich zweimal versammelten sich die Bundesbrüder bei einem der beiden wirtenden Mitglieder und besprachen ihre eigenen und die

[1]) S. o. S. 198 und 204. Ueber „die Aufrechten" handelt R. Rüegg in einer Plauderei der „Züricher Post" von Sonntag den 29. März 1891 (Nr. 74), der nach derselben Quelle erzählt, wie ich, nämlich nach Mitteilungen Herrn Karl Wuhrmanns, des zweiten Sohnes von Konrad W.

[2]) Der Schreiner Schaufelberger war nicht eigentliches Mitglied der Gesellschaft, sondern hospitierte nur zuweilen. Die Stelle o. S. 24 ist darnach zu berichtigen.

öffentlichen Angelegenheiten. Zwei von ihnen, Wuhrmann und Bäumler, rückten 1845 mit ihrem jungen Freunde Keller zum Freischarenzuge aus. Im Sommer 1842 waren die Mannen zum eidgenössischen Sängerfeste nach Aarau gefahren, wo Augustin Keller gegen die Jesuiten donnerte und Heinrich Zschokke nachts ein Ständchen erhielt. Der junge Karl Wuhrmann trug das Fähnlein der sieben Aufrechten, dessen Stange knickte, als sie unter dem Thorbogen des Städtleins Mellingen hindurch fuhren. Unwillig ließen sie dasselbe zurück, allein beim Einzug in die Feststadt mußte es Karl doch noch holen. 1844 beschloß man, an das große Freischießen nach Basel zu reisen. Da keiner die Rede übernehmen wollte, kam es zu einer gelinden Schlägerei unter den handfesten alten Krachern.

Zu Anfang des Jahres 1846 war es Follen gelungen, in seinem Freunde Anton Winter in Heidelberg einen Verleger für einen besondern Band Gedichte von Gottfried Keller zu finden. Nochmals nahm Follen diese in seine väterliche Pflege, sichtete, setzte die Bedingungen fest und unterzog sich sogar dem Geschäfte des Korrigierens. Kellers einstige Dankbarkeit gegen seinen Mentor äußerte sich in den späteren Jahren kritisch kühl. Die seiner Meinung nach verfrühte und kritiklose Sammlung wurde in Zürich gedruckt und in 1200 fertigen Exemplaren an die Verlagshandlung zum Preise von 55 Kreuzern rheinisch das Stück abgeliefert.

Wiederum war es der „Schweizerische Republikaner", der in der Nummer vom 26. Juni 1846 auf die Ursprünglichkeit des Dichters hinwies, auf das reine Gemüt und die unverdorbene Phantasie. Man habe den Schweizern oft bemerkt, daß ihr Boden nicht dazu tauge, Poeten hervorzu-

bringen. Nun sei Einer erstanden, der sich ganz kühn neben die Ersten der Gegenwart stellen dürfe. In der nämlichen Nummer steht sogar ein Gedicht an Gottfried Keller; darin die Strophen:

„Mit solchen Pinseln muß man wieder malen,
Mit solchem Griffel einmal wieder schreiben!
Gelt! der versteht sich schlecht auf Eure Zahlen,
Und weit von Eurem Witz sind seine Scheiben.

Ein Aug' fürs Schöne und ein Herz fürs Gute,
Ein männlich Lieben und ein männlich Hassen:
Bei solchen Liedern ist mir wohl zu Mute,
Sie sind der Freiheit ausgelegte Gassen."

Ebenso sandte der Germanist E. L. Rochholz aus Aarau im Juli einen langen begeisterten Bauspruch zu den Gedichten, der mit den Worten anhebt:

„Rings hängt der Berg voll Muskateller,
Das Thal liegt voller Traubenlast;
So schütze Gott den neuen Keller,
Der diese jungen Weine faßt."[1])

---

[1]) Der Reim Muskateller auf Keller ist noch manchem eingefallen. Ein ungedrucktes Ritornell von Heinrich Leuthold lautet:

„Gottfried Keller!
Dein Wein, o Schweizer, ist mitunter herbe,
Doch schmeckt er rassenhaft wie Muskateller."

Und Wolfgang Müller in „Heinrich Heines Höllenfahrt" (1856) Cap. XVI reimte:

„Und den ich besonders rühmen muß,
Ist der Schweizer Gottfried Keller;
Sein „Grüner Heinrich" ist Stückwerk zwar,
Doch schmeckt er wie Muskateller.

öffentlichen Angelegenheiten. Zwei von ihnen, Wuhrmann und Bäumler, rückten 1845 mit ihrem jungen Freunde Keller zum Freischarenzuge aus. Im Sommer 1842 waren die Mannen zum eidgenössischen Sängerfeste nach Aarau gefahren, wo Augustin Keller gegen die Jesuiten donnerte und Heinrich Zschokke nachts ein Ständchen erhielt. Der junge Karl Wuhrmann trug das Fähnlein der sieben Aufrechten, dessen Stange knickte, als sie unter dem Thorbogen des Städtleins Mellingen hindurch fuhren. Unwillig ließen sie dasselbe zurück, allein beim Einzug in die Feststadt mußte es Karl doch noch holen. 1844 beschloß man, an das große Freischießen nach Basel zu reisen. Da keiner die Rede übernehmen wollte, kam es zu einer gelinden Schlägerei unter den handfesten alten Krachern.

Zu Anfang des Jahres 1846 war es Follen gelungen, in seinem Freunde Anton Winter in Heidelberg einen Verleger für einen besondern Band Gedichte von Gottfried Keller zu finden. Nochmals nahm Follen diese in seine väterliche Pflege, sichtete, setzte die Bedingungen fest und unterzog sich sogar dem Geschäfte des Korrigierens. Kellers einstige Dankbarkeit gegen seinen Mentor äußerte sich in den späteren Jahren kritisch kühl. Die seiner Meinung nach verfrühte und kritiklose Sammlung wurde in Zürich gedruckt und in 1200 fertigen Exemplaren an die Verlagshandlung zum Preise von 55 Kreuzern rheinisch das Stück abgeliefert.

Wiederum war es der „Schweizerische Republikaner", der in der Nummer vom 26. Juni 1846 auf die Ursprünglichkeit des Dichters hinwies, auf das reine Gemüt und die unverdorbene Phantasie. Man habe den Schweizern oft bemerkt, daß ihr Boden nicht dazu tauge, Poeten hervorzu-

bringen. Nun sei Einer erstanden, der sich ganz kühn neben die Ersten der Gegenwart stellen dürfe. In der nämlichen Nummer steht sogar ein Gedicht an Gottfried Keller; darin die Strophen:

„Mit solchen Pinseln muß man wieder malen,
Mit solchem Griffel einmal wieder schreiben!
Gelt! der versteht sich schlecht auf Eure Zahlen,
Und weit von Eurem Witz sind seine Scheiben.

Ein Aug' fürs Schöne und ein Herz fürs Gute,
Ein männlich Lieben und ein männlich Hassen:
Bei solchen Liedern ist mir wohl zu Mute,
Sie sind der Freiheit ausgelegte Gassen."

Ebenso sandte der Germanist E. L. Rochholz aus Aarau im Juli einen langen begeisterten Bauspruch zu den Gedichten, der mit den Worten anhebt:

„Rings hängt der Berg voll Muskateller,
Das Thal liegt voller Traubenlast;
So schütze Gott den neuen Keller,
Der diese jungen Weine faßt." [1])

---

[1]) Der Reim Muskateller auf Keller ist noch manchem eingefallen. Ein ungedrucktes Ritornell von Heinrich Leuthold lautet:

„Gottfried Keller!
Dein Wein, o Schweizer, ist mitunter herbe,
Doch schmeckt er rassenhaft wie Muskateller."

Und Wolfgang Müller in „Heinrich Heines Höllenfahrt" (1856) Cap. XVI reimte:

„Und den ich besonders rühmen muß,
Ist der Schweizer Gottfried Keller;
Sein „Grüner Heinrich" ist Stückwerk zwar,
Doch schmeckt er wie Muskateller.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1846 (Nr. 305—306) wurde die neue Erscheinung laut gepriesen mit der Einschränkung, diese Poesien seien zu gedankenreich, zu fein und tief, um die Herzen im Sturme zu erobern; um so sicherer würden sie sich den Weg zu allen wirklich Denkenden und Fühlenden bahnen. „So mache denn der junge Dichter seinen Weg! Wenn irgend Einer, so hat er eine Gegenwart, die ihm die Zukunft verbürgt." Wolfgang Menzels „Literaturblatt" von 1847 (S. 291) rügte bloß das radikale Eisenfresserthum der politischen Lieder.

Auch ehemalige Münchner Genossen beglückwünschten den Dichter herzlich. So schrieb ihm August Müller aus Wyl (später Altarbauer und Vergolder, 1882 gestorben) im Juni 1846: „Sehr unerwartet war mir das Geschenk Deiner Gedichte. Wie herzlich sie mich aber freuen, das kann ich Dir kaum sagen. Ich hatte noch nicht Zeit, viel darin zu lesen; aber wo ich las — überall Geist und Gemüt und rege Phantasie. Ich muß gestehn, Ähnliches wie „Apostatenmarsch" und „Jesuitenhatz", kräftig und martialisch, stand von Dir zu erwarten; aber das weiche Gefühl, das aus Deinen Natur- und Liebesliedern spricht, sieht man Dir von außen nicht an. Hörst Du, rezensieren will ich Dich übrigens nicht — ich kann's nicht — aber freuen darf ich mich, daß Du ein so herrlicher Bursche bist. Glück auf zu Deiner Fahrt! Pegasus möge Dich tragen zu den lichten Sternen Uhland und Geßner! . . . Das Buch soll recht schön eingebunden

---

Er hat gesprochen; so spricht die Natur,
Die sich poetisch verkläret;
Es hat mir lange nichts solche Lust
Wie sein „Seldwyla" gewähret."

werden, und vorne prange als Titelkupfer — Dein Porträt von Werdmüller, das ich stets aufbewahrte, aber nie davon träumte, ihm noch diese Verwendung geben zu können." Ich möchte gerne annehmen, daß der wackere Altarbauer August Müller dem Dichter des „Grünen Heinrich" bei der Gestalt des Gottesmachers vorschwebte. — Und Johann Georg Müller von Wyl[1]) schrieb am 7. März 1847, also kurz vor seiner Abreise nach Wien, von Winterthur aus: „Deine Bestrebungen und Successe als Dichter habe ich mit Freude und Teilnahme betrachtet. Doch würde ich wirklich bedauern, wenn Dein Talent als Maler, an dessen Früchten mein Herz schon in München Poesie fühlte, ungepflegt liegen bleiben würde." . . . „Was mich betrifft — fährt Müller fort — so habe ich eine schöne italienische Reise bis nach Sicilien wohl als den schönsten Moment meines Lebens genossen. Die Architektur hat mir bis jetzt noch kein freundliches Gesicht gemacht. So lange sie bloß auf dem Papiere liegt, ist sie die ärmste Kunst. Doch geht es, Gottlob, dem Auftauen zu. Hier in Winterthur wird Herr Imhof ein poetisches Landhaus (so weit Poesie hier zu Lande gewagt werden darf) nach meinen Projekten auf seinem schönen Bühel bauen. In St. Gallen dürfte später mein Restaurationsprojekt der protestantischen Hauptkirche zur Ausführung kommen. Die Architektur, die Kunst überhaupt, erscheinen mir manchmal so unfrei, so gefesselt und klein gegen einst, daß ich mutlos und traurig werde. Die Poesie, die einzig noch frei ist, im vollen Sinn des Wortes, zieht mich mächtig an. Leider fühle ich gar gut, daß dieser, ob leidenschaftlichen Liebe doch kaum je geratene Kinder entsprießen können. Ich kenne

[1]) S. o. S. 94 f.

meine Muttersprache zu wenig. Doch gehörten stets die wenigen Stunden dichterischer Versuche zu den glückseligsten meines Lebens, und ich sehne mich sehr, einst — durch architektonischen Sold für einige Zeit gesättigt und gekleidet — mich in etwas Größerem, wenn auch unglücklich, was wahrscheinlich ist, zu versuchen."

Außerhalb der Schweiz wurden Gottfried Kellers Gedichte bis auf die neuere Zeit verhältnismäßig wenig beachtet. Sie zeigen bereits die frische urwüchsige Eigenart ihres Urhebers und bestehen mit der Kraft einer Naturnotwendigkeit. Über politische Zügellosigkeiten, über alle die schönen Verse von Volksbeglückung und Volksbefreiung, über das Schimpfen gegen die Pfaffen, die in Grund und Boden hineingesungen wurden, sowie über vieles andere, was damals eben in der schweizerischen Luft lag und hier lebendigen Ausdruck fand, hat der gereifte Dichter selbst gelächelt.

Der Verleger sandte das Bändchen ohne Wissen des Dichters, aber unter dessen Namen, an einen litterarischen Feinschmecker, an Varnhagen von Ense in Berlin. Gottfried Keller war nicht wenig erstaunt, nach einiger Zeit den folgenden Brief zu erhalten[1]):

„Verehrtester Herr! Sie haben mich gütigst mit einem Geschenke bedacht, das zugleich ein gewöhnliches und ein seltenes heißen kann, mit einem Bändchen Gedichte, was oft genug vorkommt, aber auch mit einem Bändchen Poesie, und das ist eine Seltenheit, sogar in unsern Tagen, die so reich sind an wirklich schönen poetischen Talenten und doch verhältnismäßig nur wenig Poesie erzeugen. Empfangen

[1]) Das Original befindet sich im Besitze von Herrn Dr. M. Eßlinger in Zürich.

Sie in dieser Anerkennung den bündigsten Ausdruck meines aufrichtigsten wärmsten Dankes!

Ich fand Ihre werte Gabe hier bei der Heimkehr von einer ziemlich mißratenen Badereise und konnte darin sogleich eine Mithilfe erproben, verdrießlichen und kranken Stimmungen erfrischende Aufheiterung zu gewinnen. Die Neigung zum Düstern, die sich in Ihren Gesängen hin und wieder zeigt, hat dieser Wirkung insofern keinen Eintrag gethan, als jene Neigung mir weniger wesentlich und mehr aufgetragen erschien, so daß ich glauben muß, Ihr Sinn wird solche von selbst ausscheiden und abwerfen. Sie erlauben meinem wahren Anteil gewiß das offne Bekenntnis, daß ich die Lieder des Lebendigbegrabenen für einen Mißgriff im Stoff halte: der schauderhafte Gegenstand kann die Poesie kaum einen Augenblick anziehen, aber nicht festhalten, außer indem er sie selber mitbegräbt. Dabei verkenne ich nicht, daß Sie die einzig erträgliche Seite der Vorstellung, die sittlich-religiöse Kraft einer auch diesem Unglück überlegenen Seele, weislich hervorgehoben haben: indes bleibt die Behandlung überhaupt noch immer ungenügend und würde es meines Erachtens immer bleiben, so oft ein Dichter sich vornähme, diesen Gegenstand ausdrücklich und abgesondert zu bearbeiten. Gerstenbergs ‚Ugolino‘ gibt hievon Zeugnis, während die episodischen gedrängten Zeilen Dantes in einer Art von Fug und Recht bestehen. Auch die hektische Geliebte wünscht' ich aus Ihrer Sammlung zu verbannen; die in diesen Stoff verschwendete dichterische Kraft würde jedem andern besser zu gute gekommen sein. Wie glücklich sind Sie in Auffassung der Natur, in den Bildern, die ihr zum Ausdruck dienen! Fahren Sie fort in dieser Richtung: die

schönsten Kränze harren Ihrer da! — Alle Poesie und Kunst hat den Beruf, zu erheben, zu erheitern; auch des Entsetzens und der Verzweiflung bemächtigt sie sich nur zu dem Zweck, diese zu überwinden, zu beherrschen. Dies ist oft gesagt und erörtert, aber dem dichterischen Bewußtsein selten tief genug eingeprägt.

Verzeihen Sie, daß ich Ihre poetische Gabe durch eine kritische erwiedere. Sie bedürfen derselben nicht, das glaub' ich gern; ich aber bedarf ihrer, als des sprechendsten Beweises meiner aufmerksamen Teilnahme und dankbaren Gesinnung.

Leben Sie wohl, und möge der Himmel Ihnen Gedeihen und Erfolg gewähren auf der poetischen Bahn und auf jeder andern!

Mit dankbarer Hochachtung verharrend, Ihr ergebenster

Varnhagen von Ense."

Berlin, den 19. August 1846.

Nachdem aus dem eingegangenen Honorar der Züricher Buchdrucker bezahlt war, unternahm Gottfried Keller mit dem Reste eine kleine Sommerreise nach Graubünden und zwar in Gesellschaft des bekannten Luzerner Musikers und Dichters Xaver Schnyder von Wartensee (1786—1868) und eines Neffen von Follen, des spätern Schuldirektors G. Frölich aus Bern. Schnyder war 1844 aus Frankfurt a. M., der Stätte seiner Wirksamkeit, auf einige Jahre nach Luzern übergesiedelt. In einem Aufsatze der Nachlaßschriften schildert ihn Keller als ein Original aus der alten Zeit: halb Weltmann, halb Sonderling, aber

allem Guten und Schönen lebendig zugewandt, eine stattliche milde Gestalt, immerdar sommerlich in den „unsterblichen Nanking“ gekleidet. Kellers köstliche Erzählung darf an dieser Stelle nicht fehlen:

„Es war etwa um das Jahr 1846, als ich in Schnyders und eines Dritten Gesellschaft den Zürich- und Walensee hinauffuhr, um einen Gang durch die Viamala zu thun, welche noch keiner von uns gesehen hatte.

Das Wetter war herrlich, bis wir an Ort und Stelle, d. h. am Eingange der Schlucht waren; dort wurde es trübe, und da meine beiden Gefährten sich schon an dem bisher Gesehenen satt bewundert hatten, so schien ihnen jetzt jener Zweck erreicht und die wohl unterhaltene Straße zwischen den nahen Felswänden gerade bequem, sich in musikalischen Gesprächen darauf zu ergehen. Keines Blickes wurde der tief unten schäumende Rhein, keiner Bemerkung die kühnste Form in der Höhe, die schönste Vegetation gewürdigt; nur spezifisch musikalische Streitreden hörte man unter öfterem Stillestehen und Gestikulieren. Auf meine Zerstreutheit endlich aufmerksam geworden, sagte Schnyder: „Kommen Sie, lassen Sie uns jetzt aber auch ein anderes Thema berühren! Lassen Sie sich mein Zusammensein mit Rückert erzählen!“ Nun beschrieb er uns, wie er vor langen Jahren eines Tages auch bei dem Dichter gewesen, zur Zeit, als Matthisson noch lebte; wie da gerade eine Art Huldigungsgedichtchen von diesem an den Meister der Lieder uud der Sprachen angekommen sei, Rückert es stumm gelesen, Schnydern gezeigt und das Papier dann langsam mit zwei spitzen Fingern in seinen Papierkorb habe sinken lassen. Ein Schauder habe ihn, Schnyder, beim Anblick dieses Wechsels der Dinge,

dieser Vergänglichkeit durchrieselt[1]). Mich erboste die nachträglich erzählte Exekution vollends, und ich rief: „Nun, da kann man von Rückert jetzt schon ganze dicke Dramen, z. B. seinen ‚Columbus‘ (der unlängst erschienen war), in den Papierkorb werfen; denn der Papierkorb deutscher Nation ist tief wie dieser Abgrund hier!“ Wir hatten eben das verlorne Loch passiert und standen gerade zur Seite des tiefsten Absturzes der Viamala. „Sehen Sie, so wird der ‚Columbus‘ hinunter säuseln, gerade wie jenes arme Gedichtchen!“ Ich nahm eine fußlange Steinplatte, wie man uns in Chur geraten hatte, vom Gerölle am Weg und ließ dieselbe über die Brustwehr hinunterfallen. Wir guckten dem Stein alle drei nach, und wirklich war das ‚Loch‘ so tief, daß der Stein zuletzt langsam wie ein von der Luft getragenes Papier zu schweben schien, eh' er, an einen Fels schlagend, über dem Rheinschaum unten zerstäubte.

„„Gut, rief nun Schnyder, dieses verlorne Loch, dieser schlechte Weg, Viamala, soll der deutsche Papierkorb sein; da wollen wir gleich Eure ganze Dramatik, Euren Herrn so und so und den und den, Euere Modernsten allesamt hinunterthun! Und hier Euere Gedichtchen, Euere Zeitungsartikel, Euren ganzen Schmerz, so tief wie ein Papierkorb!““ Damit ergriff er Steine und Steinchen, dieselben lustig in die Tiefe sendend und jeden mit dem Namen eines modernen Geräuschmachers benennend, wozwischen ich dagegen nicht säumte, eine Zahl Autoren aus seiner Jugendzeit oder einzelne Erzeugnisse derselben nachfolgen zu lassen. Durch diese Posse waren wir jedoch alle auf die Größe der uns umge-

[1]) Vgl. Lebenserinnerungen von Schnyder v. Wartensee (1887). S. 346.

benden Natur aufmerksam geworden und es wurde ihr von nun an die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Aber als wir, auf dem Rückwege, am nächsten Tage in Ragatz übernachteten, beschloß Schnyder, die Naseweisheit der Jugend noch extra zu bestrafen. Zahlreiche Gäste befanden sich schon an der Heilquelle. Hinten in Pfäfers badete Lamartine, vorn in Ragatz waren auch zwei oder drei oft genannte Personen, so daß eine gewisse Neugierde und ein Gethue in der Luft steckte. Namentlich war da irgend eine berühmte Sängerin oder Schauspielerin, welche im „Hof" logierte und die Schnyder zu kennen behauptete. Dieser versprach er uns nun vorzustellen; aber es müsse, sagte er, auf originelle Weise geschehen, durch das Mittel eines Ständchens, das er bestreiten wolle. Nachdem in der Dunkelheit das erleuchtete Fenster der berühmten Schönen aufgesucht war, stellte sich Schnyder mit uns darunter, zog plötzlich ein Flageolettchen von Ebenholz, von dessen Vorhandensein wir keine Ahnung gehabt, aus der Tasche und blies eine allerliebste Weise auf dem kleinen Instrument. Verwundert über diese unverhoffte Kunst, gafften wir jedoch fleißig in die Höhe: das Fenster that sich auf und die Dame schaute gleichfalls verwundert auf uns hernieder vom ersten Stockwerk. Wir sahen uns nach unserm Schnyder um, daß er das Wort ergreife; allein der Schalk hatte sich schon mit größter Gewandtheit im Dunkel verloren und ließ uns beschämt im Stiche, so daß wir plötzlich Reißaus nahmen und mit langen Sätzen um die Ecke flohen.

In den gleichen Sommermonaten hörte ich ihn noch ein selteneres Instrument spielen, das vielleicht zu dieser Stunde niemand mehr spielt.

Ich saß in einer schönen Mondnacht in Luzern auf dem Balkon des Gasthauses zur ‚Waage‘, dicht über der Reuß, mit ein paar Freunden meines Alters und beschäftigt, einer Bowle nicht gar schwachen heißen Getränkes die Schwindsüchtigkeit des Daseins zu beweisen. Der freundliche Schnyder, der bei Luzern seinen Sitz und außerdem noch eine Wohnung in der Stadt besaß, suchte mich bei der beschriebenen Beschäftigung auf und setzte sich eine Weile zu uns, ohne jedoch zu trinken, da er meistens nur ein Glas Milch oder dgl. zu sich nahm. Hier wußte er mich nun etwas auf die Seite zu locken und flüsterte mir ins Ohr, wir wollten einen Geniestreich machen (denn er nannte allerhand schalkhafte, aber harmlose Einfälle gern Geniestreiche), ich solle mit ihm nach seiner Stadtwohnung kommen. Ich hegte den Verdacht, daß Schnyder nur bezwecke, mich von dem Gelage zu entfernen und mich an würdigeres Thun zu fesseln, vielleicht im Einverständnisse mit gewissen andern würdigen Grauköpfen; dennoch ging ich neugierig mit ihm nach Hause, wo er mir erklärte, daß er mir ganz allein auf seiner Harmonika vorspielen wolle, was ich für etwas Rechtes halten könne. Es war dies nämlich die damals schon zur größten Seltenheit gewordene Harmonika von Glasglocken, welche an einer sich drehenden Walze klaviaturartig aufgereiht waren und mit den Fingerspitzen, aber durch Reibung, wie ein Klavier zum Tönen gebracht und gespielt wurden, das Instrument, auf welchem weiland die schöne Angelika Kaufmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte.

In jüngeren Jahren hatte Schnyder etwa noch öffentlich darauf konzertiert, allein mit Vorsicht, da namentlich zarte

Frauen gerne in Thränen ausbrachen oder gar Nervenzufälle bekamen beim Anhören der ergreifenden Töne[1]).

So wurde nun das Geräte, ein klavierartiges Möbel, abgedeckt und es zeigte sich die in einander geschobene Glockenreihe, an welcher sich Rand an Rand legte, von der Größe einer Waschschüssel bis zu derjenigen eines kleinen Täßchens. Durch sachte Fußtritte drehte sich die Walze langsam unter der Serviette, mit welcher Schnyder die Glocken zart sorglich abrieb und vom letzten Hauche befreite. Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten.

Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durchs offene Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige geheimnisvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio ins andere gingen, bis fast eine Stunde vorüber war.

„So!“ sagte er, endlich abbrechend, und stand auf. Gütig legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun wollen wir aber zu Bett gehen. Gehen Sie jetzt auch schlafen, hören Sie! und träumen Sie was Gutes!“

Ich schritt wieder nach der ‚Waage‘, wo ich wohnte, durch die stillen Gassen, glücklich über das Genossene, aber auch berechnend, ob die Bowle wohl schon ganz geleert sein

---

[1]) Vgl. Lebenserinnerungen S. 301 ff.

Ich saß in einer schönen Mondnacht in Luzern auf dem Balkon des Gasthauses zur ‚Waage‘, dicht über der Reuß, mit ein paar Freunden meines Alters und beschäftigt, einer Bowle nicht gar schwachen heißen Getränkes die Schwindsüchtigkeit des Daseins zu beweisen. Der freundliche Schnyder, der bei Luzern seinen Sitz und außerdem noch eine Wohnung in der Stadt besaß, suchte mich bei der beschriebenen Beschäftigung auf und setzte sich eine Weile zu uns, ohne jedoch zu trinken, da er meistens nur ein Glas Milch oder dgl. zu sich nahm. Hier wußte er mich nun etwas auf die Seite zu locken und flüsterte mir ins Ohr, wir wollten einen Geniestreich machen (denn er nannte allerhand schalkhafte, aber harmlose Einfälle gern Geniestreiche), ich solle mit ihm nach seiner Stadtwohnung kommen. Ich hegte den Verdacht, daß Schnyder nur bezwecke, mich von dem Gelage zu entfernen und mich an würdigeres Thun zu fesseln, vielleicht im Einverständnisse mit gewissen andern würdigen Grauköpfen; dennoch ging ich neugierig mit ihm nach Hause, wo er mir erklärte, daß er mir ganz allein auf seiner Harmonika vorspielen wolle, was ich für etwas Rechtes halten könne. Es war dies nämlich die damals schon zur größten Seltenheit gewordene Harmonika von Glasglocken, welche an einer sich drehenden Walze klaviaturartig aufgereiht waren und mit den Fingerspitzen, aber durch Reibung, wie ein Klavier zum Tönen gebracht und gespielt wurden, das Instrument, auf welchem weiland die schöne Angelika Kaufmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte.

In jüngeren Jahren hatte Schnyder etwa noch öffentlich darauf konzertiert, allein mit Vorsicht, da namentlich zarte

Frauen gerne in Thränen ausbrachen oder gar Nervenzufälle bekamen beim Anhören der ergreifenden Töne[1]).

So wurde nun das Geräte, ein klavierartiges Möbel, abgedeckt und es zeigte sich die in einander geschobene Glockenreihe, an welcher sich Rand an Rand legte, von der Größe einer Waschschüssel bis zu derjenigen eines kleinen Täßchens. Durch sachte Fußtritte drehte sich die Walze langsam unter der Serviette, mit welcher Schnyder die Glocken zart sorglich abrieb und vom letzten Hauche befreite. Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten.

Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durchs offene Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige geheimnisvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio ins andere gingen, bis fast eine Stunde vorüber war.

„So!" sagte er, endlich abbrechend, und stand auf. Gütig legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun wollen wir aber zu Bett gehen. Gehen Sie jetzt auch schlafen, hören Sie! und träumen Sie was Gutes!"

Ich schritt wieder nach der ‚Waage', wo ich wohnte, durch die stillen Gassen, glücklich über das Genossene, aber auch berechnend, ob die Bowle wohl schon ganz geleert sein

---

1) Vgl. Lebenserinnerungen S. 301 ff.

möge? Denn Jugend hat nicht viel Tugend, obwohl nicht weniger, als das Alter. Als ich ankam, war die Bowle leider zu Ende; allein vorsorglich hatten die Freunde noch eine andere bestellt, die eben aufgetragen wurde, und nun spielten wir auf unsere Weise auch noch ein kleines Allegro auf der Glasharmonika. Deswegen aber vergaß ich jene Stunde bei Schnyder doch nicht mehr.

Es war, dicht vor dem Sonderbundskriege und dem Jahr 1848, wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer früheren Kultur."

Das komische Ständchen in Ragatz hat Keller bisweilen erzählt. Dann pflegte er die umständliche Art, mit der Schnyder das Flötlein zusammensetzte und blies, mit seinen unnachahmlichen Gesten zu begleiten. Auf dem Wege nach der Viamala zwang ein Regen die Wanderer, in einem Wirtshäuschen, wo eine alte, immerfort spinnende Frau saß, Schutz zu suchen. Beim Berichtigen der Zeche gab sie alte Blutzger heraus, und auf die Frage, ob sie wisse, welchem Lande ihr Thal angehöre, antwortete sie: „Ich denke, wir sind gut kaiserlich".

Um die nämliche Zeit schloß sich Gottfried Keller aufs engste an einen andern Musiker an, den St. Galler Wilhelm Baumgartner[1]), denselben, der die vielen schönen Weisen zu den Liedern des Freundes gesungen hat[2]). Baumgartner

[1]) Vgl. (C. Widmer) Wilhelm Baumgartner. Ein Lebensbild (Zürich, David Bürkli 1868).

[2]) Gottfried Kellers Gedächtnislied in den Gesammelten Werken 9, 217. Wilhelm Baumgartner hat folgende Lieder Kellers in Musik gesetzt: Für vierstimmigen Männerchor: „An mein Vaterland" Juni 1846; „Schifferständchen" („Schon hat die Nacht den Silberschrein") 1856; „Auf den Abschied eines Schweizers" („Von Berg und grünen Weiden")

war am 15. November 1820 als Sohn der wackeren Wirtsleute zum „Grünen Baum“ in Rorschach geboren. Er offenbarte frühzeitig ein bedeutendes Musiktalent, welches seit 1833 ein schwäbischer Geistlicher, der Pfarrvikar Josef Waldmann zu Meßkirch und Ueberlingen auf drei Jahre in Pflege nahm. 1836—38 besuchte er das Gymnasium in St. Gallen, im Frühjahre 1839 die Universität Zürich, wo er sich indessen unter der Leitung Alexander Müllers ausschließlich der Musik widmete. 1842—44 war er als Musiklehrer in St. Gallen thätig, ging dann im Winter 1844 nach Berlin, um sich unter Taubert weiter auszubilden, und wählte im April 1845 Zürich zum dauernden Wohnsitze. Seit 1851 leitete er als Nachfolger Franz Abts den Stadtsängerverein; 1859 wurde er Musikdirektor der Universität, starb aber schon am 17. März 1867. In Zürich gehörte er zu Richard Wagners nächsten Freunden. Er war eine schlichte, treuherzige, gesellige, humorvolle Natur. Seine Männerchöre leben heute noch in voller Jugendfrische. 1891 ist dem „guten Spielmann“ in der Nähe Salomon Geßners am „Platzspitz“ ein bescheidenes Denkmal errichtet worden.

1856; „Schweizerdegen“ 1857; „Auf der Ufenau“ 1858; „Frühlingsgruß“ („Wenn die Frühlingslüfte glänzen“) 1860; Eröffnungslied 1858 („Wir haben hoch im Bergrevier“); Sängergruß 1858 („Da ist der Freiheit Silberschild“); „Waldstätte“ („Es sind vier Länder gelegen“) 1867; „Lied vom Wort“ („Auf lasset uns singen“) 1858 (ungedruckte Komposition).

Für eine Singstimme: „Rückblick“ („Ich will spiegeln mich in jenen Tagen“ Opus 19) 1846; „An die Natur“ („Hüll' ein mich“ Opus 4) 1850; „Herbstlied“ („Es ist ein stiller Regentag“ Opus 22) 1859; „Schweizerlied“ („Glück auf, mein Liebchen ist erwacht“, Opus 24) 1862; „Dich zieret dein Glauben“ 1865 (in Opus 28).

Richard Wagner, der 1849 zum ersten Mal in Zürich geweilt hatte, schilderte im Februar 1850 dem Freunde Theodor Uhlig seine hiesige Umgebung folgenderweise: „Meine zwei nächsten Freunde, und namentlich auch die, durch deren ungemein bereitwillig und zart mir dargebotene Unterstützung ich mich drei Monate lang mit meiner Familie unterhielt, sind: Wilhelm Baumgartner, Klavierlehrer, tüchtiger offener Kopf, heiterer, ungemein gutmütiger und lernbegieriger Mensch — und Jakob Sulzer, erster Staatsschreiber (sogleich nach dem Burgermeister) des Kantons, philosophisch fein gebildeter Verstand, nobel, zuversichtlich, fernsehender Radikaler. Beide sind noch in den zwanziger Jahren. In der zweiten Reihe stehen: Spyri, junger Advokat, offenherzig, sehr empfänglich, enthusiastisch, ergeben; Hagenbuch, zweiter Staatsschreiber des Kantons, kräftig schöner junger Mann, hellgeweckter Kopf, gesundes Herz, lebendige Bildung: beide ebenfalls noch in den zwanziger Jahren. Mein alter Freund Alexander Müller, aus Erfurt, und seit 18 Jahren als Musiklehrer in Zürich ansässig, ist ein sehr tüchtiger Musiker und zuverlässiger, mir sehr ergebener Freund: leider ist er durch zu vieles Stundengeben und durch aufreibende Kränklichkeit etwas unzugänglich für die neue Welt geworden. An diese näheren Freunde schließen sich eine Anzahl entfernterer, aber sehr angenehmer Bekanntschaften. In ihrem Kreise habe ich mich oft bis zur Schädlichkeit frisch an- und aufgeregt befunden[1]). Alle die hier Geschilderten waren auch nahe Freunde Gottfried Kellers. Nur noch Einer von ihnen ist heute unter den Lebenden.

[1]) Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine (1888) S. 31.

Baumgartner hatte sein Opus 12 „Eine Frühlingsliebe“ Richard Wagner gewidmet, worauf dieser den Liederkreis — die Texte waren von Geibel, Rückert, Lenau, Heine, Mörike u. a. — in der in Zürich erscheinenden „Eidgenössischen Zeitung“ vom 7. Februar 1852 u. a. folgendermaßen charakterisierte[1]: — — — „Die Tongebilde W. Baumgartners, wie sie in der Gesangsmelodie und einer Begleitung, welche diese Melodie wiederum trägt und verdeutlicht, erscheinen, sind zunächst Produkte rein musikalischer Erfindung; erfreulich ist hier aber sogleich die Wahrnehmung, wie diese Gebilde ganz in dem Grade auch musikalisch werden, als sie von einem bedeutenden Inhalte des Gedichtes angeregt sind, was uns von der gesunden Stellung des Musikers zum Dichter das beste Zeugnis gibt. . . . In dieser Richtung . . . muß Baumgartner endlich in die Notwendigkeit geraten, den Dichter aufzusuchen, der durch seine Gedichte nichts mehr der rein musikalischen Willkür des Komponisten überlasse, sondern in ihnen ihm den vollständigen sinnlichen wie sinnvollen Keim für die Blüte der Melodie zuführe . . . . Möge Baumgartner diesen Dichter in seinem schweizerischen Landsmanne und Freunde Gottfried Keller finden, und der gemeinsamen Schöpfungskraft beider das wirkliche, von der Dichtung wie von der Melodie untrennbare Lied entblühen, das in der Produktion der heutigen Mode gar nicht vorhanden ist, und dem Baumgartner seinerseits in seinen uns vorliegenden Liedern mit liebenswürdigem Eifer zustrebt!“

Meister des Klaviers, entzückte Wilhelm Baumgartner mit seinen Improvisationen die Freunde am liebsten bei einem

[1]) S. auch a. a. O. S. 154 ff., wo der ganze Aufsatz wieder abgedruckt ist.

Glase Wein. Zur Sommerszeit zog man hinaus auf den Muggenbühl. Sonst saß man abends in der Stammkneipe: im „Café littéraire“, der „Attingerei“ oder im Künstlergütli. Der Gesellschaft Kellers und Baumgartners schloß sich damals auch der talentvolle Kupferstecher Johannes Ruff an. Er stammt aus Oberstraß, wo er 1813 geboren wurde, und starb am 21. April 1886 in stiller Zurückgezogenheit zu Weiningen bei Zürich. Seine Kunst hatte er bei Oberkogler in Zürich erlernt und eine Zeit lang in Heidelberg, Wien und München ausgeübt. 1853 siedelte er nach Meiringen über und verlegte sich neben seinem eigentlichen Beruf auf die Aquarellmalerei. Er hat ganz reizende Genrebildchen hinterlassen, die bei seinen Lebzeiten niemand zu Gesicht bekam. Sonst stach er florentinische Veduten nach Salomon Corrodi, dann nach Bühlmann, Ulrich, Vogel u. s. w. Ruff, ein ernster, fast verschlossener Mann, gehörte während der Zeit von Herbst 1845—47 zu Kellers vertrautesten Freunden. Als er 1846 auf einige Monate nach München gegangen war, entspann sich zwischen ihnen ein regelmäßiger Briefwechsel, der bis 1856 anhielt. Ruff war ein eifriger Politiker und versorgte den in Heidelberg und Berlin Abwesenden mit Nachrichten aus dem öffentlichen Leben. Die beiden kamen nachher infolge eines Konfliktes innerhalb der Ruffschen Familie auseinander. Leider sind Kellers Briefe an Ruff vernichtet worden.

Durch einen gemeinsamen Bekannten, den Porträtzeichner C. F. Irminger, lernte Keller 1846 den Schwiegersohn des letzteren, den Aargauer Dichter Eduard Dößekel (1810 bis 1890) kennen. Dieser, von Haus aus Jurist, Mitglied des Aargauer Obergerichtes, in Seon wohnend, schrieb am

2. Februar 1846 nach einem Besuch in Zürich an Keller: „Die Bekanntschaft mit Dir, mein Freund, ist für mich eine Epoche. In Deinem Umgange finde ich, was ich bisher immer und immer vergeblich gesucht, jenes ernste Auffassen der Poesie als einer einzigen hohen Lebensaufgabe.“ Und nach einer zweiten Zusammenkunft im März 1848 machte Dößekel die treffende Bemerkung: „So einsilbig auch öfters Deine Unterhaltung ist, so habe ich Auge genug zu gewahren, daß es das Schweigen der Fülle und nicht der Leerheit ist“. Keller besuchte den neu gewonnenen Freund auf seiner Reise nach Heidelberg; auch einige Briefe gingen an ihn, allein schon mit dem Jahr 1849 brach er die Korrespondenz ab. Ein geringfügiges Darleihen, das Dößekel wohl dringender als notwendig, und zwar, als der gemahnte Schuldner ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, in drei ziemlich ungestümen Briefen von dessen Mutter zurückforderte, führte zum völligen Bruche.

Im Januar 1847 verlor Keller seine liebe Gönnerin, Frau Karoline Schulz. Er meldete die Trauerkunde mit folgendem Briefe

25. An Ferdinand Freiligrath in London.[1])

„Zürich, den 5. Februar 1847.

Teuerster Freiligrath! Schulz trägt mir auf, für ihn an Dich und Deine verehrteste Frau zu schreiben, zuvörderst mit der Versicherung, daß ein eigenhändiger Brief, sobald

[1]) Die Briefe G. Kellers an Freiligrath verdanke ich den hochverehrten Besitzerinnen derselben, Frau Ida Freiligrath und Frau Käthe Kroeker-Freiligrath in Forest-Hill, London.

nur das Dunkel seines jetzigen Gemütszustandes sich etwas wieder gelichtet hat, ihm nicht nur willkommene Pflicht, sondern auch lindernde Erholung sein soll.

Freitags den 29. Januar nachmittags starb seine Frau, und am 1. Februar trugen wir sie zu Grabe auf den Neumünster Kirchhof. Ihr Haupt liegt gegen Osten gewendet, und ihr zur Seite südlich herum bis gegen Westen schaut die ferne Alpenkette auf das „kühle Bett" der lieben deutschen Frau.

Obgleich schon seit vielen Wochen die Ärzte die Achsel zuckten und zuletzt ziemlich bestimmt das Ende ankündigten, wenn man sie unter vier Augen befragte, so macht doch der Tod der Frau Schulz auf uns alle den Eindruck eines plötzlich und hart hereingebrochenen Unglückes. Da Ihr in Euren herzlich erwarteten und begrüßten Briefen den Glauben aussprachet, daß alle Gefahr vorüber sei, so wird der Eindruck meiner traurigen Botschaft ohne Zweifel noch größer auf Euch sein. Als die Selige mit Schulz von ihrer Reise, ich glaube im November, zurückkehrte, war sie allerdings schwach und litt bedeutende Schmerzen, welche sich jedoch verloren. Bald erholte sie sich so weit, daß sie außer dem Bette sein und nach Rekonvaleszenten-Art allerlei essen und trinken konnte. Dabei war sie munter und teilnehmend und freute sich auf den Frühling. Schulz und ich freuten uns mit, obgleich es auffallend war, daß ihr Antlitz trotz aller geistigen Munterkeit und trotz allem Essen und sogar Weintrinken fortwährend ein fast leichenartiges Aussehen behielt. Plötzlich, vor jetzt ungefähr zwei Wochen, stellte sich Blut-Diarrhoe ein, welche mehrere Tage dauerte, und die Kranke wurde schwächer und schwächer, bis sie zuletzt entschlief.

Der gute Schulz sagt, daß sie bis zum Ende von heitern und lieblichen Phantasieen umfangen gewesen sei. Bei der Leichenöffnung fand man die Milz in doppelt vergrößertem Zustande vor. Übrigens war dies nicht die Krankheit, welche sie von Darmstadt mitgebracht hatte, und, ein trauriger Trost! entdeckte man die Keime einer dritten Krankheit, welche ihr und den Freunden bei längerem Leben grauenvolle Tage bereitet hätte.

Ihr habt uns Eueren Schmerz um Euer gestorbenes Kind über das Meer gemeldet[1]); wir antworten mit dieser Todesnachricht.

Schulz ist anscheinend ruhig und teilnehmend an den weltlichen Dingen; aber innerlich scheint er von tiefem und niederdrückendem Schmerze ergriffen zu sein; oft ist er ganz matt. Seine Verwandten in Darmstadt haben ihm die Möglichkeit in Aussicht gestellt, unter bewandten Umständen vielleicht auf einige Wochen in die Heimat kehren zu dürfen, was ihm sehr lieb wäre. Am 1. März werde ich zu ihm ziehen, um seine Einsamkeit zu teilen oder vielmehr aufzuheben.

Der Wechsel für Heinzen ist richtig angekommen[2]). Frau Heinzen habe ihn sehr gut verkaufen können. Lindemann[3]) sagt, er wolle in Sachen des vermißten Paketes thun, was er könne; übrigens sei es sehr schwierig und vielleicht unmöglich, demselben jetzt noch auf die Spur zu kommen. Wo Heinzen gegenwärtig ist, weiß ich nicht; er hat vor einigen Wochen seine Familie nach Bern kommen lassen,

---

1) Marie Freiligrath, gest. 1. Nov. 1846; W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen 1882. 2, 190.

2) D. h. für die Familie des ausgewiesenen Karl Heinzen.

3) Heinrich Lindemann von Lüneburg, Kaufmann in Zürich.

nachdem dieselbe in Zürich sehr kümmerlich gelebt hat. Die Zeitungspolemik, welche gegen Heinzen in der Schweiz geführt wurde, war allerdings nicht nobel; die Ausweisung aber war nicht zu vermeiden. Heinzen hat eine Broschüre über dieselbe geschrieben[1]), worin er über das Asylrecht ganz unrichtige und schiefe Grundsätze kund gibt, so wie er denn in praktischen Dingen so wenig Takt zeigt als Ruge. Hauptsächlich vergißt er, daß unsere Regierungen als Repräsentanten des Schweizervolkes gegenüber den anderen Völkern es nicht mit diesen selbst, sondern mit den Herren Metternich ꝛc. zu thun haben. So lang dieselben mit ihren Vollmachten als Vormünder in den Händen vor uns erscheinen, haben wir uns an sie zu halten, wenn ein Geschäft abzuthun ist; und wenn sie allerlei schlechtes Zeug in ihrem Geschäftsprogramm vorbringen, so können wir nur beklagen, daß ihr Volk sie nicht absetzt, aber zu ändern ist es nicht. Darunter leiden leider die Einzelnen, besonders die Flüchtlinge. Wir könnten freilich sagen: „Packt Euch mit Eueren Anforderungen, sie liegen nicht im Völkerrechte, weil Euer Volk selbst nichts davon weiß und will, und bei uns ist die Freiheit Mode!" Aber dann müßten wir die Garantie haben, daß sich die deutschen Liberalen, Kammern und Volk, wie Ein Mann erheben und eine gewaltthätige Intervention gegen die Schweiz zu verhindern wenigstens suchen würden. Das haben wir nicht einmal von den Franzosen zu erwarten, viel weniger von den Deutschen. Daß Heinzen indessen auf schiefe Gesichter in München hin und der Kornsperre wegen ausgewiesen worden sei, ist nicht wahr. Empört hat uns die

---

[1]) Meine Ausweisung aus Zürich (Bern 1847).

perfide Weise, in welcher in einem Denunziations-Artikel der „Preuß. Staatszeitung", den Du wahrscheinlich in der „Augsburger Zeitung" gelesen hast, Du und Heinzen mit dem erbärmlichen Marr[1]) zusammengestellt worden sind; und auffallend ist der originelle Pfiff, wie die ganze „gute Presse" mit der größten Hartnäckigkeit den Marr, ungeachtet seiner „destruktiven Verworfenheit", zu einem bedeutenden Subjekte und genialen Kerl stempeln will, nur um ihn mit andern ehrlichen Leuten, welche ein Dorn im Auge sind, auf Ein Niveau zu stellen und diesen zu schaden.

Jüngst habe ich bei Eßlingers[2]) gegessen. Sie haben ein sehr schönes Mädchen, welches einen mit großen Augen anguckt. Ich habe dabei an Euer liebes Kind gedacht[3]). Ich glaube, es wird einmal eine ganz interessante Dame werden. Wenn es erwachsen ist, so sagt es ihr doch dann, daß ich dies vor zwanzig Jahren schon gesagt hätte. Vielleicht erquickt es mich alten Kerl dann in irgend einer schlimmen Stunde, wenn ich für diese gut angelegte Prophezeiung unverhofft einen freundlichen Blick von einem anmutigen Jungfräulein bekomme. Zugleich hoffe ich mich dadurch in gutem Angedenken bei der Mutter zu erhalten, welche ich ehrerbietigst und angelegentlichst grüße.

---

[1]) Der Hamburger Litterat Wilhelm Marr, Verfasser des Buches: Das junge Deutschland in der Schweiz (1846), der namentlich in der französischen Schweiz sozialistische Propaganda trieb. Gegen Marr wandte sich G. Keller in seinen „Litterarischen Briefen aus der Schweiz" in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1847, Nr. 36—39.

[2]) Regierungsrat Melchior Eßlinger (1803—1855), Züricher Bekannter Freiligraths und Gönner Kellers.

[3]) Gemeint ist Käthe Freiligrath, geb. 1845 zu Meyenberg bei Rappersweil.

Nach Dir habe ich oft das Heimweh, und es ist mir überhaupt seit einiger Zeit kurios zu Mute. Ich suche oft mit großer Ängstlichkeit ein besseres und feineres Glas Wein als gewöhnlich und trinke es unter wunderlichen und fremden Gedanken. Ich bin auch unter den Leuten fremd. Da die Poeten nichts anderes sind, als *eigentliche* Menschen, und folglich letztere alle auch Poeten sind, so sehen sie doch einen sogenannten Dichter scheu von der Seite und mißtrauisch an, wie einen Verräter, welcher aus der Schule schwatzt und die kleinen Geheimnisse der Menschheit und Menschlichkeit ausplaudert. In einigen Wochen lasse ich etwa vierzig Gedichte drucken, und nachher werde ich endlich meinen Roman fertig machen, welcher den Titel „Der grüne Heinrich" bekommen wird.

Auf Eure werten Briefe speziell zu antworten, muß ich Schulz überlassen; nur vorläufig mein Bedauern, daß Dir so wenig Zeit für Deine Poesie übrig bleibt. Kannst Du im Omnibus keine Verse machen? Ich hoffe und wünsche, daß jede Stunde, die Dir jetzt durch Dein Amt entzogen wird, in Abrechnung gebracht und zur Abkürzung Deiner Seelengefangenschaft beitragen werde.

Wie ich mein Geschreibsel überlese, ersehe ich, daß ich unschicklicher Weise die traurige Veranlassung dieses Briefes aus den Augen verloren habe. Legt mir dies nicht zum übeln aus und erinnert Euch zuweilen an

Gottfr. Keller.

Wenn Du gelegentlich an Deine Schwägerin, Fräulein Marie, schreibst, so bitte sie ebenfalls, einen dichterlichen Gruß von mir anzunehmen. Follen grüßt auch herzlich;

ebenso würden noch eine Menge Leute grüßen, wenn ich sie darum befragen würde. Den Felsing[1]) aber muß ich darunter auszeichnen."

Gottfried Keller zog auf einige Zeit zu dem vereinsamten Wilhelm Schulz ins „Sonnenthal" nach Hottingen. Der Sommer verging ihm trübe. Er befand sich zum ersten Male seit dem Tode seines Henriettli wiederum in starken Liebesnöten. Vor Jahresfrist hatte er ein schönes achtzehnjähriges Mädchen gesehen, das seitdem sein Herz einnahm. Luise Rieter hieß es und war die jüngere der beiden Töchter des Ehepaares Rieter-Schellenberg aus Winterthur, am 18. Juli 1828 geboren. Ein Jugendbild zeigt eine große schlanke Gestalt mit geistvollen Zügen, schöner Stirne, angenehmem Stumpfnäschen, lachenden grauen Augen und braunen Locken. Mit der anziehenden Erscheinung war ein immerfrohes Gemüt, unbefangene Natürlichkeit und schlagfertige Offenheit verbunden. Auf Seelisberg hatte Luise im Sommer 1846 Herrn und Frau Professor Conrad Orelli-Breitinger[2]) aus Zürich kennen gelernt. Das vortreffliche alte Paar wurde von dem Fräulein so vollständig bezaubert, daß dieses seitdem ein regelmäßiger Gast bei Philemon und Baucis — wie sie die alten Leutchen nannte — war. Der Herr Professor, ein Meister des Schachspiels, weihte sie völlig in seine Kunst ein. Im nämlichen Hause mit Orelli aber wohnte Wilhelm

---

[1]) Jakob Felsing, Kupferstecher aus Darmstadt, Landsmann und Freund von Schulz.

[2]) Lehrer des Französischen am Gymnasium in Zürich und tüchtiger Romanist, lebte von 1788—1854.

Schulz, und Gottfried Keller hatte somit hinreichende Gelegenheit, die liebenswürdige Schöne zu sehen.

In den Briefen Luisens an ihre Mutter erscheint sein Name zum ersten Mal am 8. Mai 1847. Sie erzählt belustigt, wie Philemon sie mit Argusaugen überwache: „Er schwebt in beständiger Furcht vor Herrn Keller, unserem jungen Hausbewohner, in dessen Nähe ich bis jetzt freilich noch gar nie gelangt bin. Wenn wir nachmittags im Garten sind, strebt Philemon immer nach dem Plätzchen hinter dem Hause, in der Besorgnis, Keller könnte vom Fenster herab mich erblicken." — Am 12. Mai 1847: „Zu Hause angelangt, kam bald Herr Daverio[1]) mit dem Dichter Keller. Dieser spricht wenig und scheint eher phlegmatischen Temperamentes zu sein. Er hat sehr kleine kurze Beinchen; schade! denn sein Kopf wäre nicht übel. Besonders interessiert er mich durch seine außerordentlich hohe Stirne. Es war ihm, wie er sagte, nicht ganz wohl (hoffen wir, daß nicht ich es war, die ihm Weh verursachte), und er verließ uns bald wieder. In der Nähe, fast vis-à-vis, haust in einem Dachstübchen ein junger Maler, zu dem sich Keller oft zurückzieht. Ich sehe die beiden dann und wann am Fenster leuchten. Ob sie mich wohl als Madonna abkonterfeien? Kein übles Modell! Jedenfalls regelmäßige Züge[2])". Das war das erste Zusammentreffen. Im Herbst erschien Luise wieder in Zürich. Sie meldete der Mutter am 12. Oktober 1847: „Herrn Keller sah ich auf der Kunstausstellung; er war so verblüfft

[1]) Gottfried Kellers ehemaliger Italienisch-Lehrer, damals Redaktor bei der „Neuen Zürcher Ztg." 1849 gestorben.

[2]) Ironisch gemeint, da Luise Rieter eben mit einer geschwollenen Wange behaftet war.

über unsere Anwesenheit, daß er, anstatt artig und höflich als Cicerone uns zu dienen, plötzlich Wendung machte und davonstürzte wie ein gehetzter Hirsch." Worauf die Mutter folgende scherzhafte Bemerkung machte: „Das muß man sagen, Du hast herrliche Anbeter; trotz ihren außerordentlichen Geistesgaben möchte ich keinen umsonst. Der Dichter läuft fort oder verstummt, wenn er Deine unbegreiflichen Reize sieht, und der Denker (damit ist derjenige gemeint, dem Luise bis zum Tod ihre unverbrüchliche Neigung geschenkt hatte), trotz der mystischen Tiefe in seinen dunkeln Augen, ist stockblind, wenn er Dich bewundern könnte. Nun, eitel brauchst Du nicht eben zu werden bei diesen Eroberungen: es gibt viel niederschlagende Pulver in dieser Welt, trotz glühenden Liebessonetten und rabiaten Inklinationen."

Gottfried Keller aber wußte sich nicht anders zu helfen, als durch einen Liebesbrief. An jenem Oktobertage, da er aus der Kunstausstellung vor der Geliebten floh, hatte er die Epistel entweder eben abgesandt, oder sie brannte ihn noch in der Tasche. Sie hat folgenden Wortlaut:

26. An Luise Rieter.[1])

„Verehrteste Fräulein Rieter! Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

---

[1]) Das Original befindet sich im Besitze einer Nichte Luise Rieters, Fräulein Laura Ernst in Winterthur, der ich auch für die biographischen Mitteilungen zu schönstem Danke verpflichtet bin.

Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin.

Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billet sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen Sie sich herzlich lustig über mich! Denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es thue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher alle das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut.

Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort. Ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht

zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu thun, wenn Sie nichts für mich sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen.

Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen.

Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte: ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müssigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr mich ganz und rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten.

Aber ich muß schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen: es ist gewiß nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu thun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, ohne sich im min-

besten zu bedenken, wenn Sie ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben.

Leben Sie wohl und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir und halten Sie einem armen Poeten etwas zu gut!

Ihr ergebener Gottfried Keller."

Hottingen im Oktober 1847.

„Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit". Hat sich auf der Welt ein Liebender so der Dame seines Herzens empfohlen? „Diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen!" Man glaubt, in einer lustigen Geschichte Gottfried Kellers zu lesen. Und doch war ihm sehr übel zu Mute. Seit einem Jahre trug er diese stille Liebe, und wie er sie hegte, kann man aus den wunderschönen Tagebuchblättern des Herbstes 1847 ersehen. Im August 1846 hatte ihm Johannes Ruff von München aus zugeredet: „Ich höre, daß Du noch immer in einem von Liebe umgarnten Zustande bist[1]). Da ist freilich guter Rat teuer, und am allerwenigsten sind Vernünfteleien hier am Platz. Daß Du aber durch Wein Dich zu heilen glaubst, ist eben so unrichtig. Die Abreise Freiligraths ist unter dieser Bewandtnis eine Fatalität für Dich. Du treibst es aber mit der Zurückhaltung zu weit, und wenn Dir der nächste Sauser keinen Mut macht, so bist Du verloren."

Die tapfere That war jetzt geschehen. Und in der „Patsche" saß er auch schon. Luise Rieter antwortete in

[1]) Die Stelle geht übrigens wohl nicht auf Luise Rieter, sondern auf eine andere, die unserm Gottfried Keller „eingeleuchtet".

ihrer Bestürzung nicht selber, sondern kehrte mit dem Briefe heim zur Mutter. Diese übernahm es, den Dichter auf zarte Weise aufzuklären. Die beiden haben sich nicht wieder gesehen.

Nach dem Tode ihres Vaters (1855), wodurch veränderte Verhältnisse eintraten, bestand die vielumworbene gefeierte „Winterthurerin" darauf, sich selbst durch die Welt zu bringen und ging nach Paris und England. In dem Hause eines vorzüglichen Arztes zu Dublin unterrichtete sie einige Jahre lang dessen Töchter; das Heimweh trieb sie zurück, worauf sie sich mit ihrem geliebten Mütterlein in die ländliche Einsamkeit des obern Thurgau begab, wo sie gelegentlich ihr hübsches poetisches Talent pflegte. Nachdem 1868 auch die Mutter die Augen geschlossen, riefen Verwandte in Danzig Luise zu sich. Dort zog sie sich durch einen Fall auf dem Eise ein schweres Leiden zu, das allmählich, aber unaufhaltsam, fortschritt. Ihr Frohsinn verließ sie nicht. Überall verbreitete sie Sonne. Mit ruhiger Heiterkeit ging sie einer Operation auf Leben und Tod entgegen. Sie erlag ihr. Der 2. Juni 1879 war ihr Todestag.

Kurz vor der Zeit, da Gottfried Keller seinen ersten zierlichen Korb heimtrug, war seine Schwester auf den Tod erkrankt. Nur langsam genas sie. Der Bruder, scheinbar in ein müssiges planloses Wirtshausleben untergetaucht, raffte sich erschrocken auf. Sein Tagebuch enthält ein in seiner rührenden Demut erschütterndes Bekenntnis: „Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester, aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaus hilft, so soll es anders werden" u. s. w. Die Mutter zog Ende September mit der Genesenden zu Verwandten nach

Eglisau und konnte dem bekümmerten Sohne bald günstige Nachrichten senden: Regula habe in der kräftig wirkenden Herbstluft bald ihre vorige Gesundheit wieder erreicht, schlafe, esse und trinke, mache alle Tage auf der neuen Landstraße größere „Tauern" (Touren!), spiele auch Guitarre, ja tanze zuweilen Galoppade mit „Mineli".

An dem letzten der Septembersonntage 1847 befand sich Ludwig Uhland in Zürich und besuchte gegen den Rat seines Freundes, des Philologen Johann Kaspar Orelli, die Schwyzer Landsgemeinde am Rothenthurm, die eben damals beschloß, am Sonderbunde festzuhalten und ungesäumt die Kriegsrüstungen zu beginnen. Uhland unternahm die Fahrt mit einigen Freunden Kellers, dem nachmaligen Stadtschreiber Bernhard Spyri und mit Dr. Dubs. Keller selbst versäumte es, mitzugehen. Uhland sprach sehr vorteilhaft von dessen Gedichten.

Im Herbste dieses Jahres nahm Gottfried Keller den abgerissenen Faden seines Tagebuches wieder auf. Erst gedachte er nur seine Träume nach dem Beispiele Freiligraths aufzuzeichnen. Gleich der erste dieser wundersamen Dichterträume, für sich selber die holdeste Poesie, ist ein Beleg zu den Worten Friedrich Hebbels: „Mein Gedanke, daß Traum und Poesie identisch sind, bestätigt sich mir mehr und mehr"[1]. Unvermerkt erweitern sich diese Aufzeichnungen zum Tagebuche.

---

[1]) Friedr. Hebbels Tagebücher 2, 263.

„Traumbuch[1]).

Nachts vom 5. auf den 6. August 1846.

Ich legte mich um elf Uhr etwas unwohl zu Bette und glaubte einiges Fieber zu haben. Es war sehr schwül. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich die Feuerglocke. Vom Mondschein und dem geröteten Himmel war die Kammer seltsam erhellt; ich stieg aber zu oberst unter das Dach hinauf, um das Feuer zu sehen. Es war auf dem Lande[2]). In der Gegend der Limmat stieg die rote Rauchsäule feierlich zum Himmel. Die Luft war lau und das Mondlicht fast wie berauschend. Von der unmittelbaren Säule hinweg sammelte sich der Rauch in eine horizontale Schicht und trieb wie eine große Streifwolke weit gegen Westen hinaus oder vielleicht gegen Osten hin. Ich weiß es nicht mehr. Wenigstens hing er am westlichen Himmel. Nachdem ich das Zusammenstürzen des Daches, welches sich immer durch

---

1) Darunter von der Hand der Johanna Kapp:

„Viel Träume auf und nieder schweben
In dieses Buches enger Luft;
Doch ist der schönste Traum das Leben
Mit seinem reichen Blütenduft.
Wohin du dich auch magst begeben,
Wohin dein Schicksal ernst dich ruft,
Bedenk': des Herzens Träume weben
Dir einen Steg ob jeder Kluft!
Du siehst die schönsten Rosen streben
Gar oft empor aus stiller Gruft;
Vielleicht erblüh'n sie dir erneut. —
Doch — sei mir Freund in Leid und Freud'!"

2) Im untern Hard brannte eine Scheune.

ein letztes gewaltiges Auffahren von Rauch und Glut auch in der Ferne bemerklich macht, vergeblich hatte abwarten wollen, ließ ich Feuer und Mondnacht und eilte wieder hinunter ins Bett. Befangen und aufgeregt und unwohler als vorher, fürchtete ich, daß mir die noch immer fortwährende Feuersbrunst in Schlaf und Traum hineinbrennen und eine schlimme Nacht verursachen möchte. Ich hatte gegen Morgen folgenden Traum.

Den 15. September 1847 fortgesetzt. Der Traum ist mir noch ganz gegenwärtig.

Ich stand in der Dämmerung auf dem Rathausplatze unter einem jener großen Volkshaufen, die sich zu versammeln pflegen, wenn irgend ein Verbrecher auf die nahe Hauptwache geführt wird. Es war schon dunkel, als langsam ein Wagen durch das Gedränge gefahren kam, auf welchem eine unkenntliche schlanke Weibsperson saß. Quer auf den Knieen lag ihr ein totes Kind; sie aber saß aufrecht und reglos. „Da kommt die Kindsmörderin", summte das Volk, „in einer halben Stunde wird sie geköpft." Als ich die hohe Gestalt über den Häuptern der Menge dahinschwanken sah, hatte ich, wie ich mich ziemlich bestimmt erinnere, das Gefühl: ich wünschte ihr noch, daß das genossene Liebesglück kein gemeines und so groß gewesen sein möge, als das gegenwärtige Leid. Dann sei es schon gut.

Es war jetzt ganz Nacht geworden. Eine weiche, weiche Hand faßte die meine. Ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah, flüsterte mir ins Ohr: „Gottfried Keller, komm, wir wollen zu mir heim gehen!" und zog mich geschickt und sachte aus dem Gedränge. Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen,

die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich buseliges und liebliches Wesen, welches mich ungemein behaglich machte. Ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester. Als wir, in einem Sackgäßchen angekommen, vor einem hohen schmalen Hause standen, hießen mich die Kinder leise und behutsam gehen. So stiegen wir viele enge und steile Treppen hinan, jeden Tritt berechnend in der schwarzen Finsternis. Sie führten mich an beiden Händen. Oftmals hielten wir an, und die guten Mädchen suchten dann mein Gesicht und küßten mich herzlich, aber vorsichtig auf den Mund. Sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen: sie fielen von ihren Lippen, wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen. Darum brauchten wir eine lange Zeit, bis wir endlich oben, in einem kleinen Dachkämmerchen, waren. Dasselbe war ganz vom Monde erhellt; die runden Scheiben der Fensterchen waren auf den Boden gezeichnet. Sogleich zogen wir alle die Schuhe aus, um nicht laut aufzutreten. Man sah aus dem Fenster, vor welchem ein hohes Dach hinabging, über viele Dächer hinweg, unter denen man kaum die Fenster als schwarze Vierecke erkennen konnte. Der Mondschein schwamm auf den Dächern; die Stadt war eingeschlafen und still. Wir waren auch mäuschenstill; denn die Mädchen sagten, daß viele alte böse Weiber in den benachbarten Dachkammern wohnten, welche ihnen immer aufpaßten und jede Freude zu

verbittern suchten. Wenn eine aufwache und uns höre, so seien wir des Todes.

Wir saßen an einem kleinen Tischchen zwischen dem Fensterlein und dem Bette, welches mit einem schneeweißen Tuche sehr ordentlich und glatt bedeckt war. Wir durften natürlich kein Licht machen und saßen auch lieber so im Halblichte. Wir aßen und tranken etwas, aber ich weiß nicht mehr was, nur daß wir vergnüglich und leise die blinkenden Gläser aufhuben und wieder absetzten; und wenn etwa eines an einen Teller stieß, so zuckten wir ängstlich zusammen. Als eines der guten Kinder aufstand, das Betttuch abnahm und sehr sorgfältig zusammenlegte und dabei sagte: „Wenn wir schläfrig werden, so können wir uns nun gleich aufs Bett legen und rechtschaffen schlafen", da durchfuhr mich ein ganz seliges Gefühl, aber nicht eigentlich sinnlich. Sie setzte sich wieder ans Tischchen und bot mir ihre weißen jungen Schultern zum Liebkosen. Da fuhr sie plötzlich zusammen und sagte: „Herr Jesus, die Weiber kommen!" Halbtot vor Schrecken duckten sich beide fast in mich hinein, und ich umfing sie, indem wir alle drei atem- und lautlos aufhorchten. Wirklich hörte ich deutlich, wie jemand über das Dach hinschlarpte, an einem benachbarten Dachfenster anklopfte, wie dort ebenfalls jemand herausstieg auf das Dach. Dann sahen wir verschiedene Schatten vor unserm Fenster vorbeihuschen; es war offenbar, die alten Weiber weckten und versammelten sich. Die Ziegel rasselten unter ihren schlurfenden Füßen. Es kam immer näher über unsern Köpfen. Es flüsterte: „Langt nur 'nein, sie haben gewiß einen bei sich!" Ein Ziegel wurde aufgehoben: eine lange, magere Hand langte herein, tappte herum und erwischte

meine Haare, welche gen Berg standen. Das Blut schien in meinen Adern zu gerinnen, — als ich erwachte und tief aufatmete.

Der bleibende Eindruck des Traumes war aber ein angenehmer, und ich bin froh, daß es so abgebrochen wurde. Dieser Traum hatte mich erquickt für viele Tage, wie wenn ich das artige Abenteuer wirklich erlebt hätte.

15. September 1847.

Heute Nacht besuchte ich im Traum meine Mutter[1]) und fand eine große Riesenschlange auf dem Tabouret zusammengeringelt liegen, wie früher unsere rote Katze, welche gestorben ist. Die Schlange bildete eine ordentliche Pyramide auf dem kleinen Stühlchen: auf dem obersten engsten Ringe lag der kleine Kopf, und neben ihm ragte das spitzige Schwanzende empor, welches aus dem hohlen Innern des Turmes vom untersten Ringe her aufstieg. Da ich erschrak, so versicherte meine Mutter, es sei ein ordentliches gutes Haustier, und sie weckte dasselbe. Wirklich entwickelte sich die Schlange sehr gemütlich, gähnte und reckte sich nach allen Seiten, wobei sie die schönsten Farben schimmern ließ. Dann spazierte sie in hohen Wellenbewegungen in der Stube umher, über den Schreibtisch und über den Ofen hin, stellte sich auf den Schwanz und fuhr mit dem Kopfe, da sie sich bei weitem nicht ganz aufrichten konnte, rings an der Stubendecke umher, als ob sie Raum suche. Dann folgte sie der Mutter in die Küche und auf den Estrich, wo sie hinging. Auch ich that bald vertraut mit dem Tier und rief es gebieterisch beim Namen, den ich vergessen habe. Plötzlich aber hing

[1]) Keller wohnte noch bei Schulz in Hottingen.

die Schlange tot und starr über den Ofen herunter, und nun fürchteten wir sie erst entsetzlich und flohen aus der Stube. Da wurde sie wieder munter, putzte sich, lachte und sagte: „So ist es mit Euch Leutchen! Man muß immer tot scheinen, wenn man von Euch respektiert werden soll." Wir lachten auch, spielten mit ihr und streichelten sie. Da stellte sie sich wieder tot; sogleich wichen wir entsetzt zurück. Sie machte sich wieder lebendig, und wir näherten uns wieder. Sie erstarrte nochmals, und wir sprangen immer wieder fort. So trieb sie das Spiel, während ich mich in andere Träume verlor, die sehr schön waren. Denn es reut mich sehr, daß ich alles vergessen habe.

Ich glaube, ich träumte von der Winterthurerin[1]), weil mich immer noch eine Sehnsucht treibt, diese Träume auszugrübeln; aber es ist vergebens.

Man sollte sich während besonderer Träume bestimmte Kennzeichen machen können. Dies erinnert mich an einen Traum, den ich vor einigen Jahren hatte, wo ich, von schrecklichen Bildern gequält und gepreßt, mich kurz und gut entschloß, mich an der Nase zu zupfen, damit ich erwache. Dies geschah auch, und ich fühlte beim Erwachen noch deutlich den Druck des Daums und Zeigefingers an meiner Nase. Als ich diesen lustigen Vorfall erzählte, machten die Leute ungläubige Gesichter, obgleich ich durch ihre eigenen Erzählungen ähnlicher Träume dazu veranlaßt war. Sie stießen sich auch nicht am Sonderbaren, sondern nur am Zutreffenden und Passenden dessen, was ich zum Gespräche und Stoff desselben beitrug. Weil viele Schwätzer die Ge-

[1]) Luise Rieter.

wohnheit haben, von jeder Sorte von Erfahrungen und Merkwürdigkeiten, die gerade verhandelt werden, auch eine noch auffallendere besitzen zu wollen, so schienen die Leute mich auch in diese Klasse zu stellen. Aber da mir sonst immer der Vorwurf der Einsilbigkeit und mürrischen Wesens gemacht wird, bewies mir dies nur wieder die beleidigende Gedankenlosigkeit der meisten Leute.

Auch dem Schulz werde ich beim Frühstück keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht aussprach, daß ich dieselben vorweg ersinne und erfinde. Er kennt nur die einfachsten Träume, als: heut träumte ich von einem Sarg, oder von Rauten, oder: ich fing Fische, oder: ich sah einem die Nägel abschneiden u. s. f. Weil er keine Phantasie hat, welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohl organisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schöne künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich. So geht es! Der gute Schulz kann mit mir darüber zanken, daß ich in religiösen Dingen noch weniger Glauben haben will, als er; er kann sich sogar im Eifer in dogmatische Redensarten verirren: aber das Nächste und Einfachste, an einen schönen Traum, glaubt er nicht, weil er ihm anspruchslos beim Frühstück erzählt wird und nur drei Schritte von ihm geträumt worden sein soll; vielleicht auch, weil sich keinerlei Bedeutung daraus ergibt, wenigstens für ihn nicht. Denn in diesem Punkt ist er sehr gläubig und verlangt unsere Aufmerksamkeit für die abgeschmacktesten Dinge, welche er behauptet. Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch solche Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein.

Was habe ich für Ballast! — o weh mir armen Treckschuite! Eigentliche Kalkblöcke, die noch so gräulich brausen, wenn das Meerwasser hereindringt! Als mein Lebensschiff aus Ostindien zurückging, nachdem es seine Ladung abgegeben, wurden ihm als Ballast ausgestopfte Krokodile und wüste Seetiere, Tiger und Hyänen mitgegeben für die Raritätensammlung in Europa, um wenigstens einigen Nutzen mit der Fracht zu verbinden. Schwere Kisten voll wunderlicher Schnecken und Muscheln und Stachelpflanzen pfropfte man in die tiefen Räume, und als man das Schiff immer noch zu leicht befand, nahm man noch eine Truppe sündhafter nackter Bajaderen in die Kajüte, welche nach Paris bestimmt waren. — Aber es fällt mir ein, daß es ein schlechter Spaß ist, mit seinen schlimmen Eigenschaften und Fehlern und gar mit seinen Sünden zu kokettieren; denn es ist kokettiert, wenn man witzige Bilder braucht, um sie zu bezeichnen, und vor einer höheren Einsicht verschwinden diese Seifenblasen der Phantasie.

Nur eins noch! Es könnte viel Kummer und Verdruß verhütet werden, wenn jeder Mensch sich dreimal besänne, ehe er gute Ladungsstücke eines andern für Ballast und diesen letzteren als gute Fracht erklärt. Wenn man sich selbst ein wenig auf die Eisen geht, so kann man entdecken und muß gestehen, daß man sich vieler Dinge eigentlich zu schämen hat, welche an einem gelobt werden und umgekehrt. Das erstere thut unserer elenden Eitelkeit freilich nicht so weh, wie das letztere. Ich weiß nicht, welches empfindlicher ist: um gewisser Eigenschaften willen, die gerade nicht jedermann hat und daher für originell gelten, nichts desto weniger aber Schwachheiten sind, auf die zudringlichste Weise immer her=

vorgezogen und ausgezeichnet, oder um einiger Schroffheiten und Unebenheiten willen, die einem guten und löblichen Boden entspringen, immer getadelt zu werden.

Studiere dich selbst, jetzt und immer, deine Vergangenheit und Gegenwart! Vergleiche deine strengen Betrachtungen mit dem, was andere, Freunde und Feinde, von dir halten und du wirst zu zweierlei Resultaten kommen: entweder wirst du milder und friedlicher und umgänglicher — oder feiner und strenger und gewinnst an Stärke über die Gedankenlosen, je nach deinem Grundcharakter! In beiden Fällen aber wirst du, wie mich dünkt, nur gewinnen.

Ich schlenderte heute Vormittag über den Fischmarkt. Weber, der Kupferstecher[1]), lief mir nach und forderte mich auf, einen Frühtrunk zu nehmen. Ich hatte ihn vor vielen Wochen einmal in einer Kneipe, als wir in später Nacht ziemlich warm waren, verhöhnt, daß er immer sauren Wein söffe, was ihn fürchterlich aufbrachte, so daß wir uns ziemlich laut zankten beim Nachhausegehen, und er mir endlich einen Stoß gab, daß ich auf den Hintern purzelte, worauf ich wütend auf- und ihm an den Kragen sprang. Die Freunde fuhren zwischen uns, die Polizeier und Nachtwächter umringten uns. Kaum aber hatte mich einer dieser letzteren erkannt, so schrie er seinen Gesellen zu: „Fort mit uns! Das ist einer von den „Freien Stimmen". Da werden wir in dem Saublatt herumgezogen[2])!" Worauf sie sämtlich

[1]) Lukas Weber.

[2]) „Freie Stimmen im Bezirke Zürich", heftiges demokratisches Oppositionsblatt, seit 1843 von Dr. Elmiger herausgegeben. Ich besitze

sich zurückzogen und uns ungeschoren ließen. Ich bin nämlich stark verdächtigt, Mitarbeiter jenes Spott- und Schmähblattes zu sein, was mich nicht sehr freut. Diesmal aber rettete uns dieser Verdacht. Da die konservativen Spießer von Zürich, vom Patrizier bis zum Nachtwächter, nichts so fürchten wie die Öffentlichkeit, rettete uns dieser Verdacht vor unwürdigen Polizeiaffairen, worein uns unsere Thorheit, die wir schon lange abgelegt glaubten, zu verwickeln drohte.

Weber kam mir heute versöhnlich lachend entgegen; ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen. Er erzählte mir von einem Weinschenk, welcher, kürzlich aus Neapel zurückgekehrt, ein Faß Sizilianer Wein mitgebracht hätte, welches er wohlfeil verzapfe. Wir gingen hin und fanden einen aufgeweckten Mann, der als Mechanikus im Süden hantiert hatte. Alle Wände hingen voll greller Gouache-Bilder: der speiende Vesuv glühte wohl in zwölf verschiedenen Variationen, dazwischen Palermo, Sorrent, Salerno, Capri, Amalfi, Messina, Catanea, kurz alle lieben Namen und Orte von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Meerenge bunt durcheinander, übertrieben und bunt, aber sonnig gefärbt. Dazu schleppte der Wirt einen alten Hut voll Laven, Bimsstein und Tropfsteinbrocken her. Alle diese hundertmal gelesenen, besprochenen und geahnten Dinge, so naiv und abgelegen sie hier erschienen, machten doch in Verbindung mit dem südlichen ahnungsvollen und Sehnsucht erweckenden Weine ihren gehörigen

---

eine Karikatur samt Text von Johannes Ruff, der den hier geschilderten Auftritt gleichzeitig darstellte: den am Boden liegenden Keller, um ihn herum Weber, Ruff und Thomann, dann die herbeieilenden Polizisten, die jedoch von einem dritten zurückgehalten werden, um nicht in die „Säuziitig“ zu kommen.

Eindruck. Der Wein erwies sich indessen als zu schwer und ungeheuerlich. Ich dachte auch an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: „Bleib im Land und nähre dich redlich“ in mein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglücke in bestimmtester nobelster Form einschlich.

Weber fing an von meinem Freunde Ruff, dem andern Kupferstecher, zu sprechen, mit dem ich seit mehreren Wochen auf unerklärliche Weise erkältet bin. Weber ist genial liederlich, unzuverlässig und unstät. Ruff ist talentvoll, geistreich, gewissenhaft, fleißig und vorsichtig. Beide kommen zu nichts. Aber Ruff bringt sich ehrenvoll durch die Welt, lebt mit ihr äußerlich im Frieden und hat immer sein gutes Glas Wein auf dem Tisch; aber er wagt nicht viel. Weber hingegen übernimmt eine Menge Arbeiten, läßt sich Geld darauf geben und beendigt sie nicht oder spät. Er lebt mit allen Kunstunternehmern in einem ewigen Intriguenkrieg und nennt das Lebensklugheit und Erfahrung. Er verliert sich in die größten Unregelmäßigkeiten und genießt wenig Achtung, weil er nie bares Geld hat und liederlich aussieht. Ruff bringt auch die undankbarsten Arbeiten immer anständig und mit Geschick zu Ende; Weber schmiert und sudelt und ist höchst ungleich.

Nun war es sehr ergötzlich, die Beschwerden Webers anzuhören: Ruff sei ein Düftler und Rechner und gehe einen falschen Weg. Man müsse heutzutage intriguieren und den Kunsthändlern die Spitze bieten; man müsse in einen gewissen Jargon des Geschäftslebens eingehen; das fleißige Sitzen thue nicht alles — kurz, es war der ganze Zorn eines Zerfahrenen und Zerstreuten gegenüber einem Ruhigen und

Bewußten; es war das Brummen und Sträuben des bösen Gewissens, oder, milder und richtiger gesagt, des verkommenen Bewußtseins. Da ich merkte, daß der arme Teufel gern die ganze Sache auf Genie u. s. f. hinausgespielt hätte, so half ich ihm, Ruffs Interessen unbeschadet, nach und gab eine Menge kleiner Züge und Eigentümlichkeiten an, welche ich aus eigener Erfahrung und Beobachtung kenne und die dem Genie, oder wie man es nennen will, ankleben, aber leider ihm mehr schaden als nützen. Ich konnte als Poet und Büchermensch dies alles natürlich und ziemlich gut vorbringen, so daß der gute Kerl ganz feurig und angenehm überrascht wurde, wie ich alles das so schön sagen könne, was er schon tausendmal gedacht habe. Ich muß leider gestehen, daß ich doch einige wirkliche Fehler Ruffs mit zu Tage bringen half und kann mich nur damit entschuldigen, daß dieselben just in seinem nergelnden und überkritischen Wesen bestehen, das sich dann doch wieder inkonsequenter Weise mit weniger als nichts begnügt, was nämlich die Gesellschaft betrifft. Übrigens wird die Zukunft lehren, was in diesem sonderbaren Menschen eigentlich steckt, dem ich mich so plötzlich während der letzten zwei Jahre meines Lebens rückhaltlos und durchaus angeschlossen habe, und der mir ebenso schnell zu entschwinden scheint. Sollte er eine Bestie sein, so fahre er zu den Vorfahren! Vielleicht aber ist er spröd, verschämt und zu Mißverständnissen geneigt, wie ich[1]). Es ist grauenhaft, wie man so ungewiß werden kann über Menschen, mit denen man Jahre lang das Geheimste verhandelt hat.

---

[1]) Das letztere war in der That der Fall.

Den 16. September.

In den Zeitungen gelesen, daß der Publizist und Jurist A..... in Schaffhausen, den ich vor einem Jahre am Winterthurer Schießen beohrfeigt habe, im Schaffhauser Großen Rat den Antrag gegen Exekution des Tagsatzungsbeschlusses bringen und eine demagogische Wühlerei im Schaffhauser Volk anfangen will. Verletzte und unbefriedigte Eitelkeit soll den Esel dahin treiben, und das Gelingen nicht ganz unmöglich sein. Ich hatte doch einen guten Instinkt damals, und ich segne den Wein, der mich veranlaßte, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich und ließ sich doch prügeln[1]).

Einige Stunden mit Baumgartner zugebracht. Er spielte mir einige schöne Phantasieen von Liszt und Thalberg und eine von sich, nachher Lieder von Schumann, die wir zusammen sangen. „Die Lorelei" (Heine) von Silcher hat mich gewaltig gepackt, und ich singe sie immer vor mir her. Dies Lied drückt sehr viel aus, wo einen der Schuh drückt und was nicht gerade romantisch, sondern nur rein menschlich ist. Baumgartner hat auch ein paar Lieder von mir komponiert, die mir gefielen. „Ich will spiegeln mich in jenen Tagen" scheint mir in Rhythmus und Weise mit

[1]) Der hier geschilderte Vorgang ereignete sich während des Winterthurer Freischießens im Juni 1846. In der „N. Zürcher Ztg." vom 16. Sept. 1847 (Nr. 259) liest man: „Ein junger, sehr eitler Jurist, derzeitiger Redaktor der „Schaffhauser Ztg." will im Großen Rat den Antrag stellen, die Frage über Exekution des Tagsatzungsbeschlusses an das Volk zur Abstimmung zu bringen." Eine Gegenerklärung A's. in der „N. Zürcher Ztg." vom 21. Sept. (Nr. 264).

dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst, leise singend, gemacht habe.

Während Baumgartner eine große Phantasie spielte, machte ich die Bemerkung, daß schöne Musik immer dem Hörenden diejenigen Phantasieen hervorruft, welche ihm das, was er wünscht, nach seinem individuellsten Charakter vorspiegeln. Eine prächtige Ouvertüre wird den einen als Triumphator in das Geräusch eines kriegerischen Siegeszuges versetzen, während sie den andern auf grüne Berge an die Seite einer Heißgeliebten führt; der dritte wird einen Roman ausspinnen, aus welchem er, zuerst verkannt und mißhandelt, zuletzt als glänzender Held hervorgeht und vor denen erscheint, welchen er imponieren möchte. Welch eine ungeheure Welt der verschiedensten Träume und Empfindungen zertrümmert in einem gefüllten Hause der letzte Bogenstrich eines großen Tonstückes! Doch das geht nur die Masse der Nichtkenner an, worunter ich gehöre. Ein Musikverständiger wird sich an der unabhängigen Kunst und Schönheit eines Werkes erfreuen. Zum Haufen der Nichtkenner gehören aber eine Menge Leute, welche über Musik faseln. Baumgartner versicherte mich, daß alles, was Gutzkow, Heine, Laube rc. über Musik geschrieben haben, wohl angenehm zu lesen, aber durchaus willkürlich und ganz launenhaft sei. Es ist die nämliche Erscheinung, wie bei allen Künsten. Nur die Kunstbeflissenen, ein enger Kreis stiller Künstler selbst, genießt die verschiedenen Werke in ihrer ganzen Tiefe und jedesmal nur diejenigen, welche er selbst auch hervorzubringen sich bemüht. Alles andere ist mehr oder weniger untauglich; besonders aber das plastische Vergleichen und Schwadronieren führt zu nichts. Ich weiß wohl, daß die

schreibenden Ästhetiker sich mit Spott und Galle gegen diese Behauptung verwahren; es ist aber doch so. Ein Schriftsteller kann wohl viel Gründlicheres über die Kunstgeschichte sagen, als ein Künstler; er kann den Geist der Richtungen und Schulen erforschen, vergleichen und beurteilen; aber das einzelne Produkt wird er nie verstehen und genießen, wie der Künstler; dafür hat dieser einen ganz eigenen Witz. Auch geht dem Federmenschen die schöne Pietät ab, welche die Künstler auch für überwundene Richtungen und Phasen bewahren und welche ihnen dafür mit so manchem reinen Genusse lohnt.

Als Baumgartner spielte, wünschte ich wunderschön spielen und singen zu können der Louise R[ieter] wegen. Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen innern Augen. Ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist; aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden. Vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr.

Mit meiner Schwester geht es körperlich besser, aber Geist und Gemüt scheinen von der Krankheit gelitten zu haben: sie ist verwirrt ohne Fieber. Dabei aber zeigt sie Witz, und die Tiefe eines zarten und liebebedürftigen Gemütes tritt zum ersten Mal zu Tage. Die Mutter wacht nun ganz allein schon vierzehn Nächte bei ihr. Ich kann nichts

helfen. Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaus hilft, so soll es anders werden. Indessen bin ich stolz auf unser verborgenes Leiden und auf die Stärke und Kraft meines armen alten Mütterchens und auf den stillen Wert meiner Schwester. Das übertrifft alle Fraubasereien meiner öffentlichen Beziehungen.

Den 17. September 1847.

Heute bekam ich ein artiges Gedicht in Terzinen von der Ostsee her, von einem gewissen Bruno Bucher aus Köslin[1]). Ich habe schon mehr dergleichen bekommen; dies freut mich aber ein wenig, darum, weil es in einer traurigen Stunde kam und mir sagte, daß ein Unbekannter am fernen Meer mich achte und liebe. Meine Eitelkeit erregte es nicht im mindesten, worauf ich genau Acht gab. Einzig wünschte ich, daß es die Winterthurerin wüßte. Die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können.

Den 20. September.

Herrlicher Morgen auf dem Zürichberg. Ich stieg durch den Nebel hinan und strebte in den Sonnenschein, den ich auch bald erreichte, als ich auf die Höhe kam. Die Nebel wogten im Thale auf und ab. See und Stadt waren unsichtbar, aber das Gebirge tauchte aus den weißen Wolken. Die Gletscher und Firnen schienen, hell bestrahlt, viel größer und näher, da der ganze Mittelgrund fehlte. Sie verschmolzen sich aufs schönste mit den vom Winde getriebenen

[1]) Jetzt Direktor des österreich. Museums für Kunst und Industrie.

Nebelmassen, welche wie ein flüssiges Silbermeer in gut gedachte Wolken und Flocken ausliefen und wechselnd das Gebirge bald ganz, bald halb verschleierten. Ich sah die prächtigsten Bilder, wo der triefende frische Wald die wunderbare Ferne einfaßte. Oft sah ich den Nebel in feinen blauen und durchsichtigen Wallungen wenige Schritte vor mir durch die Tannen fahren. Schön war es, wenn hie und da eine schwanke junge Föhre oder Birke einzeln sich vom klaren hellen Grund abhob, und ihre dunkle, vom Feuchten blitzende Krone auf einer kaum unterscheidbaren blassen Schneekuppe spielte.

Meinen Lieblingsvogel, den Weih, sah ich seit Wochen wieder zum ersten Mal kreisen. Wie kommt es, daß ich diesen Sommer so wenig allein hinausgehe?

Auf dem Heimwege kam ich an dem alten kleinen Kirchhofe des Siechenhauses „Spanweid" vorbei. Ein kleiner Junge schrie und deutete immer dahin und sagte zu seinem Vater, der im Felde arbeitete: „Schau den Toten dort! es geht ein Toter herum!" Ein alter siecher Mann spazierte auf den Gräbern herum. Man sah nur seinen Kopf mit der weißen Zipfelkappe hinter der Mauer sich hin und her bewegen. Ich konnte mich recht gut in die Vorstellung des Knaben versetzen.

Im Walde auf den schönen einsamen Wegen dachte ich fort und fort die Louise an meine Seite. Eine junge Birke sah ich so schlank und tadellos gewachsen wie sie. Dieselbige badete sich im Silberduft und schwankte einsam mutwillig hin und her, als ob sie nichts bedürfte.

Gestern fand ich im botanischen Garten eine Georginenart, deren Blumen mir ganz ihr Wesen auszudrücken schienen.

Sie war weiß von eigentümlicher Reinheit; die Hälfte der Blume verlor sich ins Fleischrosenfarbene, ganz blaß. Die Blätter waren so schön gereiht und gebaut, das Ganze so zierlich, munter und aufgeweckt, so frisch und unbeschädigt, verglichen mit den schweren, plumpen, dickroten und trübvioletten Dahlien, die in der Nähe standen, an denen viel Hängendes, Willkürliches und Auswüchsiges das Auge beleidigte.

Heute im Wald wünschte ich ein gewandter Jäger zu sein; ich schoß ein junges zartes Reh in Gedanken und überschickte es ihr, wozu ich mir ein Sonett ausdachte: „Ich möchte sie nähren und kleiden mit allem, was die Erde trägt, und ihr Leben ganz allein tragen. Sie solle aber von der wilden blutigen Gabe nicht auf ein rauhes hartes Herz schließen. Im Liebesunmut schoß ich, fern von ihr, das junge Reh."

Da sie, wie ich höre, auch dichtet, so dachte ich mir ein Antwortsonett aus. Wenn ich auch nicht gerade wünsche, daß sie sehr schöne Verse mache, so fiel das Sonett doch sehr gut aus, von der Gegenliebe eingegeben. Hierauf kehrte ich zurück und traf sie auf dem Wege an: die Begegnung, ihre und meine Kleidung, die erste Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichste ausgeheckt und eine artige Novellette gemacht.

Wenn ich übrigens diese kindischen Phantasieen nicht zum Dichten gut brauchen könnte, so wäre ich allerdings ein eitler Esel. Ist es aber mir armem Teufel nicht zu gönnen, wenn ich von der Ware, welche ich offiziell verfertige und verkaufe, im geheimen selbst ein bischen nasche und konsumiere?

Zwei stattliche, sonnengebräunte Bauern pflügen mit starken Ochsen auf zwei Äckern, zwischen welchen ein dritter großer brach und verwildert liegt. Während sie die Pflugschar wenden, sprechen sie über den mittleren schönen Acker, wie er nun schon so manches Jahr brach liege, weil der verwahrloste Erbe desselben sich unstät in der Welt herumtreibe. Frommes und tiefes Bedauern der beiden Männer, welche wieder an die Arbeit gehen und jeder von seiner Seite her der ganzen Länge nach einige Furchen dem verwaisten Acker abpflügt. Indem die Ochsen die Pflüge langsam und still weiter ziehen, und die beiden Züge hüben und drüben sich begegnen, setzen die beiden Bauern eintönig ihr Gespräch fort über den bösen Weltlauf, führen dabei mit fester Hand den Pflug und thun, jeder, als ob er den Frevel des andern nicht bemerkte. Die Sonne steht einsam und heiß am Himmel.

Schulz schreibt sehr gute Artikel in die „Deutsche Zeitung“ über die Jesuitenfrage. So erweist es sich wieder, daß ein Mann, der hier still und anspruchlos lebt und von unsern Matadoren wenig beachtet zu werden scheint, unserer Sache im Auslande die realsten und trefflichsten Dienste leistet.

Inzwischen erfüllt mich das Benehmen unserer Regierungsmänner, von Furrer[1]), Rüttimann[2]) ꝛc. mit der

[1]) Jonas Furrer (1805—1861), der erste schweizerische Bundespräsident, vor Herbst 1848 Mitglied der Züricher Regierung. Vgl. Allg. Deutsche Biographie 8, 209.

[2]) Über Regierungsrat und Professor J. J. Rüttimann (1813 bis 1876) vgl. A. Schneider a. a. O. 30, 53.

größten Achtung. Ich bin ganz im geheimen diesen Männern viel Dank schuldig. Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich an ihnen zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will. Daß Begeisterung und die frische Thatkraft, eine einmal erkannte Fessel zu brechen, oder mit andern Worten, der Sinn für die rechte und notwendige Revolution darüber nicht verloren gehen, bin ich versichert. Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen weiß, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer eklatanter nach jeder Verfinsterung auf dem gesetzlichen Wege sieht. Ja, wir werden bald alle Revolution verdammen und verfolgen müssen, weil sie, da bald überall gesetzliche Anfänge der Freiheit gegründet sind, das Erbe des Absolutismus wird. Vielleicht ist das etwas jesuitisch gedacht, aber item, es hilft. Daß es keine Revolution ist, wenn die Italiener sich von Österreich oder die Polen von Rußland, wenn auch auf die blutigste Weise, losmachen wollen, versteht sich von selbst.

Man klagt immer, die antike Tugend sei verschwunden, während wir die glänzendsten Beispiele, nur im modernen Gewand, in nächster Nähe haben. Bürgermeister Furrer genoß als Advokat eine jährliche Einnahme von etwa zehntausend Gulden. Als Bürgermeister bezieht er eintausend und nur, wenn Zürich Vorort ist, dreitausendfünfhundert, um

die Etiquette zu bestreiten. Mit tausend Gulden kann aber eine Familie, wenn sie einigen Anstand beobachten will, nur knapp leben. Welches Opfer hat er also gebracht! Tausend Annehmlichkeiten muß er nicht nur sich, sondern auch Frau und Kindern entziehen. Die Hauptsache ist dabei: er kann für die alten Tage und für seine Kinder nicht dasjenige Vermögen ersparen, nach welchem ein Mann von seinen Verdiensten, Einsichten und Kenntnissen trachten darf und soll. Denn wir haben weder Pensionen noch große Stipendienfonds. Die Ehre ist keine persönliche Entschädigung, weil Furrer nicht im mindesten ehrgeizig ist. Während er auf diese Weise im wörtlichsten Sinne für den Staat Entbehrungen trägt, hat er auf der einen Seite mit der niederträchtigsten, gewissenlosesten und kleinlichsten Opposition zu kämpfen, auf der andern aber mit den steten Vorwürfen und Anfeindungen der eigenen Partei-Extreme. Nichtsdestoweniger führt er seine Aufgabe mit seinen Freunden ruhig und standhaft, ohne Ostentation zum Ziele, so daß nun Zürich wieder moralisch an der Spitze der Bewegung steht. Ähnlich verhält es sich mit Rüttimann, welcher zwar eine reiche Frau hat, der aber durch unbegreifliche eiserne Arbeitsthätigkeit sich auszeichnet.

Ein erbaulicher Charakter anderer Art ist Alfred Escher[3]). Der Sohn eines Millionärs unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere weitläufige Ämter in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichtum besitzen, vor allem aus das Leben ge-

[3]) Der bekannte Züricher Staatsmann, der Begründer der Gotthardbahn (1819—1882).

nießen. Man sagt zwar, er sei ehrgeizig. Mag sein; es zeichnet nur eine bestimmtere Gestalt. Ich meinerseits würde schwerlich, auch wenn ich seine Erziehung genossen hätte, den ganzen Tag auf der Schreibstube sitzen, wenn ich dabei sein Geld besäße.

Den 1. Oktober, 12 Uhr nachts.

Ich komme soeben aus der Gesellschaft, ziemlich gebeugt von achttägiger Liederlichkeit, die doch wiederum höchst unschuldig ist, wenn ich andere Personen und Verhältnisse betrachte. Ich glaube mich immer schlechter und schwächer als andere und finde mich am Ende immer ein klein wenig besser. Wahrscheinlich aber werde ich mit meiner naiv beschaulichen und müssiggängerischen Weise zu Grunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendrians-Menschen florieren.

Habe mich auf die ehrbarste Weise an der lieblichen Braut eines Quidam gefreut und dachte an die X. Ich bin auch nicht von Stroh. Gute Nacht, mein liebes Herz! du verlierst sehr viel, wenn du nicht aushältst.

Den 3. Dezember.

Heute Nacht träumte mir von einem Weih. Ich schaute in einem Hause zum Fenster hinaus; im Hofe standen die Nachbarn mit ihren Kindern. Da flog ein großer wunderschöner Gabelweih über den Dächern her. Er schwebte eigentlich nur, denn seine Flügel waren dicht geschlossen, und er schien vor Hunger krank und matt, indem er immer tiefer sank und sich mit Mühe wieder erheben konnte, aber nie so hoch, als er vorher gesunken war. Die Nachbarn mit ihren Kindern schrieen und lärmten und warfen unge-

duldig die Mützen nach ihm, um ihn ganz herabzuwerfen. Er sah mich an und schien, sich auf- und niederbewegend, mir sich nähern zu wollen. Da lief ich schnell weg in die Küche, um etwas Speise für ihn zu holen. Ich fand mit Mühe etwas, und als ich hastig damit wieder am Fenster erschien, lag er schon tot am Boden in den Händen eines kleinen lausigen Jungen, welcher die prächtigen Schwungfedern ausrupfte und umherwarf und endlich ermüdet den Vogel auf einen Misthaufen schleuderte. Die Nachbarn, welche ihn endlich mit einem Steine herabgeworfen hatten, waren unterdessen aus einander- und an ihre Geschäfte gegangen.

Dieser Traum machte mich sehr traurig. Hingegen ward ich wieder sehr vergnügt, als ein junges Mädchen kam und mir einen großen Strauß Nelken zum Kaufe anbot. Ich wunderte mich sehr, daß es im Dezember noch Nelken gebe und handelte mit dem Kinde. Sie verlangte drei Schillinge. Ich hatte aber bloß zwei in der Tasche und war in großer Verlegenheit. Ich verlangte, sie sollte mir für zwei Schillinge von den Blumen absondern, indem nur so viel in meinem Champagnerglas, in welchem ich die Blumen gewöhnlich aufbewahre, Platz hätten. Da sagte sie: „Lassen Sie mal sehen! sie gehen schon hinein". Nun stellte sie eine Nelke nach der andern bedächtig in das schlanke glänzende Glas. Ich sah ihr zu und empfand jenes Behagen und Wohlgefühl, welches immer in einen kommt, wenn jemand vor unsern Augen eine leichte Arbeit still, ruhig und zierlich vollbringt. Als sie aber die letzte Nelke untergebracht hatte, wurde es mir wieder angst. Da sah mich das Mädchen freundlich und schlau an und sagte: „Sehen Sie nun? Es sind aber

auch nicht so viel, wie ich geglaubt habe, und sie kosten nur zwei Schillinge.“ Es waren indessen doch keine eigentlichen Nelken, aber von einem brennenden Rot, und der Geruch war außerordentlich angenehm und nelkenhaft.

Den 10. Januar 1848.

Vergangene Nacht befand ich mich in Glattfelden. Die Glatt floß glänzend und fröhlich am Hause vorbei; aber ich sah sie in eine weit fernere, fast unabsehbare Ferne fließen, als es wirklich der Fall ist. Wir standen am offenen Fenster gegen die Wiesen hinaus. Da flog ein mächtiger Adler durch das Thal hin und wieder. Als er sich drüben an der Buchhalde auf eine verwitterte Föhre setzte, klopfte mir das Herz auf eine sonderbare Weise. Ich glaube, ich empfand eine rührende Freude darüber, zum ersten Mal einen Adler in seiner Freiheit schweben zu sehen. Nun flog er ganz nah an unserm Fenster vorbei. Da bemerkten wir genau, daß er eine Krone auf dem Kopfe trug, und seine Schwingen und Federn waren scharf und wunderlich ausgezackt, wie auf den Wappen. Wir sprangen, mein Oheim und ich, nach den Gewehren an der Wand und postierten uns hinter die Thüren. Richtig kam der riesige Vogel zum Fenster herein und erfüllte fast die Stube mit der Breite seiner Schwingen. Wir schossen — und am Boden lag anstatt des Adlers ein Haufen von schwarzen Papierschnitzeln, worüber wir uns sehr ärgerten.

Es nimmt mich eigentlich wunder, warum ich diese kindischen Träume aufschreiben mag. Jedoch kommt es von der glücklichen Stimmung, in welche mich diese einfachen Spiele der träumenden Seele auch noch nach dem Erwachen versetzen.

Wenn ich auch einst nichts Lesenswertes mehr in dem Aufgeschriebenen finde, so wird mich doch beim Anblick der jeweiligen Daten eine dunkle süße Erinnerung befallen: eines still genossenen schuldlosen Glückes.

Auffallend ist es mir, daß ich hauptsächlich, ja fast ausschließlich in traurigen Zeiten, wo ich den Tag über in kummervollem Brüten dahinlebe, solch heitere und einfach liebliche Träume habe.

Den 15. Januar 1848.

Träumte die halbe Nacht von einem silbernen Armband. Das Mittelstück desselben bildete ein alter feiner Zürcher Gulden, auf welchem die alte Stadt Zürich mit ihren Türmen geprägt war. Das übrige Band bestand aus künstlich gearbeiteten Kettchen und Gliedern von den schönsten Formen und Verhältnissen. Ich spielte sehr vergnügt mit diesem sonderbaren Schmuck und schämte mich nicht, mein Handgelenk damit zu zieren, gleich einem Mädchen. Gegen Morgen wollte mir jemand das Band wegnehmen und ich zankte darum, bis ich erwachte.

Übrigens erinnere ich mich jetzt wirklich eines silbernen Armbandes von zwei Jahren her, an welches sich Beziehungen knüpfen.

Sah auch eine herrliche Landschaft, wo die Ströme leuchteten wie Edelsteine; die Berge und die Vegetation waren von den wunderbarsten Formen. Als ich in der Nacht mitten aus dieser Natur aufwachte, glaubte ich alle Linien so fest in mir bewahren zu können, daß ich sie am Morgen nur gleich zeichnen möge. Aber nachher schlief ich wieder ein, und jetzt habe ich nichts mehr als den allgemeinen angenehmen Eindruck.

sich zurückzogen und uns ungeschoren ließen. Ich bin nämlich stark verdächtigt, Mitarbeiter jenes Spott- und Schmähblattes zu sein, was mich nicht sehr freut. Diesmal aber rettete uns dieser Verdacht. Da die konservativen Spießer von Zürich, vom Patrizier bis zum Nachtwächter, nichts so fürchten wie die Öffentlichkeit, rettete uns dieser Verdacht vor unwürdigen Polizeiaffairen, worein uns unsere Thorheit, die wir schon lange abgelegt glaubten, zu verwickeln drohte.

Weber kam mir heute versöhnlich lachend entgegen; ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen. Er erzählte mir von einem Weinschenk, welcher, kürzlich aus Neapel zurückgekehrt, ein Faß Sizilianer Wein mitgebracht hätte, welches er wohlfeil verzapfe. Wir gingen hin und fanden einen aufgeweckten Mann, der als Mechanikus im Süden hantiert hatte. Alle Wände hingen voll greller Gouache-Bilder: der speiende Vesuv glühte wohl in zwölf verschiedenen Variationen, dazwischen Palermo, Sorrent, Salerno, Capri, Amalfi, Messina, Catanea, kurz alle lieben Namen und Orte von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Meerenge bunt durcheinander, übertrieben und bunt, aber sonnig gefärbt. Dazu schleppte der Wirt einen alten Hut voll Laven, Bimsstein und Tropfsteinbrocken her. Alle diese hundertmal gelesenen, besprochenen und geahnten Dinge, so naiv und abgelegen sie hier erschienen, machten doch in Verbindung mit dem südlichen ahnungsvollen und Sehnsucht erweckenden Weine ihren gehörigen

---

eine Karikatur samt Text von Johannes Ruff, der den hier geschilderten Auftritt gleichzeitig darstellte: den am Boden liegenden Keller, um ihn herum Weber, Ruff und Thomann, dann die herbeieilenden Polizisten, die jedoch von einem dritten zurückgehalten werden, um nicht in die „Säuziitig“ zu kommen.

Eindruck. Der Wein erwies sich indessen als zu schwer und ungeheuerlich. Ich dachte auch an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: „Bleib im Land und nähre dich redlich“ in mein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglücke in bestimmtester nobelster Form einschlich.

Weber fing an von meinem Freunde Ruff, dem andern Kupferstecher, zu sprechen, mit dem ich seit mehreren Wochen auf unerklärliche Weise erkältet bin. Weber ist genial liederlich, unzuverlässig und unstät. Ruff ist talentvoll, geistreich, gewissenhaft, fleißig und vorsichtig. Beide kommen zu nichts. Aber Ruff bringt sich ehrenvoll durch die Welt, lebt mit ihr äußerlich im Frieden und hat immer sein gutes Glas Wein auf dem Tisch; aber er wagt nicht viel. Weber hingegen übernimmt eine Menge Arbeiten, läßt sich Geld darauf geben und beendigt sie nicht oder spät. Er lebt mit allen Kunstunternehmern in einem ewigen Intriguenkrieg und nennt das Lebensklugheit und Erfahrung. Er verliert sich in die größten Unregelmäßigkeiten und genießt wenig Achtung, weil er nie bares Geld hat und liederlich aussieht. Ruff bringt auch die undankbarsten Arbeiten immer anständig und mit Geschick zu Ende; Weber schmiert und sudelt und ist höchst ungleich.

Nun war es sehr ergötzlich, die Beschwerden Webers anzuhören: Ruff sei ein Düftler und Rechner und gehe einen falschen Weg. Man müsse heutzutage intriguieren und den Kunsthändlern die Spitze bieten; man müsse in einen gewissen Jargon des Geschäftslebens eingehen; das fleißige Sitzen thue nicht alles — kurz, es war der ganze Zorn eines Zerfahrenen und Zerstreuten gegenüber einem Ruhigen und

Bewußten; es war das Brummen und Sträuben des bösen Gewissens, oder, milder und richtiger gesagt, des verkommenen Bewußtseins. Da ich merkte, daß der arme Teufel gern die ganze Sache auf Genie u. s. f. hinausgespielt hätte, so half ich ihm, Ruffs Interessen unbeschadet, nach und gab eine Menge kleiner Züge und Eigentümlichkeiten an, welche ich aus eigener Erfahrung und Beobachtung kenne und die dem Genie, oder wie man es nennen will, ankleben, aber leider ihm mehr schaden als nützen. Ich konnte als Poet und Büchermensch dies alles natürlich und ziemlich gut vorbringen, so daß der gute Kerl ganz feurig und angenehm überrascht wurde, wie ich alles das so schön sagen könne, was er schon tausendmal gedacht habe. Ich muß leider gestehen, daß ich doch einige wirkliche Fehler Ruffs mit zu Tage bringen half und kann mich nur damit entschuldigen, daß dieselben just in seinem nergelnden und überkritischen Wesen bestehen, das sich dann doch wieder inkonsequenter Weise mit weniger als nichts begnügt, was nämlich die Gesellschaft betrifft. Übrigens wird die Zukunft lehren, was in diesem sonderbaren Menschen eigentlich steckt, dem ich mich so plötzlich während der letzten zwei Jahre meines Lebens rückhaltlos und durchaus angeschlossen habe, und der mir ebenso schnell zu entschwinden scheint. Sollte er eine Bestie sein, so fahre er zu den Vorfahren! Vielleicht aber ist er spröd, verschämt und zu Mißverständnissen geneigt, wie ich[1]). Es ist grauenhaft, wie man so ungewiß werden kann über Menschen, mit denen man Jahre lang das Geheimste verhandelt hat.

---

[1]) Das letztere war in der That der Fall.

Den 16. September.

In den Zeitungen gelesen, daß der Publizist und Jurist A..... in Schaffhausen, den ich vor einem Jahre am Winterthurer Schießen beohrfeigt habe, im Schaffhauser Großen Rat den Antrag gegen Exekution des Tagsatzungsbeschlusses bringen und eine demagogische Wühlerei im Schaffhauser Volk anfangen will. Verletzte und unbefriedigte Eitelkeit soll den Esel dahin treiben, und das Gelingen nicht ganz unmöglich sein. Ich hatte doch einen guten Instinkt damals, und ich segne den Wein, der mich veranlaßte, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich und ließ sich doch prügeln[1]).

Einige Stunden mit Baumgartner zugebracht. Er spielte mir einige schöne Phantasieen von Liszt und Thalberg und eine von sich, nachher Lieder von Schumann, die wir zusammen sangen. „Die Lorelei" (Heine) von Silcher hat mich gewaltig gepackt, und ich singe sie immer vor mir her. Dies Lied drückt sehr viel aus, wo einen der Schuh drückt und was nicht gerade romantisch, sondern nur rein menschlich ist. Baumgartner hat auch ein paar Lieder von mir komponiert, die mir gefielen. „Ich will spiegeln mich in jenen Tagen" scheint mir in Rhythmus und Weise mit

[1]) Der hier geschilderte Vorgang ereignete sich während des Winterthurer Freischießens im Juni 1846. In der „N. Zürcher Ztg." vom 16. Sept. 1847 (Nr. 259) liest man: „Ein junger, sehr eitler Jurist, derzeitiger Redaktor der „Schaffhauser Ztg." will im Großen Rat den Antrag stellen, die Frage über Exekution des Tagsatzungsbeschlusses an das Volk zur Abstimmung zu bringen." Eine Gegenerklärung A's. in der „N. Zürcher Ztg." vom 21. Sept. (Nr. 264).

dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst, leise singend, gemacht habe.

Während Baumgartner eine große Phantasie spielte, machte ich die Bemerkung, daß schöne Musik immer dem Hörenden diejenigen Phantasieen hervorruft, welche ihm das, was er wünscht, nach seinem individuellsten Charakter vorspiegeln. Eine prächtige Ouvertüre wird den einen als Triumphator in das Geräusch eines kriegerischen Siegeszuges versetzen, während sie den andern auf grüne Berge an die Seite einer Heißgeliebten führt; der dritte wird einen Roman ausspinnen, aus welchem er, zuerst verkannt und mißhandelt, zuletzt als glänzender Held hervorgeht und vor denen erscheint, welchen er imponieren möchte. Welch eine ungeheure Welt der verschiedensten Träume und Empfindungen zertrümmert in einem gefüllten Hause der letzte Bogenstrich eines großen Tonstückes! Doch das geht nur die Masse der Nichtkenner an, worunter ich gehöre. Ein Musikverständiger wird sich an der unabhängigen Kunst und Schönheit eines Werkes erfreuen. Zum Haufen der Nichtkenner gehören aber eine Menge Leute, welche über Musik faseln. Baumgartner versicherte mich, daß alles, was Gutzkow, Heine, Laube ꝛc. über Musik geschrieben haben, wohl angenehm zu lesen, aber durchaus willkürlich und ganz launenhaft sei. Es ist die nämliche Erscheinung, wie bei allen Künsten. Nur die Kunstbeflissenen, ein enger Kreis stiller Künstler selbst, genießt die verschiedenen Werke in ihrer ganzen Tiefe und jedesmal nur diejenigen, welche er selbst auch hervorzubringen sich bemüht. Alles andere ist mehr oder weniger untauglich; besonders aber das plastische Vergleichen und Schwadronieren führt zu nichts. Ich weiß wohl, daß die

schreibenden Ästhetiker sich mit Spott und Galle gegen diese Behauptung verwahren; es ist aber doch so. Ein Schriftsteller kann wohl viel Gründlicheres über die Kunstgeschichte sagen, als ein Künstler; er kann den Geist der Richtungen und Schulen erforschen, vergleichen und beurteilen; aber das einzelne Produkt wird er nie verstehen und genießen, wie der Künstler; dafür hat dieser einen ganz eigenen Witz. Auch geht dem Jedermenschen die schöne Pietät ab, welche die Künstler auch für überwundene Richtungen und Phasen bewahren und welche ihnen dafür mit so manchem reinen Genusse lohnt.

Als Baumgartner spielte, wünschte ich wunderschön spielen und singen zu können der Louise R[ieter] wegen. Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen innern Augen. Ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist; aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden. Vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr.

Mit meiner Schwester geht es körperlich besser, aber Geist und Gemüt scheinen von der Krankheit gelitten zu haben: sie ist verwirrt ohne Fieber. Dabei aber zeigt sie Witz, und die Tiefe eines zarten und liebebedürftigen Gemütes tritt zum ersten Mal zu Tage. Die Mutter wacht nun ganz allein schon vierzehn Nächte bei ihr. Ich kann nichts

helfen. Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaus hilft, so soll es anders werden. Indessen bin ich stolz auf unser verborgenes Leiden und auf die Stärke und Kraft meines armen alten Mütterchens und auf den stillen Wert meiner Schwester. Das übertrifft alle Fraubasereien meiner öffentlichen Beziehungen.

Den 17. September 1847.

Heute bekam ich ein artiges Gedicht in Terzinen von der Ostsee her, von einem gewissen Bruno Bucher aus Köslin[1]). Ich habe schon mehr dergleichen bekommen; dies freut mich aber ein wenig, darum, weil es in einer traurigen Stunde kam und mir sagte, daß ein Unbekannter am fernen Meer mich achte und liebe. Meine Eitelkeit erregte es nicht im mindesten, worauf ich genau Acht gab. Einzig wünschte ich, daß es die Winterthurerin wüßte. Die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können.

Den 20. September.

Herrlicher Morgen auf dem Zürichberg. Ich stieg durch den Nebel hinan und strebte in den Sonnenschein, den ich auch bald erreichte, als ich auf die Höhe kam. Die Nebel wogten im Thale auf und ab. See und Stadt waren unsichtbar, aber das Gebirge tauchte aus den weißen Wolken. Die Gletscher und Firnen schienen, hell bestrahlt, viel größer und näher, da der ganze Mittelgrund fehlte. Sie verschmolzen sich aufs schönste mit den vom Winde getriebenen

[1]) Jetzt Direktor des österreich. Museums für Kunst und Industrie.

Nebelmassen, welche wie ein flüssiges Silbermeer in gut gedachte Wolken und Flocken ausliefen und wechselnd das Gebirge bald ganz, bald halb verschleierten. Ich sah die prächtigsten Bilder, wo der triefende frische Wald die wunderbare Ferne einfaßte. Oft sah ich den Nebel in feinen blauen und durchsichtigen Wallungen wenige Schritte vor mir durch die Tannen fahren. Schön war es, wenn hie und da eine schwanke junge Föhre oder Birke einzeln sich vom klaren hellen Grund abhob, und ihre dunkle, vom Feuchten blitzende Krone auf einer kaum unterscheidbaren blassen Schneekuppe spielte.

Meinen Lieblingsvogel, den Weih, sah ich seit Wochen wieder zum ersten Mal kreisen. Wie kommt es, daß ich diesen Sommer so wenig allein hinausgehe?

Auf dem Heimwege kam ich an dem alten kleinen Kirchhofe des Siechenhauses „Spanweid" vorbei. Ein kleiner Junge schrie und deutete immer dahin und sagte zu seinem Vater, der im Felde arbeitete: „Schau den Toten dort! es geht ein Toter herum!" Ein alter siecher Mann spazierte auf den Gräbern herum. Man sah nur seinen Kopf mit der weißen Zipfelkappe hinter der Mauer sich hin und her bewegen. Ich konnte mich recht gut in die Vorstellung des Knaben versetzen.

Im Walde auf den schönen einsamen Wegen dachte ich fort und fort die Louise an meine Seite. Eine junge Birke sah ich so schlank und tadellos gewachsen wie sie. Dieselbige badete sich im Silberduft und schwankte einsam mutwillig hin und her, als ob sie nichts bedürfte.

Gestern fand ich im botanischen Garten eine Georginenart, deren Blumen mir ganz ihr Wesen auszudrücken schienen.

Wenn ich am Tage nichts arbeite, so schafft die Phantasie im Schlafe auf eigene Faust; aber das neckische liebe Gespenst nimmt seine Schöpfungen mit sich hinweg und verwischt sorgfältig alle Spuren seines spukhaften Wirkens.

Den 2. Februar 1848.

Der Frühling hat mich armen Teufel letzte Nacht besucht und getröstet. Auf jeden Fall habe ich dies Jahr den ersten Vorgeschmack des Lenzes genossen.

Ich ging in einem großen schönen Garten, welcher dazu noch mein gehörte. Er war im „Platz“ gelegen, wo jetzt der Bahnhof steht, und füllte den ganzen obern Raum zwischen den beiden Flüssen, der Limmat und der Sihl, aus. Die Blumenbeete waren ländlich unregelmäßig, ohne Einfassungen, von den zufälligsten Formen; die Wege schlängelten sich weich und glatt hindurch und verloren sich und trafen sich wieder zwischen den herrlichsten Blumengebüschen. Der Garten verlor sich ohne Scheidewand oder Hecke in die schattigen Anlagen des „Platzspitzes“, welche im glänzendsten Grün standen. Die beiden Flüsse schimmerten in der Sonne blau und grün, wie mutwillige Schlangen. Ich schlürfte alles mit dem reellsten Genusse und Bewußtsein in mich hinein. Weiße Schmetterlinge, von der Größe einer Taube, wogten langsam auf den blauen und roten Blumenfeldern herum. Ich wollte mir einen fangen, indem ich mir dachte, es müsse ein prächtiges Dekorum für mein Zimmer abgeben, stopfte und zündete eine Pfeife Tabak an, um den Vogel mit dem Tabaksafte schnell zu töten. Aber indem ich einige Züge rauchte, schämte ich mich, erstens den Blumen- und Lenzduft zu verunreinigen und zweitens einen Schmetterling zu töten.

Über diesen Betrachtungen verschwand der Garten und die Farbenpracht. Grau umhüllte mich, und ich sah nichts mehr als eine mächtige silbergraue Weide, welche mit dem heftigsten Sturmwinde rang. Sie war ein Bild der tiefsten Zerknirschung. Wie rasend schlugen ihre Äste um sich und brausten und sangen mit solchen herzzerreißenden Tönen, daß ich voll Schrecken, doch mit einem wollüstigen Zittern zuhörte. Doch die Windstöße kamen immer stärker und schienen den Baum gänzlich brechen zu wollen.

Ich erwachte. Der Südwind ging mit mächtigem Wehen und schmolz den Schnee von dem Dache, unter welchem ich schlief. Er tropft heute den ganzen Tag zur Erde.

Am Abend des 1. Mai 1848.

Gern genieße und feire ich die heiteren unter den christlichen Festtagen mit. Wenn am Ostermorgen, am Himmelfahrtstag oder in der Pfingstfrühe die Glocken durch die klare Luft tönen, die stille Sonne und das alte treue Himmelblau auf der blühenden Erde liegen, wenn die gedankenleichten, unbekümmert frommen Leute auf Wegen und Stegen den Kirchen zueilen, dann thue ich mein Fenster weit auf und lasse meine Seele auf der allgemeinen behaglichen Andacht ausruhen, und die Ruhe, welche ich finde, beweiset mir, daß ich wohl nicht zu den Schlimmen gehöre, ungeachtet der Scheidewand, welche zwischen mir und dem betenden Volke besteht. Aber wie ich seit einiger Zeit ängstlicher auf den Wechsel der Jahreszeiten achte, und wie mich der kommende Vollmond jedesmal sorglicher und gedankenvoller findet, so habe ich besonders auch für den ersten Mai eine größere Pietät gewonnen, als für alle anderen Tage im

Jahre. Das kommt vom Scheiden der Jugend. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir den Frühling verstehen und schätzen. Dem unbewußten Genießen und Sehnen folgt die bestimmte Absicht, keinen der flüchtigen Lenztage des Lebens mehr zu verlieren, und, obgleich wir fühlen, daß der Geist ewig jung bleibt, so möchten wir doch neben seinen Früchten noch einige Blüten der leiblichen Jugend glänzen sehen.

Ich bin heut früh ins Freie gegangen; aber es war ein wunderlicher erster Mai. Die Natur prangte in ihrem schönsten Schmucke, das Grün war frisch und schön, die Sonne schien hell am Himmel; aber es wehte ein so scharfer und rauher Ostwind, daß es einen mitten im Glanze fror und schauerte. Oft flogen schwarze Schatten über die Lenzfelder, von jagenden Wolkenmassen geworfen; die Wolken wurden immer dichter; doch der Wind wehte mit großem Geräusche so heftig und wild, daß sie vorweg zerrissen wurden und die Sonne immer da war. Der Staub wirbelte in Säulen auf den Heerstraßen, wälzte sich über das Wiesengrün und füllte die zarten Blumenkelche in den Gärten. Es war eine peinliche und frostige Unruhe, und man konnte des Frühlings nicht froh werden.

Ich ging in die Stadt, wo Jahrmarkt war. Es war viel Volk herein gekommen und trieb sich emsig herum. Doch war sein Verkehr mehr scheinbar; denn alles klagte über den großen Geldmangel und die schlimme Zeit. Am fröhlichsten waren die jungen Soldaten, welche in ihren neuen Uniformen der Not und der Bestürzung des Tages vergaßen und singend umherzogen. Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den

tausend andern Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?

Am meisten niedergeschlagen waren die Künstler und die Besitzer von Merkwürdigkeiten, weil fast niemand um ihre Produktionen sich bekümmern mochte. Da standen sie in ihren traurigen bunten Jacken vor den Buden und stießen unsicher und klagend in die schadhaften Trompeten, daß einem die Thränen in die Augen traten. Weil das Volk kein Geld hatte, so spottete es zum ersten Mal über diese Herrlichkeiten, welche es sonst bewunderte; und die Gaukler standen scheu und schlotternd vor ihren gemalten Wundern.

Ich trat in ein Wachskabinett. Die Gesellschaft der Potentaten sah sehr liederlich und vernachlässigt aus. Es war eine erschreckende Einsamkeit, und ich eilte durch sie hin in einen abgeschlossenen Raum, wo eine anatomische Sammlung zu sehen war. Da fand man fast alle Teile des menschlichen Körpers künstlich in Wachs nachgebildet: die meisten in kranken schreckbaren Zuständen, eine höchst wunderliche Generalversammlung von menschlichen Zuständen, welche eine Adresse an den Schöpfer zu beraten schien. Ein ungeheuer großes Herz, welches seinen Eigner getötet hatte, führte das Präsidium, und ein sehr schön ausgebildeter Magenkrebs schien der Sekretär oder Schriftführer zu sein. Ein ansehnlicher Teil der ehrenwerten Gesellschaft bestand aus einer langen Reihe Gläser, welche vom kleinsten Embryo an bis zum fertigen Fötus die Gestalten der angehenden Menschen enthielten. Diese waren nicht aus Wachs, sondern Naturgewächs und saßen im Weingeist in sehr tiefsinnigen Positionen[1]).

---

[1]) Man denkt hier an eine bekannte Scene im „Grünen Heinrich".

Diese Nachdenklichkeit fiel um so mehr auf, als die Bursche eigentlich die hoffnungsvolle Jugend der Versammlung vorstellten.

Plötzlich aber fing in der Seiltänzerhütte nebenan, welche nur durch eine dünne Bretterwand abgeschieden war, eine laute Musik mit Trommel und Zimbeln zu spielen an: das Seil wurde getreten, die Wand erzitterte, und dahin war die stille Aufmerksamkeit der kleinen Personen. Sie begannen zu zittern und zu tanzen nach dem Takte der wilden Polka, die drüben erklang: das große Herz mochte noch so geschwollen aussehen, der Magenkrebs noch so rot werden vor Ärger, es trat Anarchie ein, und ich glaube nicht, daß die Adresse zu stande kam.

Die einzige Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt, war ein Rhinozeros. Das Schicksal dieser antediluvianischen Bestie ist eng mit dem Fall des Königtums in Frankreich verknüpft, indem sie für den jardin des plantes in Paris bestellt, aber von der provisorischen Regierung wieder abbestellt wurde, weil man dort jetzt das Geld sonst brauche. Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher; doch ist es nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Auskommen sichern. Wohl jedem, der in diesen Zeiten etwas Rechtes gelernt hat!

Als vollends in diesem verworrenen Treiben einige verwehte Republikaner aus Baden erschienen mit zerknickten schwarzrotgoldenen Kokarden, da flüchtete ich mich auf den Lesesaal, wo die hundert Zeitungen und Flugblätter vor kurzem noch als weiße Blüten des papiernen Völkerfrühlings lustig geflattert haben. Aber ach! auch über diesen Lenz ist

ein Frost gekommen. Die Sonne scheint wohl noch, aber der Wind heult kalt und schneidend darunter hin. Ein unerquicklicher schamloser Hader ist erwacht; die niedergetretenen Feinde der Menschheit lachen bereits wieder in ihrem Raube. Jeder Philister weist grinsend nach Frankreich hin, wo sich das liebe Volk unbesonnen in Not und Sorge gestürzt hat. Es ist eine abscheuliche Freude, welche alle Welt über dieses Exempel empfindet, das eine Nation an sich selbst statuierte. Sie freuen sich nicht darüber, daß diese noble Nation auf ihre Kosten eine Erfahrung für alle Völker machte; sondern sie freuen sich überhaupt, daß, wie sie nun erwiesen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß sie nun aufs glänzendste wieder für ein Jahrtausend gründlich gesetzt sei. Und sie kleiden ihren inneren Jubel in widerliche heuchlerische Klagen.

Ein Korrespondent der „Allg. Augsb. Zeitung" erzählt schadenfroh, wie in Galizien hunderttausend Mistgabeln und Sensen erhoben seien, um die polnischen Edelleute und überhaupt alle fashionablen Schnürröcke zu spießen und zerhacken, welche von der Befreiung Polens etwa zu reden kämen. Dieser Mann verhüllte seine Freude in eine warme Teilnahme für die früher mißhandelten Bauern, welche ganz Recht hätten, nicht mehr in jenes feudalistische Elend zurückkehren zu wollen. Das haben sie allerdings, und dieses Recht ist um so leichter zu behaupten, als jenes Elend unmöglich mehr zurückkehren kann.

Die Polen selbst benehmen sich wie ungeratene Jungen, welche ihren Freunden eitel Herzeleid und Kummer verursachen. Während sie nur durch die neuen Lehren des einfachsten Naturvölkerrechtes wieder aufleben können, durch die

Vernichtung der schuldiplomatischen Gebietefresserei, ergehen sie sich in den Redensarten gerade dieser verfaulten lasterhaften Zeit und sprechen von der Herstellung eines antediluvianischen Reiches auf Kosten des deutschen Volkes. Liebenswürdig ist einzig die Unverschämtheit, mit welcher sie dies thun zu einer Zeit, wo sie noch keine Handhabe zu dem Messer besitzen, dessen Klinge noch in Rußland vergraben ist. Aber es thut nichts; die nächsten Jahre werden sie eines Besseren belehren wie alle Völker, welche sich vernunftwidrig geberden. Übrigens, wenn die Polen lauter unbrauchbare Teufel wären, so müßte Europa dennoch den letzten Vers zu dem Lied singen, welches man ihnen seit siebenzehn Jahren täglich vorgesungen hat, und Deutschland so gut wie die andern, Deutschland, das seit eben diesen siebenzehn Jahren keinen Dichter hervorbrachte, welcher nicht mit dem herkömmlichen Polenliede debütieren mußte.

Ich sah auch Deutsche, sonst bewährte Männer, welche mit finsterem Blicke die Nachrichten von den Fortschritten der Italiener lasen. In ihrem Grolle sah man nicht klar, ob er nur von dem Einfalle in Wälschtirol herrührte; denn schon vorher beschuldigten viele die Italiener des Undankes und des Verrates, weil sie erst nach der Wiener Revolution noch ihren Schild erhoben — als ob ein Volk innert seiner heiligen Grenzmarken unter allen Umständen irgend eine Verpflichtung hätte, die Möglichkeit seiner Befreiung unbenutzt vorbeigehen zu lassen.

Am meisten aber quält mich das ewige Kriegsgeschrei deutscher Essigsieder gegen Frankreich. Kaum war der erste Freudenschrei, der über den Rhein kam, verhallt, kaum war die ungeheure Lawine, welche Er in Deutschland erweckte, im

Schuß, so hieß es zum Danke wie aus Einem Mund: rüstet euch gegen den Erbfeind! Als Antwort darauf erschien das Manifest Lamartines: es wurde verhöhnt. Nach abgemessenen Pausen ertönt der monotone widerliche Ruf fort: sie kommen, sie kommen heut, sie kommen morgen oder gewiß übermorgen! Und drüben rührt sich keine Seele. Und wenn sie auch endlich kämen, so wäre die Ungerechtigkeit ihrer Sache der beste Schutz gegen sie; denn das Volk, welches jetzt zuerst den Krieg ohne goldschwere Ursache über seine Grenzen hinauswälzt, wird den Fluch und das Unglück zu seinem Erbe haben. Wer aber ohne Grund und vor der Zeit den Teufel eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland an die Wand malt, der streift mit roher Hand dem Lenzflore des Jahres 1848 seinen schönsten Blütenstaub ab.

So weht ein rauher unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldenen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in Eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle dämonische Wolke sich um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen. So lange es Winter ist, ertragen wir den Schnee; aber schmerzlich verletzt er die Augen, wenn er nach warmen Frühlingstagen wieder rückfallend unversehens auf den grünenden Fluren liegt.

Doch nein! nein! Es wird Sommer, heißer, glühender Sommer. Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zu schanden werden. Und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen

wir 1850. Was kann da nicht alles werden und sich vorbereiten zur großen Wendung unserer Geschichten!

Den 2. Mai.

Der Wind hat sich gelegt, die Wolken sind verschwunden. Rein und tief wölbt sich der krystallene Himmel. Die Sonne flammt still, groß und sicher an ihm. Und ebenso still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksals und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahres. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir nur durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Locken unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen; mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen ruhigen Jahreszeiten der müssigen Lust. Der Reiz ihrer Unschuld wird die glühende Tugend der Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen; aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Retter zu schenken; denn es wird keinen überflüssigen und unnützen Bürger mehr geben. Die Greise aber werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen

Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinüber nehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dies Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet! Denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns! Nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde!"

So träumte und philosophierte Gottfried Keller in das rote Jahr 1848 hinüber. Die politischen Begebenheiten, zumal die Februar- und Märztage erhielten ihn in atemloser Spannung. Er, der alles ungemein ernst nahm, erachtete es als heilige Pflicht eines jeden, in dem Augenblicke, da der Tag der Freiheit anzubrechen schien, unentwegt auf dem Posten zu stehen. In dieser Hinsicht ist der folgende Brief äußerst bezeichnend.

27. An Eduard Dößekel in Seon.[1])

„Hottingen, den 25. Mart. 1848.

Lieber Freund! Nimm nicht übel, wenn ich Dich nicht mit dem pathetischen „teurer Freund" anrede; es soll gleich gut gemeint sein. Deine Sendung habe ich mit Vergnügen empfangen und ersehen, daß Du glücklich wieder in Deinem Centrum angekommen bist und Deine Fühlhörner (welche hier etwas lang waren) gebührlich wieder innerhalb die gewohnte Wirkungsperipherie zurückgezogen hast.

Deine Elegie oder Studie[2]), wie Du sie nennst, ist sehr hübsch; nur hätte ich sie ein wenig plastischer gewünscht, mehr Beschreibung der Lokalität, der Personen ꝛc. Sodann geht mir, da ich den vorhandenen Stoff kenne, einige Illusion verloren. Das Gedicht ist aber vortrefflich abgerundet; Eingang, die Übergänge und der Ausgang sehr gut.

Deiner Einladung auf morgen kann ich nicht nachkommen. Das Wetter ist wieder zu schlecht, so daß mir die Expedition verloren ginge; meine Zeit ist noch immer nicht disponibel, und drittens möcht' ich gegenwärtig keinen Tag von hiesigem Museum weg. Es gehen jetzt in der Welt Dinge vor, welche man gehörig und kuhwarm studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. Selbst der Unbedeutendste muß jetzt fest auf der Wache

[1]) Die Briefe an Dößekel sind mir von Fräulein Marie Dößekel in Aarau durch freundliche Vermitlung von Herrn Dr. Hans Herzog zugegangen.

[2]) Es handelt sich um ein handschriftliches, im Stile der römischen Elegieen Goethes gehaltenes Gedicht.

stehen und die Nase hoch in die wehende Frühlingswitterung hinausrecken und nicht allein ein Winteresel bleiben im allgemeinen Rosensturm. Schönes Wort, Rosensturm! Man sollte meinen, ich wäre ein sentimental revolutionierender Leipziger. Ungeheuer ist, was vorgeht: Wien, Berlin, Paris hinten und vorn; fehlt nur noch Petersburg.

Wie unermeßlich aber auch alles ist: wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir armen kleinen Schweizer dem Spektakel zusehen! Wie feingliederig und politisch raffiniert war unser ganzer Jesuitenkrieg in allen seinen Phasen und Beziehungen gegen diese freilich kolossalen, aber abc-mäßigen Erschütterungen!

Selbst daß unsere Leute weniger Todesverachtung gezeigt haben, als fast alle diese verschiedenen Städte, ist mir lieber und beweist (ohne Schindluder treiben zu wollen) die feinere Kultur, das Bewußtsein, daß es eben gehen muß und soll, ohne sich allzu toll zu geberden. Sobald die Gefahr, das böse Prinzip, uns wieder einmal turmhoch überragte, wie es jene armen Teufel seit langem that, würden wir schon bei der Hand sein.

Mein Besuch ist Dir natürlich nicht geschenkt; ich stelle ihn einstweilen wieder auf etwa zwei oder drei Wochen zurück. Ich bitte mich Unbekannten indessen bei Deiner werten Familie zu empfehlen. — — —

Lebe wohl! Dein

Gottfried Keller.

Ich wünsche Euch alles Vergnügen zu vorhabendem Zusammensein und grüße freundschaftlich, wer mir davon bekannt ist."

Seine politischen Ansichten klärten sich allmählich ab. Jugend und Zeitströmung hatten ihm den radikalen Freisinn aufgeprägt. Jetzt, da er von der Jugend Abschied nahm, wurde aus dem stürmischen „vagen Revolutionär" ein besonnener Mann, der auch in politischen Dingen das Maß für die oberste Tugend des Bürgers anerkannte. Nach seinem eigenen Geständnis war es das Beispiel jener ausgezeichneten Züricher Staatsmänner, eines Jonas Furrer, J. J. Rüttimann und Alfred Escher, das ihm von nun an leuchtend und zielweisend vor Augen stand. Gelegentliche Rückfälle in das radikal polternde Wesen waren nicht ausgeschlossen. Sein Kernwort jedoch blieb nach wie vor der Ausspruch in „Frau Regel Amrain": „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hiefür einzustehen vermöge; während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen ...... Heute kann man sagen: sei einer so tapfer und resolut, als er wolle; wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann."

Schon seit geraumer Zeit begleitete Gottfried Keller wichtige Äußerungen des öffentlichen Lebens mit der Feder des scharfen Beobachters. Einen alten Plan aufnehmend, hatte er im Februar 1847 für die Brockhausschen „Blätter für literarische Unterhaltung", denen Wilhelm Schulz ihn zugeführt, eine Serie „Literarischer Briefe aus der Schweiz" zu schreiben angefangen. Er ging darin der sozialistischen Propaganda, wie sie von deutschen Handwerkervereinen namentlich in der Westschweiz, in Lausanne u. s. w. betrieben wurde, zu Leibe. Der Häuptling dieser Bestrebungen,

die Staat und Christentum als die Krebsschäden der Zeit abzuschaffen trachteten, war ein Hamburger Literat Wilhelm Marr, ein eitles, ziemlich thörichtes Bürschchen, das sich auf eine Zeit als Nationalschulmeister der Schweizer aufspielte, der Verfasser des Buches: „Das junge Deutschland in der Schweiz" (1846) Diesem gab Gottfried Keller tüchtig die verdiente Rute (vgl. den Anhang). In die „Blätter für literarische Unterhaltung" 1848 lieferte er auch Besprechungen der nachgelassenen Schriften Ludwig Börnes und der gesammelten Werke Arnold Ruges. In der letzteren Anzeige kommt folgende charakteristische Bemerkung gegen Strauß vor: „Indessen Ruge mit Leib und Seele zu Frankfurt für die Republik ficht, predigt Strauß ganz gemütlich schwäbisch die Monarchie vor dem Volke . . . Beinahe möchte man glauben, es wäre am Ende der pfäffische Hochmut, mit welchem beide mit Welt und Wirklichkeit spielen wollen, die sich doch unter ihren ungeschickten Händen zusammenballt und rollt wie ein Igel! Der sonst so edle und liebenswerte Strauß verzeihe uns diese unmutige und grobe Redensart; sie wurde hervorgelockt durch die Art und Weise, wie er den König von Preußen zum deutschen Kaiser machen will! Wer einem Gotte mit so viel Unerbittlichkeit das himmlische Mäntelchen von den Schultern genommen hat, von dem erwartete man nicht, daß er es mit lachendem Munde dem ersten besten Menschenkinde umhängen würde."

Auch der Kunst blieb sein Blick zugewandt, wenn auch nur noch kritisch. Er unterzog das Neujahrsblatt der Züricher Künstlergesellschaft von 1847 einem geistvollen Referate[1]). Interessant darin ist sein Urteil über den Landvogt

[1]) „Neue Zürcher Ztg." 1847 vom 12. und 13. Januar. Ich fand diesen Aufsatz erst nach Erscheinen des Nachlaßbandes.

Salomon Landolt als dilettierenden Maler: „Die Blitz- und Knallkosakereien von Salomon Landolt mögen für alte Kriegsgurgeln ergötzlich, für einen reinern Geschmack aber werden sie nie erquicklich sein. Dies Urteil werden wir aber nur dann geltend machen, wenn man uns dieselben als etwas Bedeutendes aufdringen will; sonst sind uns der Eifer und die schnurrige Laune des seligen Eisenfressers ganz recht.“ Und von Ludwig Vogel sagt er nach einigen Aussetzungen technischer Art: „Vogel ist ein voller und tiefer Charakter, und als solchen müssen wir ihn nehmen, wie er ist; das ist in Sachen der schönen Künste von jeher das Gescheiteste gewesen.“

Im übrigen spendete er Beiträge zu poetischen Jahrbüchern, schrieb seit 1846 versuchsweise an dem Jugendroman, verfaßte gelegentlich sogar Glockeninschriften für das neue Geläute der Kirche in Obfelden (Zürich), arbeitete unverdrossen an seiner Selbstbildung, hörte etwa ein philosophisches Kolleg bei Bobrik und sah sich vor allem gründlich in der deutschen Litteratur um. Was ihm an systematischen Studien abging, ersetzte die frühe Gereiftheit des Geistes und die Schule eines bewegten Lebens.

Das letztere zwar befriedigte ihn wenig. Nun näherte er sich seinem dreißigsten Jahre, und noch immer streckte er die Füße unter den Tisch der Mutter, ohne einen eigentlichen Lebensberuf ergriffen zu haben. Daß man in dieser Welt nicht bloß Dichter sein könne, sah er bereits ein. Die Züricher Jahre seit seiner Heimkehr aus München beklagte er stets als verlorene. Auch seine Umgebung bemerkte mit Bedauern, daß ein prächtiger Mensch und ein reiches Talent in dem regellosen Treiben Schaden zu nehmen, ja zu verwildern in Gefahr stand. Einige deutsche Universitätspro-

fessoren, die Keller im Follenschen Hause kennen gelernt hatte, wandten ihm ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Keller hat die Namen dieser Männer später oft mit Dankbarkeit ausgesprochen: es waren der Orientalist Ferdinand Hitzig (1807—1875) und der Chemiker Karl Julius Löwig (1803 bis 1891). Diese suchten einflußreiche Mitglieder der Züricher Regierung, wie Bürgermeister Alfred Escher, die Staatsräte Eduard Sulzer und Rudolf Bollier, für ihren Schützling zu gewinnen. Im Juni 1848 beschied ihn Sulzer, der an Kellers poetischen Arbeiten verständnisvollen Anteil nahm, zu sich, und am 26. September boten ihm Erziehungsrat und Regierung ein Reisestipendium von 800 Franken zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande an. Er griff mit beiden Händen zu. Eduard Sulzer war es, der ihm anriet, er solle sich zur Erwerbung sog. bedeutender Eindrücke nach dem Oriente begeben. In einem Schreiben vom 6. Oktober dankte Keller der Behörde dafür, daß ihm „in einem Zeitpunkt, der sonst allen bloß schönwissenschaftlichen Bestrebungen höchst ungünstig sei, die Möglichkeit gegeben werde, seine geistigen Erfahrungen im Ausland zu bereichern, eine Tendenz, welche sonst nur in größeren staatlichen Verhältnissen öffentliche Berücksichtigung findet".

Den abenteuerlichen Plan einer Orientreise nahm er nicht ernst. Was wäre dabei herausgekommen? „Einige lausige Verse und eine schlechte Reisebeschreibung", meinte er einmal. „Voraussichtlich jedoch wäre ich in der ersten östlichen Stadt bei liederlichen jungen Schweizern liegen geblieben."

Das Ziel seiner Sehnsucht war Deutschland, eine deutsche Hochschule, dann vielleicht ein Jahr in Berlin oder Dresden.

Denn er dachte mehr als je wieder an das Theater, an die Laufbahn des Dramatikers.

So verließ denn der angehende, schon ältliche Student der Philosophie nach sechsjährigem unbehaglichen Stillesitzen im Oktober des Sturmjahres 1848 seine Geburtsstadt zum zweiten Male. Erst nach sieben bitteren, jedoch entscheidenden Jahren der Fremde sollte er sie wiedersehen.

In diese letzten Tage fallen die folgenden Abschiedsbriefe:

28. An Eduard Dößekel in Seon.

„Zürich, den 29. Sept. 1848.

Liebwertester Freund! Endlich kann ich Dir eine bestimmte Nachricht geben über die Wendung meines Geschickes für die nächsten paar Jahre.

Als Regierungsrat Bollier mit Regierungsrat Eduard Sulzer sprach wegen einer für mich auszufindenden Stelle, hatte dieser, sonst konservativ und mir gänzlich fernstehend, den ganz hübschen Gedanken: man wolle mich doch nicht jetzt schon für immer festbinden und isolieren, und ließ mich zu sich kommen, um mich zu fragen, ob ich nicht auf Staatskosten eine größere Reise, etwa nach dem Orient u. s. f. machen wolle? Es seien alle bereitwillig, mir dazu zu verhelfen; nachher könne man noch immer wieder für mich sorgen. So kurz, wie ich Dir, lieber Freund, dieses berichte, so kurz entschloß ich mich dazu. Im Verlaufe des Gespräches aber, als Sulzer nach meinen weiteren poetischen Tendenzen sich erkundigte, und ich von dramatischen Plänen sprach, ging er mit großem Interesse darauf ein und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich in derlei Bestrebungen thätig zu

sehen. Er schlug mir daher vor, ehe ich jene größere Reise anträte, noch etwa ein Jahr nach Heidelberg zu gehen, um einige historische, besonders Quellenstudien zu treiben; die Reise würde dann in doppelter Beziehung gewinnreich für mich sein. Obgleich ich nun für meine speziellen dramatischen Geschäfte gerade keine historische Gelehrsamkeit brauche, vielmehr lediglich auf mein Herz, meinen Kopf und auf die reine Menschlichkeit angewiesen bin, so ist es doch niemals zu verachten, wenn man etwas lernen kann; auch habe ich ein sorgenfreies Jahr mehr vor mir nebst der erfreulichen Aussicht auf jene Reise. Ich gab mich somit gefangen.

Vorige Woche hat der Regierungsrat 800 Franken für den Heidelberger Aufenthalt ausgesetzt; nach Verfluß desselben wird das Weitere vorgenommen werden, und so bin ich dahin gelangt, auf den 15. Oktober nach sechsjährigem Stillesitzen, vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszusteuern. Wenn Du dann auf einen Tag einen Trunk Wein, einen Bissen Brot und ein freundliches Gespräch für mich übrig hast, so werde ich bei Dir einkehren und so das Versprechen meines Besuches endlich erfüllen[1]); zwar nur auf der Flucht, aber desto adäquater unsrem ganzen tollen Leben.

Weiteres mündlich. Dein

Gottfr. Keller.

Zürich, den 3. Oktober 1848.

[1]) Ed. Dößekel an G. Keller, Seon, den 5. Oktober: „Auf Deinen Besuch freue ich mich sehr. Für den guten Trunk soll gesorgt werden, und was Du Dir von meinem Gespräche versprechen darfst, weißt Du so ungefähr; obgleich meine jeweiligen Aufenthalte in Zürich eben nicht geeignet gewesen sein mögen, mich in dem mir günstigsten Lichte zu zeigen. Doch der Kern unsers Wesens dringt unbewußt in allen Lebenslagen aus uns hervor."

29. An Konrad Meyer in Winkel.[1]

Werter Herr und Freund! Vor langer Zeit schon hatten Sie die Güte, mir in einem Billet von einer poetischen Fahrt zu berichten, welche Sie nach den schwäbischen Gauen und ihren Sängern gemacht haben; zugleich luden Sie mich zu einem Besuch ein, um die Ergebnisse Ihrer Reise näher zu vernehmen. Wenn ich Sie versichere, daß ich den ganzen Sommer und Herbst über nie zwei Stunden weit von Zürich weggekommen bin, so halten Sie es mir gewiß auch zu gut, daß ich Ihrer freundlichen Einladung keine Folge leisten

[1]) Konrad Meyer, geb. 1824 in dem Zürcherischen Dorfe Winkel bei Bülach, war damals Kanzlist des Bezirksstatthalters und lebt heute in Zürich. Volksschriftsteller, Herausgeber von Gedichten in der Mundart, geistlichen Liedern, eines romantischen Heldengedichtes „Die Jungfrau von Orleans", „Lieder der Armut" u. s. w. — Meyer an Gottfried Keller, August 1847: „Wir Jünglinge des Rosenbundes haben eine Eiche Ihnen geweiht. Kellers Eiche taufte ich sie." 25. Oktober 1847: „Sie hätten gestern in Hochfelden sein sollen! Der Rosenbund hatte wieder seine Zusammenkunft, seine Tagsatzung. Einweihung des Bundesbechers, des heiligen Grals. Dieser Becher hat eine tiefe Bedeutung: die Auferstehung der Schweizer Poesie. Bei diesem Feste haben wir in effigie verbrannt: Feuerbachs Werke, Ruges Werke, Heinzens Schriften, Viktor Hugos „le roi s'amuse", Heines Schöpfungslieder und G. Sands sämtliche Romane. Das gab einen Rauch! Satanas fuhr aus. Über den Winter werden nun jedoch diese Vergnügungen bei Bier und Wein eingestellt werden müssen. Der Bundeshain steht traurig und entlaubt da. Das Höltyfest wird am 17. Juni (Freiligraths Geburtstag und Lauras Namenstag) gefeiert, wozu Sie dann als hoher Ehrengast freundlich eingeladen werden." 18. Mai 1848: „Von einem Besuche bei Justinus Kerner und vom Schillerfest zu Stuttgart zurückgekommen, lade ich Sie freundlichst ein, nächsten Sonntag nach Winkel zu kommen .... Charles Sealsfield, den ich in Schaffhausen traf, hat Ihrer rühmlichst gedacht."

konnte. Ich nahm es mir von einem Monat zum andern vor, aber vergeblich.

Jetzt aber, wahrscheinlich nächsten Sonntag oder Montag, muß ich nach Heidelberg verreisen, ohne daß ich meinen Vorsatz noch ausführen kann; selbst meine Verwandten in Glattfelden kann ich nicht mehr sehen. Es bleibt mir also nichts übrig, als auch von Ihnen, lieber Freund! schriftlich Abschied zu nehmen und Sie zu bitten, mich in freundlichem Andenken zu behalten, bis es wieder Herbst wird, wo ich dann ohne Zweifel, wenn die Stürme der Zeit bis dahin uns nicht entwurzeln, die Thäler der Glatt, welche als meine engere Heimat mir doppelt lieb sind, um so sehnsüchtiger durchstreifen werde. Alsdann hoffe ich auch Sie als einen stillen, aber treuen Wächter der Poesie dort wieder anzutreffen. Grüßen Sie auch Ihre poetischen Freunde auf das beste von mir!

Mit brüderlichem Gruß Ihr

Gottfried Keller.

Zürich, den 12. Okt. 1848.

4. In Heidelberg.

(Oktober 1848 bis April 1850.)

Gottfried Keller richtete seine Schritte nach Heidelberg. Die Namen der beiden Historiker, Ludwig Häusser und Friedr. Christof Schlosser, waren es, die ihn aus der Ferne anzogen, da er als künftiger Dramatiker zunächst auf das Studium der Geschichte sich verlegen zu müssen glaubte. Die Reise führte ihn über Seon und Aarau, wo von Freunden Abschied genommen wurde, über Basel und Straßburg nach der alten Neckarstadt mit der „schicksalskundigen Burg" und den „fröhlichen Gassen unter duftenden Gärten".

In Heidelberg nahm Gottfried Keller bei armen Leuten an der unteren Neckarstraße Wohnung. Er hatte Empfehlungen von Follen an die Mediziner Henle und Pfeufer abzugeben, die ihn als einstige Züricher Dozenten freundlich aufnahmen. Jakob Henle war gleichzeitig mit seinem Freunde, dem Kliniker Karl von Pfeufer, vom Herbst 1840—1843 Professor der Anatomie in Zürich gewesen und mit Hauptmann Wilhelm Schulz, mit Georg Herwegh u. a. befreundet. Hier hatte er im Hause seines Kollegen, des Chemikers Löwig, bei dem er wohnte, dessen schönes braves Dienstmädchen, Elise Egloff aus Gottlieben

im Thurgau, kennen gelernt. Sie verliebten sich in einander, und Henle führte seine Lisette nach vielen Seelenkämpfen und Wirrnissen, und nachdem er sie in einer rheinischen Pension etwas hatte ausbilden lassen, zu Ostern 1846 als sein Weib heim. Berthold Auerbach machte daraus seine „Frau Professorin", worüber Henle wenig erbaut war. Elise starb schon im Februar 1848. Es ist mir unzweifelhaft, daß Gottfried Keller, der wenige Jahre nachher in Berlin bereits die Grundlinien zu den einzelnen Novellen des „Sinngedichts" zog, bei der rührend schönen Gestalt der „Regine" Henles romantische Ehestandsgeschichte im Auge hatte, aber mit zarter Zurückhaltung den Stoff auf Jahrzehnte hinaus bei Seite legte. Die persönliche Bekanntschaft Henles hatte er, wie dem schönen Buche Merkels, „Jakob Henle, ein deutsches Gelehrtenleben" (1891) S. 273 zu entnehmen ist, erst 1848 im Hause von Wilhelm Schulz in Zürich — Henle befand sich auf einer Schweizerreise — gemacht. „Für uns" — schrieb dieser in seinen Reisenotizen — „war es ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder ein Poet mit uns zu Tisch saß; denn außer einigem unartikulierten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören." Keller besuchte in Heidelberg Henles Kolleg. Der Eindruck, welchen er aus dessen berühmter Vorlesung über Anthropologie empfing, ist im „Grünen Heinrich" zu Anfang des vierten Bandes geschildert. Henles „Anthropologische Vorträge" (1876) befanden sich auch in seiner Bibliothek.

Rasch war ein Studienplan eingerichtet. Er hörte deutsche Geschichte bei Ludwig Häusser, vor allem aber Hermann Hettners jugendlich lebendige Vorträge über Spinoza, über deutsche Litteraturgeschichte und Ästhetik. Er beabsich-

tigte auch, Mohls Vorlesungen über Encyklopädie der Staatswissenschaften zu besuchen. Allein in jenem unruhigen Semester, welches der badischen Revolution vorausging, wurden die Kollegien sehr unregelmäßig gehalten. Mohl selbst erschien während des ganzen Halbjahrs nicht auf dem Katheder. Dafür hörte Keller zuweilen bei Mittermaier Kriminalrecht. Hauptsächlich aber warf er sich auf dramaturgische Studien, mit der Absicht, das derartig Erworbene sogleich praktisch anzuwenden, d. h. mit Dramen aufzutreten. Alle wichtigeren einschlägigen Schriften von Lessing bis auf Rötscher wurden durchgearbeitet, alle klassischen Stücke, zumal antike, in guten Übersetzungen eifrig durchgelesen. Weihnachten verbrachte er in dem benachbarten Darmstadt, wo Freund Wilhelm Schulz als Parlamentsmitglied weilte.

An dem Studentenvolke hatte er große Freude und besah sich auch einige Mensuren an der Hirschgasse. Sein Verkehr erstreckte sich zunächst auf seine studierenden Landsleute. Von einem alten Bekannten aus jener Zeit, Herrn Dr. Simon Kaiser aus Solothurn, gehen mir einige Mitteilungen zu. „Von Solothurnern waren gleichzeitig mit uns in Heidelberg der nachmalige Landammann Kaspar Affolter und Josef Flury, später Gerichtspräsident in Balsthal. Gottfried Keller war als fröhlicher Gesellschafter stets gern gesehen; besonderes Aufsehen machte er indessen nicht. Man wußte, daß er einen Roman schrieb. Aber er selbst äußerte sich nur dann darüber, wenn er vertraulich ausgeholt wurde, was z. B. Affolter zuweilen that. Mit Kaiser liebte er über Jurisprudenz zu sprechen. Hatte Vangerow irgend ein interessantes Kapitel angestochen, so mußte jener darüber referieren. Vor allen Dozenten hielt Keller Hettner hoch und sprach häufig von ihm."

Über die herzlichen Beziehungen zu dem trefflichen Hermann Hettner (1821—1882) ist einiges durch die Schrift von Jakob Moleschott, „Hermann Hettners Morgenrot" (1883), namentlich aber durch Hettners Lebensbild von Adolf Stern (1885) bekannt geworden. Ein dauerndes Denkmal hat Keller dieser Freundschaft in seinen musterhaft schönen Briefen an Hettner gesetzt, die im folgenden Bande mitgeteilt werden. Hettner, seit Frühjahr 1847 erfolgreich Heidelberger Privatdozent für Ästhetik und Kunstgeschichte, hatte kurz vor Kellers Ankunft mit Marie von Stockmar den jungen behaglichen Hausstand an den „Anlagen" sich eingerichtet. Enge Freundschaft verband ihn mit seinem Kollegen, dem Privatdozenten der Anatomie und Physiologie, Jakob Moleschott. Auch Keller wurde bald ein täglicher Gast des Hettnerschen Hauses. Das Hauptthema ihrer Gespräche waren dramatische Fragen. Hettner plante seine ästhetischen Untersuchungen über das moderne Drama. In diesem Kreise bewegten sich noch einige aufstrebende Dramatiker, der jung verstorbene Schweizerdichter Karl Morel, ein Schüler Hettners; Eduard Locher, der Dichter eines Trauerspiels „Friedrich II.", später der talentvolle unglückliche Wiener J. N. Bachmayr, auf den die Freunde die größten Hoffnungen setzten. Keller lernte diesen erst 1850 in Berlin durch Hettners Vermittlung kennen.

Die Heidelberger Epoche wurde für sein geistiges Leben höchst bedeutend. Eine gänzliche Umgestaltung erlitten seine religiösen Ansichten durch die Vorträge Ludwig Feuerbachs. Dieser hatte in seinem berühmten Buche „Über das Wesen des Christentums" den allen bisherigen Ansichten schroff entgegentretenden Satz durchgeführt, daß die christliche Religion wesentlich menschliches, ja mit dem Geiste des

wahren Christentums oft unvereinbares Produkt sei. In der noch kühneren Schrift über Tod und Unsterblichkeit war der Beweis vorgetragen, Körper und Geist seien unzertrennlich an einander gebunden, eines entstehe oder zerfalle mit dem anderen. Solche und ähnliche Grundsätze hatten den Forscher um einen Lehrstuhl in Erlangen gebracht. Ein Teil der Heidelberger Studentenschaft jedoch lud den einsamen Denker von Bruckberg, nachdem eine Massenpetition an das badische Ministerium, Feuerbach eine Professur zu übertragen, erfolglos geblieben war, auf eigene Hand ein, in Heidelberg als freier, von der Universität unabhängiger Dozent aufzutreten und einen Cyklus von philosophischen Vorlesungen zu halten. Der Gemeinderat stellte ihm den Rathaussaal zur Verfügung, und der schlichte Gelehrte erschien nun, um der ohnehin erregten Jugend, der Bürger- und Arbeiterschaft an drei Wochenabenden vom Dezember 1848 bis März 1849 seine Ansichten über das Wesen der Religion[1]) mitzuteilen. Von diesem Manne fühlte sich der gereifte Keller, der von Jugend auf mit Vorliebe über die Materien Gott und Unsterblichkeit philosophiert hatte, aufs mächtigste angezogen und trat auch sogleich in persönliche Verbindung mit ihm. Der Rest seiner Christgläubigkeit erhielt durch diesen Umgang einen scharfen Stoß. Diese Zeit des Unglaubens bildet indes nur einen Durchgangspunkt zu seiner späteren abgeklärten Religion, die in dem Goetheschen Satz gipfelt: „das Unerforschliche still verehren". Welt und Leben erschienen dem damaligen Jünger Feuerbachs unendlich tiefer und wertvoller

---

[1]) Gedruckt im 8. Bd. der Gesamtausgabe Feuerbachs; vgl. auch K. Grün, Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß 1, 124 ff., 377 ff.

als zuvor; der Tod, ohne Glauben an die Unsterblichkeit ernster, forderte nun erst recht auf, die irdische Aufgabe zu erfüllen, da eine Fortdauer nach demselben fraglich erschien.

Eine große Störung, ja unmittelbarsten Kriegslärm brachte die badische Revolution, welche im Mai 1849 ausbrach. Mit Hilfe eines Soldatenaufstandes sollte die blutige Bewegung, für ein paar Wochen wenigstens, den Traum einer südwestdeutschen Republik verwirklichen. Gottfried Keller stand mit Kapp, Feuerbach, selbst mit dem maßvollen Hettner auf der politischen Linken und brachte den Doktrinären der „Deutschen Zeitung“, Gervinus an ihrer Spitze, der sich alles Demokratische und alles Jugendliche vom Leibe hielt, den ehrlichsten Haß entgegen. Die Preußen, welche den Aufstand niederwarfen, kamen einige Male dicht vor die Stadt und schossen von den umliegenden Höhen in die Gassen hinein. Eines Tages stürzte ein Soldat in nächster Nähe Kellers, der eben auf der Neckarbrücke nach dem Feinde ausschaute, von einer Kugel getroffen, tot zusammen. Kellers Hausleute flüchteten bereits ihre Habe, da die Lage der Wohnung gegen den Fluß hin eine sehr ausgesetzte war. Indessen mußten die badischen Truppen zurückweichen, und in der Morgenfrühe des 23. Juni zogen die Preußen in Heidelberg ein.

Jenseits des Neckars an der Straße nach Neuenheim wohnte in der schönen Besitzung zum „Waldhorn“ Hofrat Christian Kapp, der außerordentlich vielseitige Philosoph und Politiker, der bekannte leidenschaftliche Gegner Schellings[1]). Sohn einer fränkischen Theologen- und Philologen-

[1]) Vgl. G. Weber, Heidelberger Erinnerungen (1886) S. 222 ff.

familie, 1798 in Bayreuth geboren, hatte er in Berlin unter Schleiermacher, Neander und De Wette Theologie, bald aber, bestimmt durch Böckh, Solger und Hegel, Philosophie studiert und war 1824 Professor in Erlangen geworden. 1833 nach Heidelberg übergesiedelt, las er hier nur wenige Semester, nahm schon 1844 wegen Reibungen mit engherzigen Kollegen die Entlassung und beschäftigte sich seither mit Mineralogie und Botanik, oder pflegte seinen reizenden Garten. Daneben trieb er Politik im Sinne der Welckerschen Opposition und gehörte 1845—49 als radikales Mitglied der zweiten badischen Kammer, kurze Zeit auch dem Frankfurter Parlamente an. Bei seinen Gegnern hieß er „die Reichshyäne", da er in seinen heftigen Reden den Bundestag als „Leiche" zu bezeichnen pflegte. Er war innig mit Ludwig Feuerbach befreundet. Sein Sohn August hat 1876 den Briefwechsel der beiden herausgegeben[1]). In dem gastfreien Hause verkehrten damals namentlich Moleschott, Hettner, Berthold Auerbach und der spätere Berner Historiker Karl Hagen. Christian Kapp ist 1874 gestorben.

Seit dem Sommer 1849 fand sich auch Gottfried Keller beinahe täglich im „Waldhorn" ein. Verwandte politische und philosophische Ansichten brachten ihn dem Hausherrn nahe; sodann begegneten sie sich in der Verehrung Jean Pauls, mit dem Kapp persönlich befreundet gewesen war. Gemeinschaftliche künstlerische Neigungen, nach und nach aber zartere Gefühle zogen ihn zu der hochbegabten Tochter Johanna. Ohne von eigentlicher Schönheit zu sein, — nach

[1]) August Kapp, Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp (1832—48). Leipzig 1876.

einem Bilde zu urteilen, eine hohe üppige Gestalt, — hat sie mehr als einen Mann bezaubert. Hoffmann von Fallersleben schwärmte sie in seinen Gedichten an. Vom Vater besaß sie das hochgespannte leidenschaftliche Temperament. Sie malte und war auch dichterisch begabt. Für den seltsamen Ankömmling aus der Schweiz interessierte sie sich sehr, seitdem ihr dieser nach und nach seine Skizzenbücher, das Traumbuch und seine neueren poetischen Erzeugnisse mitgeteilt hatte. Er bekam auch ihre Gedichte zu lesen. Fast täglich wanderten sie mit einander am Philosophenwege. Eine fröhliche Weinlese beschloß die schöne Jahreszeit.

„Die Traube schwoll so frisch und blank,
Und ich nahm froh und frei
Aus ihrer Hand den jungen Trank —
Und als die letzte Traube sank,
Da war der Traum vorbei.“ (Neuere Gedichte S. 200.)

Johanna behandelte Keller mit einer gewissen Vertraulichkeit als guten Kameraden. Dieser aber verlor sein Herz so ganz an sie, daß er ihr im November die schönste Liebeserklärung — selbstverständlich abermals auf brieflichem Wege — machte. Sie erschrak, denn sie gehörte im geheimen einem anderen an. Ohne Rückhalt gestand sie Keller diese ihre aussichtslose Liebe. „Lieber, lieber Freund! — schrieb sie ihm am 7. November 1849 — Ich bin so tief erschüttert, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen schreiben soll, und doch drängt mich's dazu. Ihr lieber Brief hat mich furchtbar traurig gemacht, obgleich Sie mir's verbieten. Ich möchte Ihnen danken und thu's auch aus vollem Herzen; aber es kommt mir schrecklich traurig vor, daß ich so viel Unheil anrichte. Es ist mir oft ganz unbegreiflich! In den letzten

Tagen hab' ich wohl gefühlt, daß Sie mich gern hatten; aber ich hielt es für eine schöne menschliche Teilnahme und hätte mich auch gefürchtet, etwas mehr zu glauben. Nun aber liegt der Reichtum Ihres schönen Herzens plötzlich vor mir in neuem Glanze, und ich hab' tief aufseufzen müssen! Ich hab's Ihnen schon gestern gesagt, daß ich eben so glücklich wie unglücklich, weil ich getrennt bin, aber geliebt! Als ich Ihnen vor acht Tagen meine Gedichte gab, da nahm ich mir innerlich vor, Ihnen nie den Namen dessen zu sagen, in dem mein Wesen aufgegangen. Es schien mir selbst Ihnen gegenüber eine Profanation. Aber heute fühl' ich anders; auch anders wie gestern, da ich es Ihnen gegönnt hätte, aber doch um keinen Preis hätte sagen können. Jetzt aber sind Sie's gewiß wert, und ich fühl's, ich bin's Ihnen schuldig, damit Sie mich ganz begreifen und auch verstehen, wie nach so bittern Herzensqualen mir doch noch ein Leben möglich blieb, das bisher nur auf kurze Zeiten mich mit meinem Geliebten vereinte. Es ist allerdings ein tief tragisches Glück, wenn Augenblicke lange Trennung aufwiegen müssen; aber selbst wenn meine letzte Hoffnung noch schwinden sollte, ein dauerndes Vereintsein zu erreichen, glaube ich dennoch Kraft zu behalten, um die kurzen Momente als Momente zu erfassen und zu genießen, die mein vielbewegtes Leben erhellen. Sie haben in Ihrem schönen Briefe den geliebten Namen selbst ausgesprochen. Der Mann, der Ihrem Kopfe ward, was Ihr edles Herz in mir fand, dieser herrliche Mann ist es, und der wundersame Zufall, der Sie uns beide zusammenstellen ließ, hat mich mit stürmischer Freude ergriffen. So mag Ihnen denn das Rätsel gelöst erscheinen, das meine in Schmerzen erblühte Liebe Ihnen sein mußte.

Wie verwickelt dieses tragische Verhältnis ist, können Sie aber nicht ahnen; doch glaub' ich noch an eine Möglichkeit, die aber mit saurem Kampfe errungen werden muß und nach meinem Gefühle die einzige Versöhnung wäre für das herbe Leid, darunter viele leiden, am meisten die arme edle Frau, deren Glück ich zerstören mußte.

Erstarren Sie nicht ob den Untiefen, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt, verkennen Sie weder mich noch ihn! Wo Sie nicht alles begreifen, glauben Sie das Gute doch, und lassen Sie mich für immer glauben, daß Sie nie irre an mir werden! Mein Herz ist unwandelbar; aber es ist nicht bloß dem Geliebten treu; es bewahrt auch seinen Freunden eine wahre Zuneigung mit Innigkeit. Ich werde Sie nie vergessen.

Die höchste Gabe, die der Mann einem Weibe bieten kann, ist seine Liebe, und für dies Geschenk muß ich Ihnen danken, so traurig mich's auch macht. Ich hab' Sie wirklich lieb und glaube Sie zu verstehen in der tiefen Innigkeit Ihres Wesens . . . Ich weiß, was Sie sind, und darum brauchen Sie mir nicht erst zu geloben, etwas Rechtes werden zu wollen . . . . . „Ihr wunderschöner Brief hat mich tief ergriffen“ u. s. w.

Dieser Antwort war folgendes Gedicht von Johanna beigelegt:

„Mir ist, als sei ein Zauber
Wohl über mich gesprochen,
Und wer ihn lösen wolle,
Deß' Herz sei bald gebrochen.

Mir ist, ich sei verwünschet,
Mein armer Leib verfluchet,

Ich könne nimmer finden
Die Ruh', die ich gesuchet,

Und müsse rastlos wandern
Mit einem toten Herzen,
Und dürfe keiner Seele
Vertrauen meine Schmerzen.

Denn, wer mir Liebe biete,
Der sei dem Gram verfallen
Und müsse ohne Frieden
Wie ich durchs Leben wallen."

Noch wenige Tage sahen sie sich und machten die gewohnten Spaziergänge. „Es ist mir „heimlich"[1]), wenn ich mit Ihnen auf die Berge gehe und wir wie alte langjährige Freunde rückhaltlos zusammen sprechen. Sie werden's nicht fühlen, wie herzlich ich Ihr edles Wesen erfasse, und welche Achtung ich vor Ihnen habe. Sie sind ein Mann."

Einige Wochen später verließ Johanna Heidelberg. Sie siedelte zu Verwandten und zu ihren Lehrern, Bernhard Fries und Berdelle, nach München über, um sich ganz der Kunst zu widmen. Am 6. Dezember 1849 nahm sie von Keller Abschied für immer. „Denken Sie nicht bloß traurig an mich!" — rief Johanna ihm zu. „Wenn's mir auch nie gut gehen wird, kann mir's doch besser gehen. Bleiben Sie mir gut unter allen Lebensverhältnissen! Wer so reich an Liebe ist wie Sie, muß das finden, was er begehrt, muß geliebt werden." Diesmal saß es bei Gottfried Keller tief. Beim

[1]) Johanna will das schweizerische „heimelig", d. h. traulich ausdrücken.

Scheiden schrieb er den einzigen erhaltenen, nie abgesandten wunderschönen Brief an Johanna. Ebenso das Gedicht:

„Ich fühle wohl, warum ich Dich,
O teures Weib, so sehr geliebt“

mit der Schlußwendung:

„Und besser ging ich, als ich kam,
Von reinem Feuer neu getauft,
Und hätte meinen reich'ren Gram
Nicht um ein reiches Glück verkauft.“

Die vier Lieder S. 199—207 der „Neueren Gedichte“ sind an sie gerichtet. Ein Brieftäschchen mit dem von ihrer Hand eingestickten Namenszuge Gottfried Kellers befindet sich noch in der Hinterlassenschaft des Dichters.

Jahre lang blieb sie in München. Im Oktober 1850 schrieb sie, daß ihr erstes Debüt als Malerin so ziemlich in dieselbe Zeit fallen dürfte, da Kellers „zwölf Dramen“ gleichzeitig allerwärts den deutschen Bühnen oktroyiert worden. Und im April 1852 beklagte sie den Kummer, den sie ihrem gebeugten Vater mache. „Inzwischen schicken Sie mir Ihre Gedichte, auf die ich mich sehr freue und so auch auf diejenigen, deren Entstehung ich verschuldet haben mag.“ Der gegenseitige schriftliche Verkehr dauerte bis 1856. Johannas späteres Geschick gestaltete sich tieftragisch. Sie verfiel unheilbarem Irrsinn, aus dem sie erst nach langen Jahren traurigen Siechtums 1882 der Tod erlöste. Die Briefe von Gottfried Keller hat sie vernichtet. Nur zwei schöne Aquarelle bewahrte sie auf.

Zu den Freunden des Kappschen Hauses gehörte **Bernhard Fries** (1820—1879), einer der letzten und be-

deutendsten Landschafter aus der Rottmannschen Schule, ein Heidelberger Kind, der berühmten Malerfamilie angehörig, der Bruder von Ernst Fries. Mit Bernhard Fries schloß Gottfried Keller vertrauliche Freundschaft, welche sich bis zu dessen Tode immer gleich blieb. Er hat ihn in den siebenziger Jahren wiederholt in München besucht. Aus der Heidelberger Zeit ist ein kleines Billet von Fries vorhanden: „Lieber Gottfried, komme morgen früh mit dem Dampfschiffe hieher nach Neckarsteinach, von wo wir, d. h. Feuerbach und ich, nach Eberbach und Katzenbuckel gehn! Sage niemandem etwas von der Geschichte! Bringe Deine neuesten Gedichte mit! Ich habe Feuerbach davon gesprochen; er ist sehr begierig. Geld habe ich bei mir. Adieu. Komm gewiß! Dein ‚unsterblicher‘ B. Fries. Gute und viel Cigarren mitbringen!“ Im Spätherbste 1849 zog Fries nach München. Er hatte eifrig Anteil an der politischen Bewegung genommen, was 1852 als Vorwand zu einer vorübergehenden Ausweisung aus der bairischen Hauptstadt benutzt wurde.

Ein Gegner von ihm, auch ein Heidelberger Bekannter Gottfried Kellers, war Christian Köster (1783—1851), der bekannte Restaurator der Boisseréeschen Sammlung, selber Landschaftsmaler und Kunstschriftsteller romantischer Richtung. Daneben Musiker, der in Heidelberg mit Thibaut die Reinheit der Tonkunst verwaltete. Das graue verwachsene Männchen dirigierte jeden Donnerstag Thibauts gemischten Chor. Keller war öfter um ihn, legte ihm mitunter ein Gedicht vor, nur zögernd auch etwas von seinen Landschaften. Köster bemerkte ihm im Dezember 1848: „Ihre Skizzen haben mir sehr wohl gefallen; Sie stehen hier der Natur einsam und allein gegenüber, ohne sich in fremden Manieren oder in

nordischen Formeln zu bewegen, und das thut gemütlich so wohl; obgleich der Wunsch rege wird, durch mehr Vereinfachung und Gelenkigkeit des Traktaments einen Punkt zu erreichen, wo sich die kunstfreie Thätigkeit mit den Schranken der Naturtreue umschlungen hält, durch Gewinnung eines Stils — freilich leichter gesagt als gethan." Köster ist drei Jahre später gestorben. Er hat sich die Grabschrift gesetzt: „Suchet mich nicht hier, suchet mich in Euren Herzen!"

Bei seinen vorgeschrittenen Lebenssemestern mochte Gottfried Keller nicht mehr wie ein zwanzigjähriger Student regelmäßig die Vorlesungen besuchen; auch war er bereits zu selbständig und unbiegsam geworden, als daß er sich rückhaltlos fremder Führung überlassen hätte. Fest behielt er sein neues Lebensziel im Auge. Die dramaturgischen Studien nahmen ihren Fortgang. Er dachte an ein historisches Stück aus der Schweizergeschichte, „Gertrud von Wart", wogegen Staatsrat Sulzer in Zürich folgende Zweifel äußerte: „Es freut mich, daß Sie sich von den sog. Familienstoffen und häuslichen Gemälden abzuwenden und die größeren historischen Stoffe vorzuziehen anfangen. Ob jedoch ‚Gertrud von Wart' nicht wieder in die Gefühls-Familien-Scenen hinüberstreifen und die Klippe darbieten wird, das Interesse an zwei Frauen zu knüpfen, wage ich nicht zu entscheiden. Diese Schwierigkeit kann allerdings wie in der ‚Maria Stuart' überwunden werden, aber es scheint mir hier der Unterschied zu liegen, daß sich die Teilnahme an Leben und Tod unmittelbar an die Person einer der beiden Königinnen knüpft, während sie sich nach Ihrem Entwurfe mehr indirekt aus dem Schicksal einer nicht handelnden Person ableitet." Der Plan zu dem Trauerspiel „Therese" wurde entworfen,

der große Monolog des letzten Aktes komponiert u. a., namentlich aber am Jugendromane geschrieben. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erlebnisse war und zugleich einen Abschluß bedeuten sollte, scheute sich der Dichter, das Buch aus der Hand zu geben, umsomehr, als er über den Ausgang des „Grünen Heinrich“ noch gänzlich unschlüssig war. Auch eine Anzahl Lieder sind in Heidelberg entstanden. Außer denen an Johanna: „Melancholie“ (Dez. 1848), „Heimweh“, „An den schönen Limmatborden“ (1849), „Die Schifferin auf dem Neckar“, das Lied „Ich bete in der Frühe“ (November 1849; ohne Zweifel war es Feuerbach gewesen, der ihn auf den „Hafis“ seines Freundes Daumer hinlenkte). Das reizende ungedruckte, „Plauderwäsche“, findet man im Anhang. Ebenso redigierte er damals das zweite Bändchen der Gedichte. Es sollte nach seiner Meinung sein Abschied von der Lyrik sein. Er habe dieses subjektive Gebahren, welches sich auch in seinem Romane breit mache, endlich satt und empfinde eine wahre Sehnsucht nach einer ruhigen und heiteren objektiven Thätigkeit, die er zunächst im Drama zu finden hoffe.

Er empfand es als unabweisbare Notwendigkeit, die nächsten Jahre zu rascher dichterischer Produktion anzuwenden und dachte daran, sich an Gutzkow, den damaligen Dramaturgen des Dresdener Hoftheaters, zu richten, um durch ihn näher mit der Bühne bekannt zu werden. Einen Augenblick erwog er auch eine Rückkehr nach München, wozu ihn Johanna ermunterte, da er dort Rahl kennen lernen werde. Schließlich entschied er sich für Berlin, im Hinblick auf das dortige Theater. In der Umgebung Varnhagens von Ense, der ihm auf seine ersten Gedichte so zukunftverheißend geant-

wortet hatte, hoffte er wohl aufgenommen zu werden und den nötigen Vorschub für seine Absichten zu finden. Die Züricher Regierung gewährte im Oktober 1849 ein neues Stipendium von tausend Franken für ein weiteres Jahr, um ihm den Aufenthalt in Berlin oder Dresden zu ermöglichen.

Die Abreise, welche ursprünglich auf den Oktober 1849 angesetzt war, verzögerte sich um ein volles Semester. Erst zu Anfang April 1850 war er marschfertig. Die Fahrt sollte den Rhein hinab gehen, wo damals ein alter Freund wohnte, Ferdinand Freiligrath, der vor zwei Jahren aus London vorübergehend nach Deutschland zurückgekehrt war. Dieser begrüßte den „Gottfried von Glattfelden“ jubelnd mit einer seiner fröhlichen Episteln, und an einen Düsseldorfer Freund schrieb er am 5. April: er werde ihnen demnächst Gottfried Keller, den Schweizer Poeten, „einen trefflichen ganzen Kerl“ vorführen. „Stäubet den Staub aus den Bratenröcken und sorget für ein überströmendes Seidel!“

Am 7. April traf der Erwartete in Köln ein und fand bei der Familie Freiligrath die herzlichste Aufnahme. Das Haupt des Hauses zwar war sehr von politischen Geschäften in Anspruch genommen. Immerhin wurde die im Vergnügungsprogramme vorgesehene Suite nach Düsseldorf ausgeführt und reichlich dem feinen Jahrgange von 1846, dann, in Gesellschaft des gemütlichen Malers Hasenclever und Wolfgang Müllers von Königswinter, der Maibowle geopfert.

Adolf Strodtmann erzählte in Blumenthals „Neuen Monatsheften“ 5, 194 (1877) von einem Besuche bei Freiligrath im Sommer 1850, kurz nach Kellers Anwesenheit:

„Freiligrath wohnte damals auf dem Dorfe Bilk bei

22*

Düsseldorf, dicht neben der Kirche, und war erst vor wenigen Tagen aus der Haft entlassen worden[1]). Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit und machte mich mit mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Unter anderm führte er mich in das Atelier Hasenclevers, dessen humoristische Genrebilder aus der Jobsiade und dem deutschen Spießbürgerleben der süßlich sentimentalen Richtung der Düsseldorfer Schule ein gesundes Gegengewicht gaben, und der mit offenem Sinn für die soziale Seite der achtundvierziger Revolution kürzlich ein Gemälde ‚Stadtrat und Arbeiter' vollendet hatte, das noch auf der Staffelei stand. Der joviale Mann improvisierte rasch einen Zechtisch, indem er das Bild herabnahm und es, die Rückseite nach oben gekehrt, auf die Lehnen zweier Polsterstühle legte. Dann holte er Gläser und Flaschen aus der Ofenecke hervor, und bald vertieften wir uns in ein heiteres Gespräch über Kunst und Poesie. Mochte nun der feurige Walporzheimer oder die anregende Unterhaltung mir die anfangs schüchterne Zunge gelöst haben, ich plauderte lebhaft und unbefangen mit. „Das ist doch kein so steinerner Gast", sagte der Maler in seinem breiten rheinländischen Dialekte scherzend zu Freiligrath, „wie der Schweizer Poet, den Du mir neulich brachtest. Der leerte schweigend sein Glas und schlang verdrossen sein Roastbeef hinab, und sprach zwei geschlagene Stunden lang kaum ein Wort. Daß er Fleisch essen und Wein trinken kann, glaub' ich schon, denn das hab' ich gesehen; aber daß der all seiner Lebtage ein gescheites Lied zu

[1]) Hier täuscht sich Strodtmann. Die Freilassung Freiligraths fällt in den Oktober 1848.

stande bringt, glaub' ich nimmer. Wird wohl solch ein Stubenhocker sein, der hinterm Ofen den Frühling besingt!" Mit Eifer erwiderte Freiligrath: „„Fehlgeschossen, alter Knabe! Der ist ein rechter Poet von Gottes Gnaden, dem nur der innere Zwiespalt, das unsichere Schwanken in der Wahl seines Berufes, manchmal den Mund verschließt. Du weißt, daß er Maler war und sich jetzt ganz der Litteratur zu widmen gedenkt. Alles gährt in ihm, er ringt noch umhertastend nach der Form für die Gedanken, die ihn bewegen; er studiert, trotz seiner fast dreißig Jahre, jetzt in Heidelberg Philosophie und Naturwissenschaft mit einer Leidenschaft, die ihm Kopf und Herz ganz in Anspruch nimmt, da mag er immerhin Fremden gegenüber befangen sein, — aber gib Acht, vor dem wirst Du einst noch den Hut ziehen und ihm in tiefster Seele das Unrecht abbitten, ihn so falsch beurteilt zu haben!"" — „Erinnern Sie sich meines Disputes mit Hasenclever?" fragte mich Freiligrath, als er mir drei Jahre später in London mit freudestrahlendem Antlitz die eben erschienenen ‚Neueren Gedichte' von Gottfried Keller in die Hand gab. „Es macht mir doch Vergnügen, daß ich in der unscheinbaren Raupe, die so blöde und linkisch einherkroch, damals schon den schönen Schmetterling erkannt habe, der sich jetzt so heiter und lebensfroh in den Lüften wiegt. Freilich bedurfte es dazu keines Prophetenblicks! Wer, wie ich selber, in seiner Jugendzeit den Druck einer schiefen Lebensstellung schmerzlich empfunden hat, fühlt dergleichen leicht auch bei andern heraus. Lesen Sie das Buch — es wird Ihnen einen hohen Genuß gewähren. Dieser neue Poet war von Jugend auf ein freies Gemüt; schon im Sonderbundskriege schlug er sich wacker mit Pfaffen und

Finsterlingen herum — aber nun hat er sich bei der Wissenschaft die Bestätigung seiner freien Lebensanschauung geholt und schmettert aus genußfreudiger Seele so frisch und keck seine Weisen, wie die Lerche droben im reinen Blau, als könnte es gar nicht anders sein, als gäbe es keinen Kampf und Streit da drunten auf der Erde, keine Duckmäuserei und Zerrissenheit, nur lauter frühlingstrunkenen Jubel und Lust und Seligkeit!"

Nach einer ganz unverbürgten Mitteilung in der Frankfurter „Didascalia" vom 30. Juni 1885 hätten damals Freiligrath und Keller Modell zu Hasenclevers Bild „Die Weinprobe" gesessen. Gottfried Keller sei auf demselben als der Würdenträger dargestellt. Als Frau Ida Freiligrath ihn im Juli 1885 auf den fraglichen Artikel aufmerksam machte, antwortete Keller, er hätte denselben auf dem Lesezimmer umsonst gesucht. „Wer nach fünfunddreißig Jahren noch über jenen kurzen Aufenthalt in Düsseldorf, als Ferdinand mich von Köln dahin begleitete, schreiben mag, weiß Gott. Von einer Geburtstagsfeier Hasenclevers weiß ich gar nichts mehr. Derselbe befand sich allerdings in einer Gesellschaft verschiedener Herren, die während zwei bis drei Tagen in Gasthöfen und Gesellschaftslokalen herum dinierten und viel Maitrank, Champagner u. s. w. vertilgten, ohne daß besondere Tollheiten vorfielen, ausgenommen den ersten Abend, als in einem Musik- oder Gesangvereine an der Wand hängende Cylinderhüte verarbeitet wurden, wobei ich nach einer dunkeln Erinnerung mich wacker beteiligte. Wenn man alt wird und sich an der Öffentlichkeit herumtreiben muß, so ist es ein Übel, daß einem dergleichen versteckte Legendenmacher nachschleichen, noch ehe man das Zeitliche gesegnet hat."

Seinen prächtigen Freiligrath, an dem er lebenslang mit wandelloser Treue hing, hat Keller erst im Herbste 1875 wieder gesehen, als jener, krank, von einer Kur aus Graubünden heimkehrend, kurze Zeit in Zürich rastete.

Mitte April 1850 langte Gottfried Keller in Berlin an.

Aus der Heidelberger Zeit nun stammen die folgenden ausgewählten Briefe.

30. An Mutter und Schwester.

Heidelberg, den 31. Oktober 1848.

Liebe Mutter und Schwester! Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter[1]) auf seinem Landgute bei Aarau; den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt. Man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde, sehr artig und freundschaftlich gegen mich; es machte viel Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst ein Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte, und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht; denn ich sah einmal das leb-

[1]) Eduard Dößekel.

Finsterlingen herum — aber nun hat er sich bei der Wissenschaft die Bestätigung seiner freien Lebensanschauung geholt und schmettert aus genußfreudiger Seele so frisch und keck seine Weisen, wie die Lerche droben im reinen Blau, als könnte es gar nicht anders sein, als gäbe es keinen Kampf und Streit da drunten auf der Erde, keine Duckmäuserei und Zerrissenheit, nur lauter frühlingstrunkenen Jubel und Lust und Seligkeit!"

Nach einer ganz unverbürgten Mitteilung in der Frankfurter „Didascalia" vom 30. Juni 1885 hätten damals Freiligrath und Keller Modell zu Hasenclevers Bild „Die Weinprobe" gesessen. Gottfried Keller sei auf demselben als der Würdenträger dargestellt. Als Frau Ida Freiligrath ihn im Juli 1885 auf den fraglichen Artikel aufmerksam machte, antwortete Keller, er hätte denselben auf dem Lesezimmer umsonst gesucht. „Wer nach fünfunddreißig Jahren noch über jenen kurzen Aufenthalt in Düsseldorf, als Ferdinand mich von Köln dahin begleitete, schreiben mag, weiß Gott. Von einer Geburtstagsfeier Hasenclevers weiß ich gar nichts mehr. Derselbe befand sich allerdings in einer Gesellschaft verschiedener Herren, die während zwei bis drei Tagen in Gasthöfen und Gesellschaftslokalen herum dinierten und viel Maitrank, Champagner u. s. w. vertilgten, ohne daß besondere Tollheiten vorfielen, ausgenommen den ersten Abend, als in einem Musik- oder Gesangvereine an der Wand hängende Cylinderhüte verarbeitet wurden, wobei ich nach einer dunkeln Erinnerung mich wacker beteiligte. Wenn man alt wird und sich an der Öffentlichkeit herumtreiben muß, so ist es ein Übel, daß einem dergleichen versteckte Legendenmacher nachschleichen, noch ehe man das Zeitliche gesegnet hat."

Seinen prächtigen Freiligrath, an dem er lebenslang mit wandelloser Treue hing, hat Keller erst im Herbste 1875 wieder gesehen, als jener, krank, von einer Kur aus Graubünden heimkehrend, kurze Zeit in Zürich rastete.

Mitte April 1850 langte Gottfried Keller in Berlin an.

Aus der Heidelberger Zeit nun stammen die folgenden ausgewählten Briefe.

30. An Mutter und Schwester.

Heidelberg, den 31. Oktober 1848.

Liebe Mutter und Schwester! Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter[1]) auf seinem Landgute bei Aarau; den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt. Man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde, sehr artig und freundschaftlich gegen mich; es machte viel Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst ein Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte, und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht; denn ich sah einmal das leb-

[1]) Eduard Dößekel.

hafte französische Leben, das adrette Militär, besonders aber den wunderbaren Münster, welcher einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte als Dichter und Künstler, daß ich um vieles nicht wollte, daß ich ihn nicht gesehen hätte. Der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich; aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre, so daß allenthalben der Himmel durchscheint. So ist die ganze ungeheure Kirche gebaut; kein Fuß breit ist, der nicht mit ausgehauenen Blumen und Bildern überdeckt wäre. Es sind aber auch 500 Jahre daran gebaut worden.

Am Sonntag Mittag endlich, dem ersten nach meiner Abreise aus Zürich, fuhr ich mit dem Dampf weiter nach Heidelberg, wo ich dann abends 8 Uhr ankam. Ich blieb drei Tage im Gasthause und machte meine Besuche. Die Professoren Pfeufer und Henle, welche früher in Zürich waren und jetzt Hofräte sind und zu den angesehensten Personen der Universität gehören, nahmen mich freundlich auf, führten mich in Gesellschaft und in ihrem Hause ein und gaben mir sonst guten Rat. Man muß aber viel verschlucken, indem hier überall über die Schweiz geschimpft wird, und die Herren, welche früher sehr radikal waren, sind gewissermaßen alle konservativ geworden. Es ist ihnen indessen nicht zu verargen, denn wenn man die Radikalen und Republikaner hier sieht, besonders das gemeine Volk, so bekommt man gehörigen Respekt davor. Unsere Kellenländer[1]) sind noch ansehnliche Männer dagegen.

[1]) So werden die Leute des östlichen gebirgigen Oberlandes von Zürich genannt.

Mein Buchhändler Winter, welchen ich auch besuchte, ist ein sonderbarer Kauz. Er war ganz artig und freundlich, erwähnte aber mit keiner Silbe meiner Gedichte, was er für Geschäfte damit gemacht hätte u. s. f. Dagegen studiert hier ein Sohn meines Braunschweiger Buchhändlers, des Herrn Vieweg, welcher sagte, daß sein Vater in acht Tagen selbst hier durchreisen werde, was mir ganz gelegen kommt; ich habe schon Vorsorge getroffen, daß ich ihn sogleich sehe, wenn er kommt.

Über den Luxus des Zimmers, welches ich bezogen habe, könntest Du Dich nun nicht beklagen, wenn Du es sehen würdest, liebe Mutter. Es gehört zu den einfachsten, welche hier aufzutreiben sind, bei armen Leuten: ein kleines Zimmer mit einem Schlafzimmerchen (wie es hier nicht anders zu haben ist) und kostet mich 30 Gulden das Halbjahr (ungefähr 27 Zürcher Gulden). Das Frühstück läßt man sich im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen; des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für 20 Kreuzer (5 Batzen) sehr gut[1]); des Nachts nimmt man gar nichts, oder kauft beim Bratwurster für 6 Kreuzer (4 Schilling) etwas, nimmts in den Sack und geht entweder ins Wirtshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort. Übrigens gehen nur die jungen Studenten abends in ihre Kneipen; gesetztere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin,

---

[1]) Die Mutter an Gottfried, 5. Dez. 1848: „Deinem Schreiben nach ist es dort teurer zu leben als in München; von dort (München) hast Du geschrieben, man könne für 12 Kreuzer recht gut zu Mittag essen. Lebe gesund und halte Dich zu den gesetzten Leuten, welche zu Hause und nicht in den Kneipen „hocken"!"

erst ein einziges Mal um 11 Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war. Ich habe ein halbes Klafter Holz gekauft, welches mit Hacken und Tragen 6 Gulden 45 Kreuzer kostet; die Heizeinrichtung ist miserabel hier; im vornehmsten, wie im kleinsten Hause sind lausige eiserne Öfelchen, welche nicht einmal einen Schieber haben. Es ist merkwürdig, wie dumm in dieser Beziehung so eine ganze Stadt sein kann. Überhaupt ist hier ein lumpiges liederliches Volk: alles lebt ganz und gar von den Studenten; die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind uneheliche Studentenkinder und läuft in Fetzen herum.

Was meine türkische Reise betrifft, so habe ich seit meiner Abreise allerlei Gedanken gehabt, und ich glaube schwerlich, daß ich sie machen werde.

Wenn irgend etwas vorgefallen ist zu Hause, so schreibt mir es sogleich und überhaupt bald, damit ich weiß, wie es um Euch steht. Vielleicht fahre ich morgen mit Professor Henle, welcher Schulz[1]) auch kennt, nach Darmstadt, und am Abend wieder zurück. Politisches braucht Ihr mir nichts zu schreiben, ich lese hier alle Tage die Zürcherzeitung. In der festen Hoffnung, daß Ihr Euch gesund und wohl befindet, verbleibe ich mit tausend Grüßen

Euer getreuer Sohn und Bruder

Gottfr. Keller.

Adresse: D 281 in Heidelberg.

Im Hause lasse ich alle grüßen.

---

[1]) Wilhelm Schulz, Mitglied des Frankfurter Parlaments, wohnte damals in Darmstadt.

31. An Joh. Sal. Hegi in Zürich.

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Hegi! Ich bin endlich an der Herkulesarbeit, meine ganze Heimatskorrespondenz auf einmal abzuthun. Du bist der dritte an der Reihe, und noch habe ich fünf Briefe vor mir. Einer wird kleiner als der andere: der letzte wird noch eine Zeile groß werden, der Deinige wird der drittgrößte sein.

Ich war einen Tag in Aarau; Ferd. Wydler[1]) befand sich aber auf der Jagd und kam leider jenen Abend gar nicht oder sehr spät nach Hause; denn er kam nicht mehr ins Kasino, wohin ich ihn citiert hatte und wo ich seinen Bruder traf. Den andern Morgen mußte ich um 5 Uhr schon mit der Post abgnaden.

In Basel traf ich den Syffert[2]), verheiratet mit einer schönen jungen Frau, einer Professorstochter . . . Ich segelte über Straßburg und genoß einen schönen Herbstsonntag hindurch den Münster auf alle Weise. Außen und innen, unten und oben, mit großem republikanischen Militärgottesdienste und leer, wie das Heidelbergerfaß. Ich bin überzeugt, daß man, trotz allem schon Geschriebenen, immer noch ein ganz neues schönes Buch über diesen Wunderbau schreiben könnte. Das Auf- und Absteigen am Turme ist allein eine der interessantesten Reisen, die es gibt. Es ist ein Tempel auf den andern gebaut, bis in die Wolken. Oben ist eine Tafel in der Mauer, worein Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre

[1]) Ein Münchener Freund Kellers und Hegis, später Arzt (1823 bis 1871). S. o. S. 92.

[2]) Eduard Süffert, Maler, ebenfalls alter Münchener.

Namen hauen ließen. Man spricht dabei immer nur von Goethe, obgleich eine Menge deutscher Notabilitäten, wie Herder, Jung-Stilling und dgl. darunter sind, auch unser wackerer Lavater. Es ist etwas Problematisches um die Gesellschaft eines solchen Schlingels, wie Goethe ist, man wird von dem ungeschlachten vordringlichen Herren allzuleicht verdunkelt; doch auch beleuchtet manchmal. Ich glaube positiv, daß man von Lavater noch weniger sprechen würde jetzt, als es geschieht, wenn er sich nicht so viel an Goethe gerieben hätte, und wenn dieser nicht eine solche Menge wunderlicher Liebhabereien gehabt hätte.

Hier in Heidelberg treibe ich hauptsächlich moderne Philosophie und Litteraturgeschichte, auch Physiologie. Im Sommer werde ich neben der Geschichte auch etwas Physik studieren, da hier ein vortrefflicher Lehrer derselben ist[1]). Du wirst denken, das rieche nicht sehr nach der orientalischen Reise und hast auch recht. Ich habe nämlich nicht übel Lust, statt derselben noch ein Jahr in Berlin, oder am Ende auch hier zuzubringen; denn ich bin jetzt im besten Zuge, mir diejenige allgemeine Bildung zu erwerben, die mir leider bisher noch abging.. Dazu ermuntert auch die Leichtigkeit, mit welcher ich es thun kann bei den vortrefflichen mündlichen Vorträgen, welche man hier hat. Dazu kommt, daß ich in Deutschland eine Menge der wichtigsten Bekanntschaften schließen kann; ich bin auf dem eigentlichen Platze der Litteratur, welcher ich mich einzuverleiben zur Lebensaufgabe machen muß. Schon jetzt habe ich mehrere Konnexionen angeknüpft, welche mir sehr förderlich sind, und ich

[1]) Philipp Jolly.

werde in manchen Beziehungen etwas verändert zurückkehren, wenn das Wetter gut bleibt. Ist man erst etwas Rechtes geworden, so gibt sich dann eine große Reise, falls sie noch wünschbar ist, von selbst. Ich bereue nur bitterlich die Jahre, welche ich seit meiner Rückkehr aus München in Zürich verschleudert habe.

Ich habe hier, zur Vervollständigung meiner Umgebung, auch ein paar Künstler aufgetrieben. Der eine ist ein famoser Landschaftmaler, Fries, welcher sich seit unserm Münchnerleben aufgethan hat und bereits viel Renommee besitzt; er war lange in Italien und hat auch aus der Schweiz ganz grandiose Zeichnungen mitgebracht. Er wird nächstens zwei kolossale Bilder malen zu Goethes Lied: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn", ein italienisches und ein schweizerisches Gebirgsbild, zu welchem letzteren er das Motiv vom Monte Rosa hernimmt. Ich werde ihm helfen untermalen und hantieren dabei, zu Nutz und Vergnügen, an müssigen Nachmittagen.

Der andere[1]) ist das schnurgerade Gegenteil des ersten. Dieser ist ein großer schöner Mann, voll Feuer und Leben, und lebt ganz in der neuen Zeit und Welt; jener ist ein Männchen von 3½ Fuß mit einem Höcker und eisgrauen Haaren und lebt in einer entschwundenen Welt. Er hat seiner Zeit die ganze Boisseréesche Sammlung restauriert; er erzählte mir die ausführliche Geschichte derselben, denn Stück für Stück ist durch seine Hände gegangen. Er malt sonst auch Landschaften, wie man sie noch vor Philipp Hackert malte, ist ein Goethescher Feinschmecker und höchst konser-

[1]) Christian Köster, s. o. S. 336.

vativer Ästhetiker; in unserer Künstlergesellschaft[1]) wäre er ein Prophet und venerierter Patriarch. Herr Köster schreibt auch über Kunst in einem komischen, Goethisch sein sollenden Stile und komponiert Musik. Er kennt alle Berühmtheiten der entschwundenen Jahre und sucht sich väterlich der aufkeimenden Talente anzunehmen, um sie wo möglich in jene Geschmacksgleise zurückzuführen. Er haßt meinen andern Freund, den Fries, furchtbar, und es drückt ihm das Herz ab, wenn ich boshaft genug bin zu erzählen, daß ich direkt von jenem herkomme. Indessen ist auch von diesem ehrwürdigen Überreste einer vergangenen Periode noch vieles zu lernen, und ich gehe gerne zu ihm.

Ich alter Narr habe immer noch meine Freude an dem Studentenvolk. Auf dem Café, wo die Schweizer nach Tisch hingehen, sind auch die Vandalen (Hansestädter ꝛc.), unter welchen es einige prächtige Gestalten gibt. Ich habe auch, um alles zu sehen, einigen Duellen an der Hirschgasse zugeschaut. Es finden täglich welche statt, und man geht hin, wie man etwa an eine Gant geht, um zuzusehen. Ich hatte das Glück, die renommiertesten Schläger zu sehen; übrigens ist es eine gräuliche Schinderei. Es trägt hier alles große Wasserstiefeln und Kapuzen von allen Farben über den Kopf gezogen, was zugleich sehr malerisch und praktisch ist. Übrigens herrscht unter den hiesigen Studenten bei weitem nicht der feine Ton, den ich vermutete. Allnächtlich wird beim Nachhausegehen auf den Straßen kontrahiert mit großem Lärm und Gebrüll und nicht selten geholzt. Aber auch unter den Hofräten und Professoren herrscht Streit und Zank. Du hast

[1]) In Zürich.

vielleicht von der gegenwärtigen Zänkerei gelesen, wo sie sich gegenseitig ausschimpfen, wie die Mitglieder einer fahrenden Schauspielerbande. — Soeben erhalte ich per Post ein anonymes Gedicht, welches, ein wenig spät, meine Ankunft in Deutschland begrüßt. Die zwei letzten Verse lauten:

„Mir aber stille das Sehnen, die kleinste Gab' zu genießen,
Heidelberg, post restante, unter der Chiffre A. B."

Leider ist die Handschrift eine männliche. Ich bin indessen in diesen Gegenden mehr bekannt als ich glaubte. —

Was malst Du jetzt und was Stadler[1])? Ich lasse alle Bekannte bestens grüßen, Stadler und die übrigen Künstler, von denen ich einige Nachricht erbitte. Grüße mir auch Nordorfs, besonders den Klaviermann[2]). Man könnte mir in Zürich ein Paket Briefe zusammenschreiben, damit die Sache auf einmal abgethan würde; denn ich sehne mich sehr nach Nachricht von allen Seiten. Euer

Gottfr. Keller.

Bei Ewald D. Nr. 281.

Der Tintenfleck auf dem Kouvert ist der kleinste Bruder von einigen 100, welche sich auf meinem Zimmer befinden. Die Geschichte mündlich.

Den 19. Febr. 1849.

Vorliegender Brief lag mit einer Schar andrer Briefe auf der faulen Haut, als ich Deinen erschrecklichen Brief erhielt. Über Deine Auswanderung († † †) hoffentlich mündlich. Daß ich Dein Geld noch nicht schickte, kommt einfach

---

[1]) Jean Stadler (1819—55), der unglückliche früh verstorbene Züricher Maler.

[2]) S. o. S. 16.

daher, daß ich es noch nicht erhalten habe. Ich wurde nämlich veranlaßt, fast die Hälfte meines unglückseligen Buches wieder umzuarbeiten, und bei den schlechten Zeiten konnte ich keine Vorausbezahlung verlangen. Ich selbst habe mir seither nur kümmerlich beholfen mit einigen kleinen Sümmchen, welche ich für verschiedene Aufsätze und Gedichte eingenommen habe; denn mein Zürcherisches Geld war schon vor Neujahr zu Ende. Indes ist mir die Summe von 75 Louisdor ganz sicher; und das erste Geld, welches ich davon schneide, soll das Deinige sein. Leider wußte ich nicht, daß Du zum unmittelbaren Gebrauch in Zürich darauf gerechnet hast, sonst hätte ich Dir schon früher geschrieben. Übrigens mag meine einzige Entschuldigung darin liegen, daß ich die Summe, mittelst welcher ich bezahlen wollte, bis jetzt noch nicht erhalten habe; ich habe seit zwei Jahren nicht etwa anderes Geld eingenommen und durchgebracht, sondern es ist immer noch der nämliche Posten, auf welchen ich rechnen muß. Der Fehler liegt darin, daß ich meine Arbeit so lange liegen ließ, was aber seine künstlerischen Gründe hat.

32. An Eduard Dößekel in Seon.

Heidelberg, den 8. Februar 1849.

Lieber Dößekel. Ich habe zwar die Schweiz und Euch Einwohner nicht vergessen, doch bin ich seit meinem Hiersein solchermaßen in eine neue Bahn geworfen worden, daß ich mich auch jetzt noch förmlich zusammenraffen muß, um endlich nur einigermaßen meine Pflicht gegen meine heimatlichen Freunde zu erfüllen; denn wer unerwartet auf einem neuen,

aber noch nicht ganz sichern und bestimmten Wege wandelt, an dessen Ziele aber eine klare heitere Aussicht zu hoffen ist: der schaut nur höchst ungern zurück und hat kaum Lust, seine frisch angeknüpften Fäden auch rückwärts zu reichen, seine neu empfangene Parole auch rückwärts zu rufen, ehe er weiß, wie sie dort aufgenommen werden, ehe er auch die ganze Geschichte und Entwicklung zugleich mitgeben kann.

Ich hatte in Zürich so viel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingeraten.

Fast zufällig besuchte ich einmal Henles Vorlesung über Anthropologie; der klare schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich; ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Litterarhistoriker und Ästhetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tüchtiges Wesen zog mich an und machte mich unbefangener für seine Lehre, und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht thöricht wäre, seinen geistigen

daher, daß ich es noch nicht erhalten habe. Ich wurde nämlich veranlaßt, fast die Hälfte meines unglückseligen Buches wieder umzuarbeiten, und bei den schlechten Zeiten konnte ich keine Vorausbezahlung verlangen. Ich selbst habe mir seither nur kümmerlich beholfen mit einigen kleinen Sümmchen, welche ich für verschiedene Aufsätze und Gedichte eingenommen habe; denn mein Zürcherisches Geld war schon vor Neujahr zu Ende. Indes ist mir die Summe von 75 Louisdor ganz sicher; und das erste Geld, welches ich davon schneide, soll das Deinige sein. Leider wußte ich nicht, daß Du zum unmittelbaren Gebrauch in Zürich darauf gerechnet hast, sonst hätte ich Dir schon früher geschrieben. Übrigens mag meine einzige Entschuldigung darin liegen, daß ich die Summe, mittelst welcher ich bezahlen wollte, bis jetzt noch nicht erhalten habe; ich habe seit zwei Jahren nicht etwa anderes Geld eingenommen und durchgebracht, sondern es ist immer noch der nämliche Posten, auf welchen ich rechnen muß. Der Fehler liegt darin, daß ich meine Arbeit so lange liegen ließ, was aber seine künstlerischen Gründe hat.

32. An Eduard Dößekel in Seon.

Heidelberg, den 8. Februar 1849.

Lieber Dößekel. Ich habe zwar die Schweiz und Euch Einwohner nicht vergessen, doch bin ich seit meinem Hiersein solchermaßen in eine neue Bahn geworfen worden, daß ich mich auch jetzt noch förmlich zusammenraffen muß, um endlich nur einigermaßen meine Pflicht gegen meine heimatlichen Freunde zu erfüllen; denn wer unerwartet auf einem neuen,

aber noch nicht ganz sichern und bestimmten Wege wandelt, an dessen Ziele aber eine klare heitere Aussicht zu hoffen ist: der schaut nur höchst ungern zurück und hat kaum Lust, seine frisch angeknüpften Fäden auch rückwärts zu reichen, seine neu empfangene Parole auch rückwärts zu rufen, ehe er weiß, wie sie dort aufgenommen werden, ehe er auch die ganze Geschichte und Entwicklung zugleich mitgeben kann.

Ich hatte in Zürich so viel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingeraten.

Fast zufällig besuchte ich einmal Henles Vorlesung über Anthropologie; der klare schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich; ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Litterarhistoriker und Ästhetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tüchtiges Wesen zog mich an und machte mich unbefangener für seine Lehre, und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht thöricht wäre, seinen geistigen

Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Thätigkeit geführt und so vor vielem gedankenlosem Geschwätze bewahrt worden bin.

Für die poetische Thätigkeit aber glaube ich neue Aussichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen, und wenn Feuerbach weiter nichts gethan hätte, als daß er uns von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Übrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten. Komisch ist es, daß ich kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte, als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Lümmel; so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden[1]). Indessen kann ich doch für die Zukunft noch nichts verschwören; es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben.

Nebenbei treibe ich noch Litteraturgeschichte und arbeite an meinem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen

[1]) In seiner Besprechung von Arnold Ruges gesam. Schriften in den „Blättern für lit. Unterhaltung“ 1848 Nr. 304 meinte G. Keller, Ruge werde vor Erstaunen darüber, wie einer in menschlichen Dingen ein coulanter und liberaler Mann, ein reiner und energischer Republikaner sein, und doch daneben noch diese und jene „Schrullen“ von Gott und Unsterblichkeit im Kopfe haben könne, kraß und trivial, „wie sein Freund Feuerbach in den Epigrammen und Distichen im 3. Band seiner sämtlichen Werke“. Vgl. auch Anhang S. 451.

ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht. Was nächsten Winter aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls gehe ich nicht nach dem Orient[1]); ich habe mehr Lust in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre litterarischen Elemente um so besser.

Ich habe mehrere ganz angenehme Bekanntschaften gemacht hier, worunter auch Künstler; einige hübsche und gescheite Mädchen stehen für den nahenden Frühling zu poetischen Ausflügen in Aussicht. — Begnüge Dich einstweilen mit diesen paar ungeschlachten Brocken und berichte mir doch bald von Deiner Seite, denn ich habe einen wahren Heißhunger nach Briefen aus der Schweiz. Ich habe erst einen einzigen an meine Mutter geschickt und zwei von ihr er-

[1]) Dößekel an Keller, 7. April 1849: „Es leuchtete mir sehr ein, daß Du von der Idee einer Reise in den Orient, die auch kaum die Deinige war, abgehst ... Es ist etwas ganz anderes, wenn man nach langer Arbeit und Zimmergefängnishaft wieder einmal einen Zug aus der freien Natur nimmt, Gegenden durchstreift und die durstige Seele bis zur Trunkenheit erquickt, als wenn man obligatorisch als poetischer Musterreuter die Welt durchreisen soll, um von Amtes wegen viel in sich aufzunehmen. Es gibt da der unnützen Tage gar viele; Zeit und Geld geht darob verloren. Der Dichter bedarf mehr der Tiefe als der Breite; es wohnt in ihm eine eigene Gabe, in dem Kleinen das Große zu erschauen. Schiller war nie am Meere, nie an einem großen Wasserfalle und hat doch das Sieden, Zischen und Brausen des Wasseraufruhrs mit ergreifender Wahrheit geschildert; er war nie in der Schweiz, und in seinem „Tell“ spiegelt sich doch das Leben und Weben der Gebirgswelt bezaubernd ab.“

halten; sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Ärger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist allen, den reaktionären wie den radikalen, ein Dorn im Auge. Ich werde aber diese sogenannte Borniertheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eignen festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen.

Ich erinnere mich oft mit großem Vergnügen an den Aufenthalt in Deiner reizenden Wohnung. Grüße doch höflichst von mir Deine werte Frau und küsse Deine Kinder. Grüße mir auch unsere Bekannten in Aarau, den Tanner, Bolley &c. und vergiß mir den Rochholz nicht, welchen ich grober Weise nicht aufgesucht habe, als ich durchreiste[1]). Und so lebe gesund und wohl bis auf weiteres!

Dein Gottfr. Keller.

---

[1]) Karl Rudolf Tanner, Präsident des Aargauischen Obergerichts, der treffliche Dichter, kurz nachher am 8. Juli 1849 gestorben. Es ist mir unzweifelhaft, daß eine Besprechung von Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern" (1846) in der „Neuen Zürcher Ztg." von 1846 Nr. 250 von Keller herrührt: „Ein stilles weiches Gemüt findet hier ein wahrhaftes Blumengärtlein zum Lustwandeln oder Ruhen mit schönster Aussicht in Abend- und Morgenrot . . . Die Sprache ist gediegen, wohltönend, fest und doch wieder so zart und leicht, daß alle die Verse und kurzen Lieder wie silberne Bachwellen dem innern Ohr vorüberrauschen." — Pompejus Bolley (1812—1870), Chemiker, damals Lehrer an der Kantonsschule in Aarau, später Direktor des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, Freund Kellers. — Ernst Ludwig Rochholz aus Ansbach (1809—1892), seit 1836 Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur in Aarau, der Germanist; auch dichterisch begabt.

33. An Wilhelm Baumgartner in Zürich[1].

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Baum! Ich hoffe, daß Du dato ein grünender Baum seiest, einer, der sich gewaschen hat (woran nicht zu zweifeln, wenigstens innerlich)!

Dieser Brief wird leider diesmal nicht groß werden, denn derjenige, welchen ich an Ruff[2]) gerichtet und den ich zufällig zuerst angefangen, hat sich so dick angefüllt mit allerlei dummem Zeug, daß ich ganz erschöpft bin, denn Gescheites weiß ich nicht viel. Warum ich nicht früher geschrieben, frage die Sterne! ich weiß es nicht. Denken thue ich oft an euch alle, bei jedem feierlichen Anlaß, bei jedem guten Glas Wein, welches ich vermisse, und das geschieht oft genug.

Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig

[1]) Diese Briefe besitzt Herr C. Widmer, gew. Direktor der Rentenanstalt in Zürich, Baumgartners Biograph.

[2]) S. o. S. 264.

halten; sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Ärger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist allen, den reaktionären wie den radikalen, ein Dorn im Auge. Ich werde aber diese sogenannte Borniertheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eignen festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen.

Ich erinnere mich oft mit großem Vergnügen an den Aufenthalt in Deiner reizenden Wohnung. Grüße doch höflichst von mir Deine werte Frau und küsse Deine Kinder. Grüße mir auch unsere Bekannten in Aarau, den Tanner, Bolley 2c. und vergiß mir den Rochholz nicht, welchen ich grober Weise nicht aufgesucht habe, als ich durchreiste[1]. Und so lebe gesund und wohl bis auf weiteres!

Dein Gottfr. Keller.

---

[1]) Karl Rudolf Tanner, Präsident des Aargauischen Obergerichts, der treffliche Dichter, kurz nachher am 8. Juli 1849 gestorben. Es ist mir unzweifelhaft, daß eine Besprechung von Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern“ (1846) in der „Neuen Zürcher Ztg.“ von 1846 Nr. 250 von Keller herrührt: „Ein stilles weiches Gemüt findet hier ein wahrhaftes Blumengärtlein zum Lustwandeln oder Ruhen mit schönster Aussicht in Abend- und Morgenrot . . . Die Sprache ist gediegen, wohltönend, fest und doch wieder so zart und leicht, daß alle die Verse und kurzen Lieder wie silberne Bachwellen dem innern Ohr vorüberrauschen.“ — Pompejus Bolley (1812—1870), Chemiker, damals Lehrer an der Kantonsschule in Aarau, später Direktor des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, Freund Kellers. — Ernst Ludwig Rochholz aus Ansbach (1809—1892), seit 1836 Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur in Aarau, der Germanist; auch dichterisch begabt.

33. An Wilhelm Baumgartner in Zürich[1]).

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Baum! Ich hoffe, daß Du dato ein grünender Baum seiest, einer, der sich gewaschen hat (woran nicht zu zweifeln, wenigstens innerlich)!

Dieser Brief wird leider diesmal nicht groß werden, denn derjenige, welchen ich an Ruff[2]) gerichtet und den ich zufällig zuerst angefangen, hat sich so dick angefüllt mit allerlei dummem Zeug, daß ich ganz erschöpft bin, denn Gescheites weiß ich nicht viel. Warum ich nicht früher geschrieben, frage die Sterne! ich weiß es nicht. Denken thue ich oft an euch alle, bei jedem feierlichen Anlaß, bei jedem guten Glas Wein, welches ich vermisse, und das geschieht oft genug.

Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig

[1]) Diese Briefe besitzt Herr C. Widmer, gew. Direktor der Rentenanstalt in Zürich, Baumgartners Biograph.

[2]) S. o. S. 264.

weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst seine Religionsphilosophie vortragen zu hören. Ich besuche auch ein anderes Kolleg über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit (zugleich neue Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit gelesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei letzterem gehen wird, wage ich noch nicht bestimmt auszusprechen oder zu vermuten. Nur so viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten).

Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs

Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drucken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählig auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon selbst halb und halb gethan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur; er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des Bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. — Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Obiger Dr. Hettner ist ein junger Privatdozent, welcher in Italien war und ein vortreffliches Buch zum Verständnis der antiken Kunst geschrieben hat. Er liest, außer Spinoza, auch Litteraturgeschichte, sehr gut, Ästhetik. Er ist, so zu sagen, eine vollkommene Blüte unserer modernen Geisteskultur; die Philosophie, Litteratur und Kunst, letztere zwei besonders, sind der ausgebreitete Boden seiner Nahrung. Ich wünschte,

daß dieser junge rührige Mann unserer eidgenössischen Schule in spe erworben werden könnte; denn hoffentlich wird doch etwas für diese Interessen auch geschehen[1]). An den jetzigen schweizerischen Universitäten sind in diesen Fächern abgelebte und überlebte impotente Kräfte oder Unkräfte vorhanden. Ich gehe oft zu Hettner und befinde mich sehr gut dabei.

Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist. Gervinus und die andern dieses Kreises bedaure ich nicht, denn es sind grobe unkultivierte Lümmel; aber dieser feine Henle thut meiner Seele weh. Er war mit Feuerbach befreundet und teilt auch seine Ansichten und Grundsätze. Als Feuerbach hieher kam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selbst ein solcher sei, gab er ihn auf und — machte ihm nicht einmal einen Gegenbesuch! Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft. —

Aus der Geschichte, die ich hauptsächlich hier betreiben wollte, ist nun soviel als nichts geworden. Das einzige, was ich brauchen konnte, war deutsche Geschichte von Häusser; als er aber in die badische Kammer gewählt wurde, verlegte er seine Stunden auf den Vormittag, und an diesem

[1]) Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich wurde erst 1855 eröffnet. Bevor die Berufung Hettners hieher perfekt geworden war, traf ihn diejenige nach Dresden. Adolf Stern, Hermann Hettner S. 162 f.

besuche ich keine Kollegien. Schlosser liest die neuere Geschichte seit 1814, was mir nichts nützt; ich hospitiere übrigens oft bei ihm. Ich werde im Sommer die Geschichte mehr berücksichtigen.

An meine Reise denke ich wenig mehr. Der kurze Aufenthalt in hier hat mir so gut bekommen, ich habe so nützliche Bekanntschaften gemacht, daß ich fast vorziehe, noch ein Jahr oder zwei in Deutschland herumzustreichen. Dies wird mir so viel nützen, daß sich eine größere Reise dann nachher immer noch von selbst geben kann. Wäre ich gleich vor drei oder vier Jahren, als ich die ersten Gedichte drucken ließ, hinausgekommen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich innerlich wie äußerlich ein anderer Mensch; denn für einen Poeten ist die Schweiz ein Holzboden.

Auf Ostern wird endlich mein Roman herauskommen. Nächsten Sommer will ich es mit dem Drama versuchen; vielleicht hört Ihr Bühnengeschichten von mir. Ich habe einen Plan so ziemlich im Kopfe zurecht gelegt, sage aber noch nicht, was[1]. Jenes epische Gedicht von den zwei jungen Leutchen und den Bauern, welche pflügen, habe ich auch angefangen[2], sowie auch aus hiesiger Landschaft schon ein paar lyrische Gedichtchen entsprungen sind.

Ästhetische Notiz. Ich wohnte jüngst einer Operation in hiesigem Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellebogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen

[1]) „Therese".

[2]) S. o. S. 297. Es ist der Eingang zu „Romeo und Julie auf dem Dorfe".

Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmählig, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und stöhnen, und ich erwartete ein unartikuliertes wildes Geschrei. Allein, als die Messer bei Seite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Anrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang; er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Äußerungen, welche, so wie der Schmerz abnahm, in wehmütige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus, und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerze unterworfen werden, so benehmen: aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird. Für Deine musikalischen Interessen habe ich bemerkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitätischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich.

Kennst Du den Morell, welcher Furrers Sekretär geworden ist[1])? Ich kenne hier mehrere Freunde von ihm,

[1]) Karl Morel von Wyl, Kanton St. Gallen, der Kulturhistoriker und talentvolle Dichter (1823—1866). Morels öffentliche Erklärung über

welche viel Gutes von ihm sprechen, mir auch sehr gute Gedichte von ihm zeigten. Die Schweizerstudenten aber verwundern sich allgemein über Furrers Wahl, indem Morell gar keine juristischen und staatsrechtlichen Vorlesungen besucht, sondern nur Belletristik und allgemeine Schwärmerei und Bummlerei getrieben hätte, er sei gar kein Geschäftsmensch u. s. f. Was ist wohl daran? Grüße alle Bekannten von mir, besonders Sulzer, welchem ich als Finanzrat gratuliere[1]), dann Louis Meyer, den Knieper[2]), wenn jemand nach Bern schreibt, kurz die ganze holde Kompanie. Schreibt mir bald ein Paket Briefe zusammen und laßt mich es nicht entgelten, denn es fällt Euch leichter, jeder seinen einzelnen Brief zu schreiben, als mir so viele.

Den 21. Februar.

Noch immer liegen die unglücklichen Briefe in meiner Tischtrucke, kommen aber hoffentlich heut oder morgen endlich auf die Post. Daher noch einen flüchtigen Gruß. Hegi hat mir geschrieben, daß er nach Amerika gehe. Nun erwarte ich täglich die Nachricht, daß Du nach Afrika und ein dritter gar nach Australien wolle, so muß ich am Ende doch nach Asien ziehen, damit wir recht auseinander fahren! Da schlage doch der Teufel in die Welt! Ich werde fast mit jedem Tage europalustiger, da ich nun erst recht an die Revolution

---

seine Wahl zum provisorischen Sekretär des eidg. politischen Departements (Furrers) steht in Nr. 40 der „N. Zürcher Ztg." 1849.

[1]) Dr. J. J. Sulzer aus Winterthur, geb. 1821, Staatsschreiber, dann Regierungsrat, Ständerat und Stadtpräsident in Winterthur (s. o. S. 262).

[2]) Johann Ludwig Meyer von Weiningen (1818—1867), Mathematiklehrer und Prorektor der Industrieschule, nicht mit dem S. 37 ff. genannten Leutpriester und Prorektor zu verwechseln. Der Knieper ist ein Jurist und Journalist Honegger.

glaube, je schlechter es ihr geht. Aber ein Mensch, der nicht an die Freiheit glaubt, wie unser Hegi, der muß freilich auswandern; denn das, an was er glaubt, will sich noch viel weniger zeigen und Gestalt annehmen, und so bleibt ihm nichts übrig, als nach Mexiko zu gehen und dort den alten Vitzliputzli zu restaurieren[1]). Übrigens habe ich unsern armen Freund in Verdacht, einen ganz kleinen Weidenkorb mit über das Weltmeer zu tragen, worüber ich aber nichts weiteres sagen kann und daher zu schweigen bitte, wenn Du nicht etwa mehr weißt als ich.

Die Professoren sind doch ein wunderliches Volk. Henle wird nun von hier fortgehen, weil ihm der geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judenbub[2])! Hofrat Henle selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und anderen gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbachs Grundsätze, nur nicht sein Auftreten: dieser gleiche Henle hat letzter Tage in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Roten nicht verachten thut.

Meine Reise wird mir immer problematischer; ich glaube fast, es wäre besser, wenn ich noch ein Jahr in Deutschland bliebe und etwas lernte, da ich doch einmal im Zuge bin. Etwa nach Italien kann ich später immer noch aus eignen Mitteln gehen. Wenn ich in Zürich nur irgend eine Stelle

[1]) Vgl. übrigens u. S. 376.

[2]) Vgl. Merkel, Jakob Henle S. 253.

bekleiden kann, wovon zu leben ist, so kann man immer ein Stück Honorar u. dgl. zu einer Reise verwenden. Mit meinem Stipendium bin ich, was diesen Winter betrifft, ordentlich ausgekommen, weil ich nichts mitgemacht und auch nichts angeschafft habe. Im Sommer hingegen wird es ein wenig knapp zugehen, wenn ich die schöne Gegend ein wenig mitgenießen, einige Bücher kaufen und ordentlich wieder heimkommen will. Es sind auch einige angenehme Mädchen in meinen Bereich gekommen, was anmutvolle Spaziergänge in Aussicht stellt, wenn das „Fruhjahr kummt".

Ich würde meine Briefe vielleicht jetzt noch nicht abstoßen, wenn ich es länger ohne Nachricht aushalten könnte. Ich beschwöre Euch daher, mir gleich zu schreiben, wogegen ich mich anheischig mache, bald wieder zu schreiben, sobald die Ferien da sind.

Den 10. März.

Unglückseliges Schifflein dieser Briefe! Es will nicht vom Lande stoßen. Im Spätherbst planiert, zu Neujahr angefangen und im Frühling fertig, wenn's nun noch Sommer wird, bis er in Zürich ankommt, dann kann dieser Brief sagen, er sei durch alle Jahreszeiten gewachsen, bis er, wie eine reife Frucht, endlich vom Baume fiel. Hier haben wir schon die herrlichsten Frühlingstage gehabt; heute Nacht ist zwar ein Schnee gefallen, aber die Sonne brennt ihm diesen Augenblick, da ich dieses schreibe, tüchtig auf den Pelz. Es gährt wieder ziemlich unter dem Volke hier zu Lande. Ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier. Man ist nachts seines Lebens

nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die sogenannten „Führer" sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter ꝛc. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Sie haben auch ihre guten Freunde in der Schweiz. Heute las ich in einem hiesigen Blatte, der „Republik", eine Korrespondenz aus Bern, worin der sämtliche jetzige Bundesrat Volksverräter, Furrer, Ochsenbein ꝛc. Buben und Schufte genannt werden, der italienischen und deutschen Flüchtlinge wegen.

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman: von Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben, und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen; denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe; wenn sie mir dieselben nur schnell schicken! Mein Honorar für das Buch bekomme ich erst, wenn das Ganze abgeschickt ist.

Ein Student reist heim, welchem ich die Briefe mitgebe; sie wären vielleicht sonst noch einige Wochen liegen geblieben. Dies Blatt habe ich nur noch besudelt, um zum letzten Mal zu grüßen. Ich glaube, ich habe vieles zweimal geschrieben; ich bitte um Entschuldigung, die großen Intervallen sind schuld daran. Antwort! Antwort! Antwort! Sonst hol' Euch der Teufel, welchen ich zu diesem Ende hin einseitig noch eine Weile existieren lasse!

Was ist denn das für ein Poet Müller, welcher sich in Zürich aufgethan hat und von dem die „Zürcher Zeitung" ein Präambulum machte? Es hieß darin, derselbe sei in Deutschland berühmt; aber ich habe noch kein Sterbenswörtchen davon gehört, es müßte denn Wolfgang Müller sein, welcher aber meines Wissens kein Student ist.

Alexander Müller[1]) lasse ich ebenfalls bestens grüßen. Behalte übrigens den philosophischen Teil dieses Briefes ein wenig bei einander, damit nicht jeder Esel in Zürich den Senf dazu gibt, eh' nur das Fleisch auf dem Tische steht! Wie hält sich denn die „Eidgenössische Zeitung"? Ist der Spyri immer noch ein Problem, oder fängt er an, auf eine Seite überzuschnappen? Sein Patron Bluntschli wird in Baiern wohl die gleiche Rolle spielen, wie Dr. Keller in Berlin. Es ist wundersam: Deutschland schickt der Schweiz Demagogen und Kommunisten, und die Schweiz sendet dafür reaktionäre Staatsmänner nach Deutschland. Ein liebreicher wohlriechender Handel! Den alten Orelli[2]) habe ich sehr bedauert; was macht seine Tochter? Adieu.

G. Keller.

Grüße doch Dr. Suter und Walder[3]) vielmal von mir, ich kann ihnen jetzt unmöglich schreiben. Was machen sie? Was treibst Du selbst? Ist etwas zu stande gekommen von Deinen Kompositionen?

[1]) Alexander Müller aus Erfurt, geb. 1808, geschätzter Musiklehrer und Dirigent in Zürich, Lehrer Baumgartners, Freund Richard Wagners. S. o. S. 262. Er starb 1863.

[2]) Joh. Kaspar Orelli, der klassische Philolog, kurz vorher, am 6. Januar 1849 gestorben.

[3]) Der 1891 verstorbene Regierungsrat Eduard Suter von Pfäffikon und der noch lebende a. Regierungsrat Karl Walder.

34. An die Mutter.

Heidelberg, den 16. März 1849.

Liebe Mutter! Deinen Brief habe ich durch den Schustergesellen richtig erhalten. Es nimmt mich wirklich wunder, daß Du mir seither keinen Sturmbrief mehr geschickt hast, da mein Stillschweigen auch gar zu lang dauert. Ich hatte nämlich schon lange etwa sieben Briefe an verschiedene Bekannte in Zürich angefangen; weil ich noch an gar niemanden geschrieben habe, seit ich hier bin, so wurden die Briefe sehr groß und blieben lange unvollendet liegen, und weil ich alle in einem Einschluß an Dich zum Verschicken senden wollte, so blieb der Brief an Euch auch aufgeschoben. Letzten Montag fand ich Gelegenheit, eine Portion durch einen Studenten abzusenden. Inliegend folgen noch zwei Briefe, welche ich in den Briefeinwurf zu thun bitte; doch wäre es schicklicher, wenn sie hingetragen würden. Professor Löwig[1]) wohnt bei der Kantonsschule im Stadlinschen Institut.

Mein Geld habe ich noch gar nicht bekommen, sonst hätte ich schon lange geschickt. Doch bin ich diesmal selbst schuld, indem ich hier, durch andere Grundsätze und Ansichten veranlaßt, mein Buch noch einmal gänzlich umzuarbeiten anfing; und da ich daneben noch studieren muß, so ging es nicht so schnell von statten, und vom Buchhändler kann ich auch nicht verlangen, daß er mir das Geld schickt, eh' das Buch fertig ist. So kann es vielleicht noch Ostern werden, doch ist die Sache ganz sicher. — —

Hier habe ich indessen ganz knapp aus ein paar kleinen Pöstlein gelebt, welche ich von verschiedenen Buchhändlern

[1]) S. o. S. 319.

eingetrieben habe; auch wurde einiges Geld entlehnt. Jedoch habe ich, was Schulden betrifft, keinen Kreuzer mehr verbraucht, als was ich ganz bequem bezahlen kann. Gegenwärtig bin ich sehr auf dem Hund und nehme auch ein anderes Zimmer, da die Leute, wo ich bin, sehr unordentliches Volk sind. — — — Ich muß aber den Zins bezahlen und schreibe darum dem Regierungsrat Sulzer, daß er mir die übrigen 200 Franken schicken möchte. — —

Ich habe hier schon Feuer- und Wassernot gehabt. Einmal, als ich lang in die Nacht aufblieb, geriet mein Sofa, wahrscheinlich durch die Pfeife, in Brand, was ich erst merkte, als ich schon zwei Stunden geschlafen hatte, und der Rauch mich weckte. Ich sah Eine große Glut und glaubte im Schrecken, der ganze Boden brenne. Ich erstickte beinahe und konnte des Rauches wegen die Thüre nicht finden. So eilte ich zum Fenster und warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße, schrie: feuerjo! und schmiß auch noch den Jalousieladen hinterdrein. Es war übrigens nur ein einziges Kissen verbrannt, was aber einen höllischen Rauch machte. Kurz darauf gab es eine Überschwemmung, so daß ich zwei Tage lang im Schiff vom und zum Haus fahren mußte. Für den Brand bekam ich eine Rechnung von 7 Gulden[1]).

Über die Weihnacht war ich in Darmstadt und besuchte den Schulz, welcher mit seiner Frau sehr munter ist. Den Münch[2]) konnte ich erst am dritten Tag auffinden. Er kannte mich nicht mehr. Er hockt mit seiner Familie und mit seinen Pressen in einer Stube; die Frau und zwei

[1]) Beigelegt ist dem Brief ein Couvert mit Inhalt, überschrieben: „Etwas Asche".

[2]) S. o. S. 22.

schöne Buben, die er noch hat, helfen ihm allerlei. Die Frau ist weder jung mehr, noch schön, doch mag sie früher hübsch gewesen sein. Sie sprach sehr wenig und schien ein wenig demütig zu sein. Übrigens sah alles zufrieden und ordentlich aus. Münch läßt Euch alle vielmal grüßen, auch die alte Lisebeth, welche auch ich grüßen lasse. Er fragte mich nach hundert Dingen und Personen, welche ich schon lang vergessen habe, nach dem alten Frank, nach Schönberger, nach einem Schuhmachermeister, den ich in meinem Leben nie sah, nach allen Mitgliedern der Foppertschen Familie[1]) u. s. w., nach Glattfelden, der Gaton, dem Seti, dem Heinrich, dem Alten, den Jungen, den Krummen und den Graden. Es ist merkwürdig, wie viel Leute sterben, sobald man der Thür den Rücken kehrt! Auch Regierungsrat Vollier ist auf den Tod krank und wird wahrscheinlich nicht mehr aufkommen.

Hegi hat mir auch geschrieben; er will nach Amerika gehen. Die Alte wird indessen warten müssen, bis ich Geld habe, und wenn sie blau wird. So lange ich selbst immer in der Not bin, schäme ich mich gar nicht, mein Versprechen nicht halten zu können. — —

Ich habe freilich keine Lust, die große Reise zu machen, weil ich lieber noch ein Jahr in Deutschland, etwa in Berlin, bleiben möchte, weil ich einmal am Studieren bin. Indessen wären die Besorgnisse meiner verehrlichen Jungfer Gotte auf mich nicht anzuwenden, weil ich kein Naturforscher bin, welcher in unbekannte Gegenden, allen Beschwerden und

---

[1]) Rud. Foppert Kupferdrucker an der Brunngasse, bei dem Münch einst gearbeitet hatte.

Entbehrungen ausgesetzt, bringen muß, um seine Entdeckungen zu machen; sondern ich könnte ganz gemächlich von einem bewohnten und zivilisierten Orte zum andern, und das auf guten Dampfschiffen, reisen, wo überall gute Handelshäuser mit guter Lebensart sind[1]. — —

In der Hoffnung, daß dieser Brief Dich, liebe Mutter, sowie die Regula in der besten Gesundheit antreffe, grüße ich Euch und alle im Hause tausendmal.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

35. An die Mutter.

Heidelberg, den 11. April 1849.

Liebe Mutter! Leider zieht sich der Zeitpunkt, wo ich mein Geld endlich erhalten werde, noch bis zum Mai hinaus. Ich habe indessen an einen andern großen und reichen Verleger in Leipzig[2] geschrieben, welchem ich, seiner Antwort zufolge, mein Buch gegen augenblickliche Barzahlung überschicken kann, wenn ich von der andern Seite länger aufge-

[1] Die Mutter an Gottfried, 20. Januar 1849: „Deine Jungfer Gotte Ammann ist auch einmal bei mir gewesen, hat auch Dir nachgefragt und sich erkundigt wegen der Reise, welche Du noch vorhabest nach dem heiligen Lande! Sie würde Dir dies Vornehmen nicht raten können, indem sie nicht glaube, daß Deine Gesundheit und Natur fest und stark genug wäre, jenes Klima auszuhalten. Sie erzählte mir von einem Basler, welcher auch von seiner Regierung dorthin geschickt wurde, als Naturforscher, allein auf der Rückreise sei er gestorben. So könnte es Dir auch gehen. Ich denke selbst, es sei klüger, wenn Du diese Reise zur Seite thun kannst; mir würde sie großen Kummer in meinem Alter verursachen."

[2] F. A. Brockhaus.

halten würde. Letzthin habe ich die letzten 200 Franken von der Regierung erhalten; sie sind aber bereits fort, indem ich meine Hausrechnung bezahlt und das entlehnte Geld zurückgegeben habe; denn es ist nicht sehr angenehm, in dieser armen hungrigen Stadt Schulden zu haben. Wenn ich daher bis Mitte Mai 50 Gulden von Euch bekommen könnte, so wäre es mir sehr recht. Ich habe für den Sommer Kollegiengelder zu bezahlen und sollte mir auch einige theure Bücher anschaffen. Hier wüßte ich gegenwärtig bei niemanden zu entlehnen, als bei meinem alten Verleger, welcher mir aber nicht sehr grün ist, weil ich ihm nichts mehr gebe. Es sieht zwar kurios aus, daß ich, anstatt Geld zu schicken, abermals Deine Hülfe in Anspruch nehme; sobald ich aber die Summe aus Braunschweig erhalten, so will ich sogleich 400 Gulden nach Zürich schicken, damit ich endlich einmal frische Luft bekomme[1]). — —

Ich habe im Sinn, den nächsten Winter nach Berlin zu gehen, werde aber jedenfalls vier bis sechs Wochen im Herbst in Zürich zubringen. Da ich einmal angefangen habe, so will ich, anstatt jene große Reise zu machen, lieber noch etwas lernen; man kann es immer brauchen und eher irgend eine Stelle bekleiden. Für meine Schriftstellerei aber ist es sehr vorteilhaft, wenn ich ein wenig in Deutschland herumkomme. Ich habe hier schon mehrere nützliche Bekanntschaften gemacht, was sich in Berlin noch vermehren wird.

[1]) Die Mutter an Gottfried, 16. April 1849: „Nun schicke ich Dir die verlangte Summe, 50 Gulden. Ja, das schaut wirklich kurios aus! Als der Briefträger schellte, dachte ich: was gibt's da schon wieder? Gewiß kommt Geld. Aber wie bestürzt, als ich statt dessen wieder hergeben sollte!"

Ich lebe jetzt ziemlich wohlfeil. Es ist hier Sitte, daß man seine Besuche am Abend nach 7 Uhr macht, wo man dann mit den Leuten Thee trinkt und etwas Wurst oder Schinken ißt. Da ich in mehreren Häusern eingeführt bin und alle Wochen einmal hingehen muß, so habe ich mir dies gemerkt und studiere nun jeden Abend, wo ich hingehen wolle. Dabei unterhalte ich mich besser als im Wirtshaus. Als Dichter muß ich immer neben der Hausfrau sitzen; denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung viel mehr als die Schweizer.

Schreibe mir doch, was es Neues gibt, und wie Du und Regula sich befinden[1]): Ich hoffe, daß Ihr beide gesund seid.

Ich lasse alle vielmal grüßen. Euer Sohn und Bruder

Gottfr. Keller.

— — Der Hegi ist vor vierzehn Tagen hier durchgereist, um für drei Jahre nach Amerika zu gehen. Der Regierungsrat Sulzer hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben, als er mir das Geld schickte. — Fast hätte ich die Adresse vergessen, ich bin nämlich von dem Lumpenpack ausgezogen und wohne jetzt bei frommen Stündlern.

Neckarstraße, bei Kutscher Guland, D. 229.

---

[1]) Die Mutter an Gottfried, 13. April 1849: „Die alte 76jährige Frau Dekan Schinz, welche vor einem Jahr so nahe am Grabe gewesen, ist wieder ganz gesund und munter; ich habe ihr diese Woche den Zins gebracht; sie läßt Dich vielmal grüßen. Das Sechseläuten ist in Zürich wieder einmal in Pomp und Pracht gefeiert worden: es war beinahe ein stundenlanger Zug durch unsere Gasse. Es zogen Könige und Fürsten, Gesindel und Lumpenpack; meistens satirisches Zeug über die Politik." — — — „Regula hat nun wieder vollauf zu thun. Zwei Monate wurde gefeiert; mit diesem ging die Arbeit wieder an, worüber wir beide froh sind."

36. An Eduard Dößekel in Seon.

Heidelberg, Pfingsten 1849.

Obgleich ich ein schlimmer Heide bin, so liebe ich doch die schöneren unter den christlichen Festtagen, wie Ostern und Pfingsten. Diesmal sind letztere besonders gut geraten: das schönste Wetter im Neckarthal, alle Straßen voll revolutionären Volkes, welches Blumen und Waffen und rote Bänder an den Hüten trägt, vor der Thüre die lärmenden Landsleute, welche mich nach Schwetzingen hinauskutschieren wollen, allwo des Großherzogs Wasserkünste zum erstenmal vor dem souveränen Volke republikanisch aufspielen müssen — dies alles mag mich entschuldigen, daß ich Dir durch Professor Volley ebenfalls nur einen flüchtigen Gruß schicke, und noch kürzer als der Deinige.

Deine Weihnachtsgabe[1]) habe ich mit Vergnügen erhalten und sie auch einigen Freunden mitgeteilt. Ich hätte gewünscht, daß Du das „Wienächt-Chindli" für die spätere Hauptsammlung aufbewahrt hättest. Da das vorliegende Heft ein Vorläufer und Quartiermacher für jene sein soll, so finde ich obiges Gedicht nicht originell genug zu diesem Zwecke; denn obgleich vortrefflich ausgeführt und gewiß ganz aus eigener Natur gewachsen, erinnert es den großen Haufen, welcher immer nur zum oberflächlichen Vergleichen geneigt ist, zu sehr an Hebel.

Von Freiligrath habe ich endlich auch wieder ein Lebenszeichen empfangen. Er schickte mir von Köln aus seine neuesten Gedichte, alle blutrot, aber ein wenig schwer-

[1]) Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtgabe von Eduard Dößekel (Aarau 1848). Darin S. 3 ff. „s' Wienecht-Chindli".

fällig. Ich hoffe ihn, wenn die Reaktion in Preußen noch eine Weile fortgeht, in diesen Gegenden etwa als Flüchtling wiederzusehen.

Ich selbst habe mich für diesen Sommer von der hiesigen Gelehrsamkeit zurückgezogen, um ganz der poetischen Produktion zu leben. Es ist wirklich Zeit, daß ich wieder einmal etwas von mir hören lasse; denn mein erster schnatternder (!) Trompetenstoß bedarf sehr einiger reineren Nachfolger, sonst geht er mir gänzlich flöten.

Ich habe an meine Freunde in Zürich, gleichzeitig mit dem Deinigen, große Briefe geschrieben und sehr um Antwort gebeten; aber keiner dieser Herren hat mich noch eines Wortes gewürdigt. Ich will auch anfangen, mich im Vergessen zu üben.

Dein Gottfried Keller,

mit freundschaftlichem Gruß und Empfehlung an Deine werte Frau.

Daß Ihr an den Reithardschen Alpenrosen (ja wohl Rosen, wie sie die Kühe legen!) genug bekommen habt, ist mir eine große Satisfaktion. Ich habe diesen litterarischen Schweinepriester schon lang gekannt[1]).

37. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Heidelberg, den 14. Juni 1849.

Lieber Baumgartner! Ich habe im März durch einen Zürcher Studenten mehrere Briefe heimgeschickt, worunter auch an Dich und Ruff, aber noch von keinem Einzigen

[1]) J. J. Reithard (1805—1857), Lehrer und Journalist, seit 1846 in Zürich, zeitweise Redaktor der konservativen „Eidgenössischen Zeitung", begabter Dichter und Erzähler.

36. An Eduard Dößekel in Seon.

Heidelberg, Pfingsten 1849.

Obgleich ich ein schlimmer Heide bin, so liebe ich doch die schöneren unter den christlichen Festtagen, wie Ostern und Pfingsten. Diesmal sind letztere besonders gut geraten: das schönste Wetter im Neckarthal, alle Straßen voll revolutionären Volkes, welches Blumen und Waffen und rote Bänder an den Hüten trägt, vor der Thüre die lärmenden Landsleute, welche mich nach Schwetzingen hinauskutschieren wollen, allwo des Großherzogs Wasserkünste zum erstenmal vor dem souveränen Volke republikanisch aufspielen müssen — dies alles mag mich entschuldigen, daß ich Dir durch Professor Volley ebenfalls nur einen flüchtigen Gruß schicke, und noch kürzer als der Deinige.

Deine Weihnachtsgabe[1]) habe ich mit Vergnügen erhalten und sie auch einigen Freunden mitgeteilt. Ich hätte gewünscht, daß Du das „Wienächt-Chindli" für die spätere Hauptsammlung aufbewahrt hättest. Da das vorliegende Heft ein Vorläufer und Quartiermacher für jene sein soll, so finde ich obiges Gedicht nicht originell genug zu diesem Zwecke; denn obgleich vortrefflich ausgeführt und gewiß ganz aus eigener Natur gewachsen, erinnert es den großen Haufen, welcher immer nur zum oberflächlichen Vergleichen geneigt ist, zu sehr an Hebel.

Von Freiligrath habe ich endlich auch wieder ein Lebenszeichen empfangen. Er schickte mir von Köln aus seine neuesten Gedichte, alle blutrot, aber ein wenig schwer-

[1]) Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtgabe von Eduard Dößekel (Aarau 1848). Darin S. 3 ff. „'s' Wienecht-Chindli".

fällig. Ich hoffe ihn, wenn die Reaktion in Preußen noch eine Weile fortgeht, in diesen Gegenden etwa als Flüchtling wiederzusehen.

Ich selbst habe mich für diesen Sommer von der hiesigen Gelehrsamkeit zurückgezogen, um ganz der poetischen Produktion zu leben. Es ist wirklich Zeit, daß ich wieder einmal etwas von mir hören lasse; denn mein erster schnatternder (!) Trompetenstoß bedarf sehr einiger reineren Nachfolger, sonst geht er mir gänzlich flöten.

Ich habe an meine Freunde in Zürich, gleichzeitig mit dem Deinigen, große Briefe geschrieben und sehr um Antwort gebeten; aber keiner dieser Herren hat mich noch eines Wortes gewürdigt. Ich will auch anfangen, mich im Vergessen zu üben.

Dein Gottfried Keller,

mit freundschaftlichem Gruß und Empfehlung an Deine werte Frau.

Daß Ihr an den Reithardschen Alpenrosen (ja wohl Rosen, wie sie die Kühe legen!) genug bekommen habt, ist mir eine große Satisfaktion. Ich habe diesen litterarischen Schweinepriester schon lang gekannt[1]).

37. An Wilhelm Baumgartner in Zürich.

Heidelberg, den 14. Juni 1849.

Lieber Baumgartner! Ich habe im März durch einen Zürcher Studenten mehrere Briefe heimgeschickt, worunter auch an Dich und Ruff, aber noch von keinem Einzigen

[1]) J. J. Reithard (1805—1857), Lehrer und Journalist, seit 1846 in Zürich, zeitweise Redaktor der konservativen „Eidgenössischen Zeitung", begabter Dichter und Erzähler.

irgend eine Nachricht bekommen. Entweder sind die Briefe nicht abgegeben worden, oder ich bin in Zürich sonst verschollen. Ist das letztere der Fall, so will ich es mir als Strafe für mein langes Schweigen im vergangenen Winter ansehen; sollte aber das erstere der Fall sein, so bitte ich, es mit zwei Worten zu berichten; denn es ist mir daran gelegen, zu wissen, wo jene Briefe etwa liegen geblieben sein möchten.

Einzig von Hegi habe ich mündliche Antwort erhalten. Er war zwei Tage hier. Über seine Auswanderung habe ich eine freundlichere Aufklärung erhalten, da er nicht, wie ich glaubte, für immer nach Amerika will, sondern nur eine Exkursion von ein paar Jahren macht.

Hier in Heidelberg ist gegenwärtig großer Hallo, fallende und steigende Erwartungen, Furcht und Hoffnung. So viel ist gewiß, wenn Würtemberg noch lange schwankend bleibt, und im feindlichen Heere nicht eine unerwartete Renitenz ausbricht, so ist Baden verloren. Heute heißt es zwar, es komme in Würtemberg doch noch zum Entscheide, aber es ist nichts Bestimmtes da. In Heilbronn sollte die Bürgerwehr entwaffnet werden. Vorgestern. Die Soldaten halfen aber den Bürgern selbst, und es sollen darauf 4000 Mann nach Stuttgart aufgebrochen sein. Bis dato sind zwischen den Badern und den Hessen und Mecklenburgern verschiedene Grenzgefechte vorgefallen, wobei die Hessen immer so viel Verlust hatten als die Badenser. Nur haben diese letzteren die verdammte Untugend, daß sie mit Mann und Maus nach jeder kleinen Schlappe nach Heidelberg sechs Stunden weit herein retiriert kommen und alles in Angst und Schrecken versetzen. Es existieren schon viele Bataillone junger Volksmannschaft, welche ganz ordentlich einexerziert sind und, in

blaue Blousen gekleidet, ganz kouragiert revolutionär aussehen, ein ganz guter Kern für eine rabiate Revolutionsarmee. Man sieht die prächtigsten Gestalten darunter. Sie marschieren, ihre Bündel auf dem Rücken, wie die baren Teufel einher. Die Soldaten, die bewaffnete Jugend und das arme Straßenvolk sind noch ganz guten Mutes; die sogenannten Bürger aber und die solide Bauerschaft sind nicht sauber. Wenigstens will kein Mensch mit Geld hervorrücken. Der größte Übelstand ist, daß es an Offizieren fehlt. Bei der Linie sind eine Menge eingeschlichene reaktionäre Offiziere, und die avancierten Unteroffiziere können die Disziplin nicht immer halten. Dann und wann heißt es, es seien wieder einige Offiziere verschwunden, und so ist es ein unheimliches Durcheinander. Das Volk schreit nach Verrat und sieht überall Spionen, so daß man sich sehr in acht nehmen muß, nicht unvorsichtiger Weise zu fragen oder etwa in Zerstreuung um eine Kanone herumzuschleichen.

Mieroslawski hat nun den Oberbefehl übernommen. Man sagt, daß er die Armee hinter dem Neckar aufstellen wolle, vorzüglich von Heidelberg bis Mannheim, was auch geraten scheint; denn an der Grenze, gegen die Rheinpfalz und Baden, steht nun bereits ein formidables Heer mit weit überlegener Artillerie, und die Kavallerie allein ist vielleicht so stark als die badische Infanterie, während auf unserer Seite bloß etwa dreißig Stück Geschütz und zwei Regimenter Dragoner sind. Wenn Heidelberg angegriffen wird, so kann ich auch Pulver riechen, indem ich gleich neben der Neckarbrücke wohne, hart am Fluß. Schon mehrere Male hat man Kanonen dicht unter mein Fenster gestellt, als man den Feind auf den Fersen glaubte.

Es sind dieser Tage viele Schweizer hier, welche, teils als Offiziere, teils als Gemeine, bei der 600 Mann starken Fremdenlegion aus der Schweiz stehen. Es mögen etwa hundert Schweizer dabei sein. Ich habe bedauert, daß sie in Karlsruh sich in den Juniputsch mischten, welchen Struve und Konsorten jüngst versucht haben; wenn diese Kämpfe in der Zukunft auch nicht ausbleiben werden, so ist es doch thöricht, die jetzige sonst so prekäre Lage noch dadurch zu verschlimmern.

Struve hat gar keinen Boden im Volk: er ist in die konstituierende Versammlung nicht einmal gewählt worden und wollte die Regierung stürzen! Dagegen schreit alles nach Hecker, wie der Hirsch nach einer Wasserquelle; wenn er jetzt käme, so würde die moralische Wirkung so groß sein, daß das Volk in seinem Namen alle Hindernisse besiegen würde. Ich meinerseits hoffe nur noch auf irgend eines jener wunderbaren Ereignisse, welche in der neuen Zeit so ungerufen kommen; ich hoffe um so mehr darauf, als es ganz bestimmt heißt, der preußische König wolle nach der Niederwerfung der süddeutschen Revolution auch ein Wort mit uns Schweizern sprechen. Von der artigen Reaktions-clique Preußen, Österreich und Rußland ist das Allerärgste zu erwarten. Indessen hofft man hier in diesem Falle, daß die Schweiz, so wie sie den Anstoß zu der ganzen Geschichte gegeben hat, auch, wenn sie angegriffen würde, einen guten Schlußstein setzen und dem Dinge eine andere Wendung geben würde, und dies hoffe ich, als guter Schweizer, ebenfalls mit Zuversicht. Ich lasse den Ruff vielmal grüßen.

Gottfr. Keller.

38. An Staatsrat Eduard Sulzer in Zürich.[1])

[Heidelberg, den 23. Juli 1849.]

Hochgeehrter Herr Staatsrat! Indem ich Ew. Wohlgeboren für Ihre gütige und freundliche Mitteilung vom 20. März meinen ergebensten Dank ausdrücke, bitte ich Sie zugleich, Ihre gefällige Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke für meine kleinen Angelegenheiten in Anspruch nehmen zu dürfen, da dieselben, wie ich glaube, sowohl der Zeit, als der Beschaffenheit nach für einen schuldigen Bericht von meiner Seite wieder geeignet sind.

Ich war so frei, auch an Herrn Regierungsrat Bollier[2]) seiner Zeit zu schreiben. Mein Brief hat ihn aber, wie ich erst nachher erfuhr, in schwerer Krankheit getroffen, und ich bin auch seither ohne alle Nachricht von seinem Befinden geblieben, indem ich sonst, außer von meiner Familie, von keiner Seite her Briefe erhalte. Ich bin daher umsomehr an die gütige Aufmerksamkeit von Ew. Wohlgeboren gewiesen, als auch Ihr geehrtes Schreiben vom 20. März mich hoffen läßt, daß Sie noch das gleiche wohlwollende Interesse an meinem Dichten und Trachten hegen.

Ich halte mich diesen Sommer durchaus auf mein Zimmer gebannt und befinde mich innerlich wohl dabei. Die badische Revolution hat freilich, zuerst bei ihrem Entstehen, dann während des Kampfes in der unmittelbaren Nähe von Heidelberg einige Tage Störung gebracht; indessen haben

[1]) Entwurf. — Eduard Sulzer aus Winterthur (1789—1857), seit 1831 Mitglied der Züricher Regierung.

[2]) Rudolf Bollier von Horgen, geb. 1815, zum Regierungsrat gewählt 1846, gest. 1855.

nun die Preußen eine kühle Ruhe über die Geister gebracht, welche, wenn auch nicht für die hiesigen Zustände nachhaltig, doch für den Unbeteiligten bequem ist.

Ich hatte anfangs im Sinne, Mohls angekündigte Vorlesungen über die Encyklopädie der Staatswissenschaften zu hören, um auch in diesem Gebiete ein paar Fäden zu erhaschen, an welche anzuknüpfen früher oder später einige Ein- und Übersicht, sei sie noch so „zu Faden geschlagen", doch besser als nichts sein könnte. Herr Mohl hat sich aber nie gezeigt, so wie auch, außer den hauptsächlichsten juristischen und medizinischen Größen, fast alle Lehrer entweder durch die hier etwas triviale Volksjustiz oder durch die Furcht von ihren Posten gedrängt worden sind. Einzig bei Mittermaier habe ich in seinem Kriminalrecht und den daran gehängten Vorlesungen über die Zurechnung und den psychologischen Teil dieses Gegenstandes einige Stunden zugebracht, indem ich dadurch einige Erfahrungen in Sitten und Seelenzuständen zu gewinnen hoffte. Ich befand mich auch ziemlich gut dabei; allein Mittermaiers politische Thätigkeit und der Drang der Ereignisse brachten auch hier eine so häufige Unterbrechung und Veränderung der Stunden hervor, daß ich, leider schon nicht mehr so disponibel und biegsam, wie ein zwanzigjähriger Student, mich zuletzt gänzlich zurückzog.

Außerdem, daß ich das im verflossenen Winter Aufgenommene möglichst zu verarbeiten suchte, warf ich mich nun hauptsächlich auf das dramaturgische Studium; denn obgleich ich früher vieles Derartiges gelesen hatte, so war es doch nicht mit der Intention unmittelbarer Selbstanwendung geschehen. Von Lessing bis auf die Neuesten, wie Rötscher, nahm ich die betreffenden Schriften vor und las gleichzeitig den be-

handelten Stoff durch, das Antike in guten Übersetzungen. Da ich mir einmal vorgenommen habe, mein Glück auf dem dramatischen Gebiete zu versuchen, so war es notwendig, daß ich aus der gewöhnlichen Belesenheit heraustrat und zu bebestimmten und klaren Anschauungen zu kommen suchte. So machte ich mir ein Bild von den aristotelischen Grundsätzen an und ihren Schicksalen bis auf die Gegenwart und das, was man jetzt für Bedürfnis hält, und endlich, was von diesem Dafürhalten wiederum zu urteilen sein dürfte.

Dazwischen habe ich wohl auch eine Scene geschrieben zum Versuche, oder einen Monolog[1]) u. dgl. und schrieb an meinem Romane, welchen ich immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel denn der innere Gehalt muß bei solchen Produkten durch Äußerlichkeiten und poetische Erfindungen verstärkt und ausgeputzt werden. Die Leute tragen dem aber keine Rechnung und lassen ihre Hypothesen fliegen, sobald der Schuß los ist und sie merken, daß etwas Reelles zu Grunde liegt. Gegenwärtig redigiere ich ein Bändchen Gedichte zusammen, welche sich nach und nach angehäuft haben. Dieses wird wohl mein Abschied von der Lyrik sein, sowie ich überhaupt, auch in betreff obigen Romanes, nun dieses subjektive Gebaren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Thätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe.

---

[1]) „Therese“.

Sie haben mich, hochzuverehrender Herr! im letzten Herbste mit dem Vorschlag zu einer orientalischen Reise auf das erfreulichste überrascht. Nun bin ich aber diesen Monat genau dreißig Jahre alt geworden, und ich fühle eine Art von Notwendigkeit, daß die nächsten Jahre nun die Zeit sind, wo rasch hintereinander gewirkt und produziert werden sollte. Eine solche, freilich sehr anlockende Reise aber würde vielleicht in vier oder fünf Jahren wohlthätiger sein, wenn ich im Leben noch mehr gereift und auf der anderen Seite eines Teils meiner Vorräte entledigt bin. Wenn überhaupt noch etwas Weiteres aus mir wird, so läßt sich dann eine solche Reise entweder aus eigenen Mitteln oder aus denjenigen eines Buchhändlers machen. Für jetzt aber hätte ich mehr Neigung, meine dramatischen Bestrebungen unmittelbar fortzusetzen und zwar dieselben, nachdem ich mich theoretisch ziemlich vorbereitet habe, nun auf das praktische Gebiet zu verpflanzen. Ich werde auf die Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstag, welche künftigen Monat in Frankfurt stattfindet, mich dahin begeben, und daselbst über diese Dinge mit Gutzkow zu sprechen suchen, welcher Dramaturg am Hoftheater zu Dresden ist. Vielleicht läßt es sich thun, daß ich durch ihn mit der Bühne näher bekannt werde, denn dieses ist nun das nächste Erfordernis. Auf jeden Fall kann er mir diese und jene Erfahrung mitteilen.

Nach meiner Ansicht aber wäre es nun am nützlichsten für mich, wenn ich mich einige Zeit in Berlin aufhalten könnte, wo ich den Besuch des Theaters mit den nötigen historischen Studien verbinden könnte. Ich habe einige Ursache zu glauben, daß ich bei Varnhagen von Ense gut aufgenommen würde, welcher mir gewiß durch seine Persönlichkeit und

Stellung den nötigen Vorschub leisten könnte. Während eines solchen Aufenthaltes müßte dann ein dramatisches Produkt, als Probe, zuwege gebracht werden, welches vielleicht für ein weiteres selbständiges Fortgedeihen entscheidend würde, indem von allen litterarischen Thätigkeiten diejenige des Dramatikers ihren Mann gegenwärtig noch am besten hält, wenn er sich einmal Beifall erworben hat. Ich könnte auch nur den nächsten Winter in Berlin und den Sommer in Dresden zubringen, sowohl um mannigfaltige Zustände als um möglichst viele Personen kennen zu lernen; leider ist dies letztere bei der heutigen Art und Weise für das Reussieren eines jungen Mannes von großem Gewicht.

Durch diese Ihrem Urteile unterlegten unmaßgeblichen Ansichten, hochzuverehrender Herr! möchte ich aber in keiner Weise die Initiative ergriffen haben. Vorzüglich sind sie nur an die Person von Ew. Wohlgeboren gerichtet und nur in dem Falle einer weiteren Erwägung empfohlen, wenn die Konstellation von Gesinnungen und Personen im Regierungsrate in Hinsicht auf meine Angelegenheit noch die gleiche ist[1]).

[1]) Staatsrat Eduard Sulzer berichtet G. Keller, 14. Oktober 1849, Regierungsrat Bollier und er hätten durch die kräftige Vermittelung von Bürgermeister Alfred Escher den Erziehungs- und Regierungsrat veranlaßt, daß Keller ein sog. Reisestipendium von 1000 Franken auf ein Jahr zugesagt worden sei. „Indem ich Ihnen — fährt Sulzer fort — für den ausführlichen Bericht in Ihrem Briefe vom 23. Juli bestens danke, sind wir sämtlich mit Ihren innern und äußern Plänen einverstanden und können nur von ganzem Herzen wünschen, daß Ihr erster dramatischer Versuch gelingen möge. Dürfte ich hiebei persönlich eine Ansicht äußern, so würde ich einem Drama auf historischer Grundlage, namentlich schweizerischer, den Vorzug vor reinen Gebilden der Phantasie geben. Inzwischen bin ich auf Ihre neuen Gedichte und womöglich auf den glücklich vollendeten Roman begierig."

39. An Mutter und Schwester.

Heidelberg, den 24. Juli 1849.

Liebe Mutter und Schwester! Der inliegende Brief, welchen ich an seine Adresse zu besorgen bitte, veranlaßt mich, endlich wieder einige Zeilen an Euch zu schreiben.

Ich habe nämlich an den Staatsrat Sulzer wegen dem nächsten Herbst und Winter geschrieben, um zu erfahren, was dann geschehen soll, da die Zeit, welche ich hier zuzubringen habe, bald um ist. Im September gedenke ich heim zu kommen. Die badische Revolution, welche im Mai ausbrach und bis im Juli gewährt hat, hat auch meine Finanzverhältnisse abermals verwirrt; denn der Verkehr gegen Norden ist die ganze Zeit über unterbrochen gewesen. In zwei Wochen werde ich etwa 200 Gulden für ein Heft Gedichte erhalten, welche ich herausgebe; und damit will ich dann, da ich sonst im Sinne hatte, von hier aus noch eine Tour zu machen, selbst mich auf den Weg verfügen und mein Geld einkassieren. Denn ich möchte in keinem Falle nach Zürich kommen, ohne meine Schulden bezahlen zu können. Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir, liebe Mutter, den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe. Wenn es nicht geschehen ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kanoniert und gepülvert, und ein paarmal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen herein, über 2000 Schritt weit und ein Soldat fiel tot um, nicht weit von mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu thun hatten, für gut, uns ein

wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht; es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Fall er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen samt dem Haus, vor welchem sie standen, auch ein wenig berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indes die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein. Ihr habt übrigens die ganze Bescherung jetzt selbst auf dem Hals[1]). Wenn man nur ordentlich umgeht bei Euch mit den badischen Soldaten; denn es sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt.

Die Preußen haben ihren Sieg teuer erkaufen müssen, obgleich sie die Übermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd wie die Bäcker vor dem Backofen, bei ihren Kanonen und waren noch forsch und wohlgemut dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig totgeschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände geraten.

Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden; doch wird es nicht lange so bleiben, und

---

[1]) Etwa 10000 Mann des von den Preußen besiegten badischen Revolutionsheeres waren im Juni 1849 auf Schweizer Gebiet gedrängt worden. Die Mutter schreibt am 26. Sept. an Gottfried: „Die badischen Flüchtlinge sind immer noch hier; die Kaserne ist voll; nur die Pferde haben dürfen nach ihrer Heimat."

der König von Preußen wird sich wohl hüten, mit der Schweiz anzufangen. Wahrscheinlich werden nächstens die deutschen Fürsten selbst einander bei den Köpfen nehmen. Das Volk haben sie gemeinschaftlich abgethan, aber nun setzt es beim Leichenmahl Händel ab.

Mit schmerzlicher Überraschung habe ich die verschiedenen Todesnachrichten gelesen; kein einziger Brief kommt, der nicht eine enthält! Dem Heinrich lasse ich kondolieren[1]). Als ich Deinen Brief las und an den Satz kam, wo es vom Tode seiner Frau heißt, da glaubte ich zuerst, es handle sich vom Onkel in Glattfelden, was mir doppelt weh gethan hätte, weil ich ihn so lange nicht besucht und gesehen habe.

Doch es wird dunkel, und der Brief muß heute noch auf die Post.

— — Den Münch habe ich letzthin hier angetroffen. Er hatte seit Ostern gar nichts zu thun gehabt und nun von Heidelberg aus eine Bestellung erhalten. Er kam daher auf der Eisenbahn wie ein Furz geschossen, packte das Stücklein Arbeit und fuhr in zehn Minuten wieder davon, wie der Blitz, um ja keinen köstlichen Aufenthalt zu machen. Er läßt Euch grüßen.

Dr. Schulz wird jetzt auch wieder in Zürich sein, da er für einstweilen wieder auspolitisiert hat in Deutschland.

Doch jetzt sehe ich keinen Stich mehr. Bis auf weiteres grüße ich Euch tausendmal, sowie alle im Hause und übrige Bekannte, den Konrad Rordorf, auch den Kramer.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

---

[1]) Geschwisterkind G. Kellers, Arzt in Eglisau. Die Mutter hatte ihm kurz vorher den Tod Joh. Caspar Orellis, Daverios rc. gemeldet.

40. An August Adolf Ludwig Follen in Zürich[1].

Beiliegendes Heft von Freiligrath wurde mir nebst einem an mich adressierten von Zürich aus, wo mich Freiligrath noch vermutet hat, hieher gesandt. Ich hielt es bis jetzt zurück, indem ich es zu dieser Zeit selbst mitzubringen gedachte. Ich werde aber schwerlich diesen Herbst heimkehren und so sende ich Ihnen, verehrter Herr Professor, dasselbe durch Buchhändlergelegenheit zu, zugleich sie benützend, Ihnen einige Nachricht von mir zukommen zu lassen, insofern Sie noch am Leben sind, und von diesem Leben ein kleines Teilchen Wohlwollen mir angehört, wie früher.

Da sitze ich nun schon ein Jahr lang in Heidelberg und weiß von den Leuten in Zürich gerade so viel, wie von den Leuten im Monde. Wenn die gute Zürcherzeitung mit ihrem ewig denkwürdigen Redaktionswechsel nicht wäre, so müßte ich schlechterdings hier zu Grunde gehen und sterben aus Mangel an Neuigkeiten aus der Heimat. Eben so wenig weiß ich, was aus Schulz, Freiligrath und anderen Personen geworden. Bei dieser allgemeinen Auflockerung der Privatverhältnisse, die sich überall bemerklich macht, nimmt es mich sehr wenig wunder, daß es mit den öffentlichen Dingen nicht besser vorwärts geht.

Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin; aber das wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußeren Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen,

[1]) Unvollendeter Entwurf. Nicht adressiert, offenbar für Follen bestimmt, aber nicht an ihn abgegangen, vgl. S. 402. Jedenfalls nicht etwa für Professor Löwig (o. S. 368).

ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitelm Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und so zu sagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin; ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahr alt geworden) so rund abgeschlossen, daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle. Das klingt alles sehr pathetisch; aber die Ausdrücke sind auch meinen kleinen Zuständen insofern angemessen, als mir das Zurechtfinden bisher sehr schwer geworden ist.

Mein Roman wird die letzte subjektive Äußerung sein; ich bin dieses nergelnden Wesens müde und sehr froh, daß ich das Buch nicht früher fertig gemacht habe; fast könnte ich sagen, die Vorsehung hat es so lange hingehalten, bis es eine Protestation wider sie selbst geworden ist. — — —

41. An Mutter und Schwester.

Heidelberg, Oktober 1849.

Liebe Mutter und Schwester! Seid doch so gut und schickt meinen Paß in die Staatskanzlei, daß er wieder auf ein Jahr erneuert wird. Er muß vom preußischen Gesandten visiert werden. Es muß aber schnell gehen, denn in zehn Tagen reise ich von hier fort. Ich habe von der Regierung 1000 Franken bekommen für Berlin und die Hälfte davon bereits erhalten. Bürgermeister Escher und Eduard Sulzer haben mir beide geschrieben, besonders der letztere sehr artig. Ich werde auf meiner Reise Geld eintreiben, da ich auch über Braunschweig komme; auch in Frankfurt habe ich noch ein Buchhändlergeschäft.

Ich brauche ziemlich Geld, weil ich hier noch einen schwarzen Frack und dito Weste muß machen lassen, ebenso etwas Neues für meinen alten Mantel. Ich werde aber nur eine grobe haarige Kapuze kaufen für 14 Gulden. Dann habe ich für den Winter eine gestrickte wollene Binde gekauft, welche man über den Rock umlegt; sie geht mir zwei Mal um den Hals rum und dann erst bis auf die Füße herunter und ist weiß und rot; ich sehe sehr komisch aus darin; kostet 4 Gulden. Ich habe während des Jahres auch zwei weiße Westen machen lassen und ein graues Straplizierkleid. — — —

Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und noblen Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg herumführt[1]). Meine Pantoffeln sind noch ganz gut. Ich lasse den Herren von Tobel dafür grüßen, sowie auch den Schaufelberger. — —

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben, sondern will es in den nächsten Tagen thun. Ich grüße Euch alle tausendmal.

Gottfried Keller.

Beiliegenden Zettel schicke dem Musikus Baumgartner bei Küfer Klauser im Rennweg, und das Buch, das er dafür schicken wird, lege mir ebenfalls bei!

42. An Johanna Kapp in Heidelberg.

Heidelberg, den 7. Dez. 1849.

Teure Freundin! Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute

[1]) Johanna Kapp.

oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Notwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen, und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden.

Die Gewißheit, daß nichts Konventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es mir noch so elend zu Mute sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzte Woche hindurch sozusagen glücklich gewesen; ich kannte nichts Wünschenswertes mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen; und war ich bei Ihnen, so dachte ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit, nicht an mich selbst und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter Ihnen oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah, oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und es ist vielleicht unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe, und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zu Mut ist. Ich will Ihnen zukünftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich

sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksale, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes oder Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der Erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst.

Meine Jugend ist nun vorüber, und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich auch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen! Müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich, zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen. Aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, warum es sich handelte. Ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer;

es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken; und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und tot und sagte mir: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarer Weise mischte sich in meine Trauer ein Ärger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Ärger lauschte eigentlich nur meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max[1]) nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß. Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig; und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch über-

---

[1]) Johannas Bruder.

kommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe, eine Heimat in einem edlen und verständnisreichen weiblichen Herzen; und mehr will ich jetzt nicht.

Ach, ich glaub', ich schreibe immer das Gleiche. Das ist ein sehr langweiliger Brief für Sie; aber ich schreibe ihn nur für mich[1]), Sie brauchen ihn nicht auf einmal zu lesen, und wenn es Ihnen unbequem ist, denselben aufzubewahren, so verbrennen Sie ihn sogleich. Ich will künftig über andere Dinge schreiben und nicht mehr so viel. Heut' Abend will ich zu Hettners gehen, damit ich doch etwas von Ihnen sprechen höre. Wenn man Durst hat, so ist schlechtes Wasser besser als gar keines. Sie werden jetzt in Stuttgart sein. Leben Sie recht wohl!

Den 11. Dezember.

Ich weiß noch nicht, wenn dies Papier fortkommt, und will es noch voll schreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zweimal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf seinem Zimmer war, und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst[2]). Es kam

[1]) Der Brief ist nie an Johanna abgegangen; er befindet sich unter Kellers Papieren.

[2]) Untersuchungen über das Nahrungsbedürfnis der Menschen. Neubearbeitung von Tiedemanns drittem Bande der Physiologie.

darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke, was mich sehr frappierte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir, trotz meines Elendes, einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein werden; und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen gemacht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich; sie liegen in Ihrem Brieftäschchen, und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegen lassen und es nachher sehr bereut; nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen.

Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß

wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden, wie die früheren; diese ihrerseits thun das Gleiche und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannichfachen Charakteren, welche von einander hören und oft Eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben; aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht.

In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes; aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen

im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen: es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachteil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend, jenes unschuldige Kokettieren und Freundlichthun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je, was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus, ich bin eben sehr bekümmert für Sie. Leben Sie so glücklich und heiter als möglich, Sie können es gewiß und sagen es ja selbst! Ich hoffe bald von Ihren Fortschritten in der Kunst zu hören; ob ich wohl jemals etwas von Ihnen zu sehen bekomme?

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Heidelberg 1849.

Schöne Brücke, hast mich oft getragen,
Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen,
Und mit dir den Strom ich überschritt.

Und mich dünkte, deine stolzen Bogen
Sind in kühnerm Schwunge mitgezogen,
Und sie fühlten meine Freude mit.

Weh der Täuschung, da ich jetzo sehe,
Wenn ich schweren Leids hinübergehe,
Daß der Last kein Joch sich fühlend biegt!
Soll ich einsam in die Berge gehen
Und nach einem schwachen Stege spähen,
Der sich meinem Kummer zitternd fügt?

Aber sie mit anderm Weh und Leiden
Und im Herzen andre Seligkeiten,
Trage leicht die blühende Gestalt!
Schöne Brücke, magst du ewig stehen:
Ewig aber wird es nie geschehen,
Daß ein beßres Weib hinüberwallt!

---

43. An Ferdinand Freiligrath in Köln.[1]

Lieber Freund! Ich muß einen Schuß ins Blaue thun, ohne zu wissen, ob ich treffe. Ich reise nämlich gegen Ende März nach Berlin, über Köln und möchte, im Fall Du noch in letzterer Stadt bist, Dich natürlich gern sehen, sowie Deine verehrte Frau und Deine Kinder, deren Zahl mir dato unbekannt ist. Ich habe so lange nichts mehr gehört, außer Deinem lieben roten Geschenke vom Januar 1849[2]), welches ich aber erst zu Ostern 1849 in Heidelberg erhielt, in welchem Neste ich mich seit anderthalb Jahren aufhalte.

---

[1]) Dieser Brief befindet sich in Privatbesitz in Greifswald und ist mir von Herrn stud. phil. E. Ziegler aus St. Gallen freundlichst mitgeteilt worden.

[2]) „Ein Glaubensbekenntnis".

Doch will ich jetzt nichts weiter schreiben, da ich nicht weiß, ob diese Zeilen Dich finden. Also gleich zum Zweck: sei so gut und sende mir Deine genaue Adresse, wenn Du wirklich noch in Köllen bist, damit ich mich nicht lang herumquälen muß, indem ich nur einen Tag dort zubringen kann.

Damit Du nicht etwa vermutest, ich reise als Royalist nach Berlin, um meinen Namensvetter und Landsmann[1]), den sauberen Patron, dort zu sekundieren, melde ich doch noch, daß ich des Theaters wegen hingehe, indem ich mich für einen der Messiasse halte, welche die deutsche Bühne vier Wochen lang verklären.

Auf gut Glück! Dein

Gottfried Keller.

Heidelberg, den 4. März 1850.

Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen[2]).

---

[1]) Friedrich Ludwig Keller (1799—1860), der bekannte Züricher Rechtslehrer, seit 1847 an der Universität in Berlin.

[2]) Freiligrath an Gottfr. Keller, Köln, 6. März 1850: „Ich freue mich von ganzer Seele auf unser Wiedersehen, lieber Keller! Wie Du siehst, lebe ich noch in Köln, und daselbst (die Blinden in Genua kennen zwar meinen Tritt, doch sei es Dir unverhohlen) in der Johannisstraße Nr. 26. Nimm, wenn Du mit dem Dampfschiff ankommst, sofort eine Droschke nach meiner Wohnung und kehre nicht erst im Gasthofe ein! Das kostet Dir nicht nur schmähliches Geld, sondern raubt uns auch Stunden, die wir besser bei einander auf meiner Kneipe sitzen. Mein Schlafsopha ist superb gepolstert und wird es sich angelegen sein lassen, Dich nach Würden zu empfangen. — Aber warum willst Du nur einen Tag hier zubringen? Richte Dich doch auf längere Zeit, richte Dich doch wenigstens so ein, daß ich Dich auf einen Tag nach Düsseldorf führen, Dir Lessings neuen Huß (den auf dem Scheiterhaufen) zeigen und Dich mit einigen der jüngeren Künstler bekannt machen kann. — — Nun Adieu, lieber Gottfried von Glattfelden! Schreib' mir bald das Nähere über Deine Abreise und dann Hand in Hand und Aug in Auge! Ich hoffe, wir sind uns ganz die Alten

44. An Ferdinand Freiligrath in Köln.

Lieber Freiligrath! Ich bin nun doch froh, daß ich meinen Schuß probiert habe, da er mir ein so edles beleibtes Wild getroffen hat, und es bleibt also dabei, daß ich in einigen Tagen Dich aufsuche[1]). Das Echo meines Schusses war mir eine ganz ungewohnte und liebliche Musik, und wie, wenn man einen fetten Auerhahn geschossen hat, wohl eine Weile nach dem Schuß und Fall etwa noch eine schöne Schwungfeder aus der Luft fällt, so traf darauf Deine „Venus" nachklingend ein[2]), gerade als ich mich mit den Gervinusschen Salbadereien über Shakespeare beschäftigte. Ein gedruckter Dank für wiederholte Gaben wird endlich hoffentlich im Laufe dieses Sommers erscheinen. So viel, was das Ausbleiben des „Grünen Henry" betrifft.

Was die reiche Jüdin belangt[3]), so bin ich immer noch zu haben, und gerade eine Jüdin ist nicht so übel; nur

geblieben. Es ist einem während der letzten zwei Jahre so manches in Trümmer gegangen, daß man Gott danken muß, wenn man sich wieder einmal einen ordentlichen Kerl aus der großen Flut herausfischen kann." W. Buchner, Ferd. Freiligrath 2, 229.

[1]) Freiligrath an Keller, Köln, 6. März 1850: „Dein Schuß ins Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe." W. Buchner 2, 229.

[2]) „Venus und Adonis" nach Shakespeare.

[3]) Freiligrath klagt in dem angeführten Briefe scherzend, daß Keller seit zwei Jahren nichts mehr von sich hören ließ: „Kein „Grüner Heinrich" pochte an meine Thür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, „der frischeste Dichter der jungen Schweiz" habe eine reiche Jüdin geheiratet oder wenigstens dem Reichstagsdeputierten Wilhelm Schulz [der sich inzwischen wieder verheiratet hatte], ein erstes Kind aus der Taufe gehoben."

müßte das „reich“ gestrichen werden; denn ich halte es fast für das einzige zuverlässige Genie-Symptom an mir, wenn ich zu zweifeln beginne, daß ich notwendig ein armer Schlucker bleiben werde.

Den dritten Punkt mit der Kindstaufe betreffend, so ist der wesentlichste Gegenstand derselben da zu suchen, wo der deutsche Kaiser geblieben ist; obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß der fragliche Urheber mehr guten Willen zur Position und Darstellung des ersteren als des letzteren gehabt haben und vielleicht noch haben mag.

Haben nun unsere großen Prosaisten nichts Erkleckliches zu stande gebracht, so erfreut es mich um so mehr, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß es den Männern der gebundenen Rede besser ergeht, und ich werde Deine zweifüßigen Verse nicht mit dem kritischen Auge des Herrn V-Vischer zu Tübingen, sondern mit der eingenommenen Vorliebe eines alten Herrn Vetters betrachten und bewundern. Indes allen Respekt vor Wilhelm Schulz: er ist wenigstens einer der wenigen Grauköpfe von Anno Tabak, welche weder Thoren noch Schufte geworden sind.

Ich habe noch einen Reisegefährten, einen Schweizerstudenten, der ebenfalls nach Berlin reist. Es kommt nun darauf an, ob er sich seinerseits die Zeit in Köln vertreiben kann, in welchem Falle ich auch zwei Tage bei Euch verweilen kann; nach Düsseldorf kommt er gern mit, falls Du Zeit hast, Deinen freundlichen Vorschlag zu verwirklichen. Ob ich bei Euch, freundlichen und lieben Leuten, auf dem Sopha lagern werde, kommt darauf an, ob das Schiff bei Tag- oder Nachtzeit in Köln landet; denn im letzten Fall breche ich nur ungern auch in das gastfreundlichste Haus

ein. Obgleich ich mich auch freue auf ein vernünftiges Wort und einigen Unsinn mit den Kindern zwischen Deinen vier Wänden, so hoffe ich doch, der Weg nach dem Kölner Dom sei von Deiner Wohnung nicht so kurz, daß wir uns nicht etwa nach einem Ruhepunkt umschauen müßten. Wir wollen mit Interesse in der wackeren Ruine herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmere, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen.

Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, daß diese auch noch hingehen mag. Wir könnten allenfalls über dies Thema ein Gespräch halten im Dom, wobei ich an Eduard Dullers Stelle treten würde[1]). Wir würden dabei, in angemessener Distanz von einander, die Arme verschränken, den rechten oder den linken Fuß vorsetzen, dann den Arm ausstrecken und wieder einziehen und uns zuletzt feierlich die Hände reichen oder drohend abgehen, je nach dem Ausgange.

Ich empfehle mich Deiner verehrten Frau, der Käthe, dem Wolfgang und der Luise, je nach dem Verständnisse und der Auffassungskraft, mehr oder weniger dringlich. Wenn ich Käthchen nicht mehr kenne[2]), so halte ich entschuldigend entgegen, daß sie mich wahrscheinlich auch nicht mehr kennt. So pflegte ich in früherer Zeit, als man noch nicht daran verzweifelte, zum lateinisch und griechisch Lernen mich zu be-

[1]) Freiligrath und Eduard Duller hatten 1841 beabsichtigt, ein Kölner Dombau-Album herauszugeben, dessen Ertrag dem Ausbau des Doms dienen sollte.

[2]) „Käthe, die Rapperschwylerin, wirst Du nicht mehr kennen" a. a. O.

wegen und mich desnahen vielfältig plagte, zu entgegnen: Homer habe mich auch nicht gelesen und sei doch ein passabler Dichter geworden. Schon seit sechs Jahren nehme ich mir jeden Monat vor, englisch zu lernen, und jeden Monat thu' ich's nicht, und wenn Du, lieber Freiligrath, noch viele solche Übersetzungen zu Tage förderst, wie die letzte, so geb ich's am Ende auch ganz auf; denn der „Times" wegen lohnt es sich nicht der Mühe.

Wie ich mit dem lieben Gott stehe[1])? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik. Was Follen dazu sagen würde, weiß ich noch nicht; denn ich habe ihm noch nicht geschrieben, weil er seit einiger Zeit nicht zu sprechen ist über solche Dinge. Er hat sich nämlich vor zwei Jahren ein altes Kastell gekauft, im Thurgau, namens Liebenfels, mit furchtbaren Verließen, Türmen, Falkennestern, einer Brücke u. dgl.; dazu gehören 500 Morgen Land, großenteils Wald und Moor, aus welchem er sich bestrebt, 100 Schweine, 30 Kühe und ca. 20 Menschen zu füttern. Er hat sein ganzes Vermögen hineingesteckt und also genug zu thun, wenn er seinen beiden Edelfräulein, die wirklich recht feine Mädchen sind, noch etwas Tuch „zur Wat" hinterlassen will; da kann er keine atheistischen Briefe brauchen. Er wäre im stande, träfen ihn solche am Pfluge, daß er im Zorne diesen samt den stattlichen Ochsen in den

[1]) „Apropos — wie stehst Du jetzt mit dem lieben Gott, und was macht Follenius?" a. a. O. S. 230.

Erdsboden hineinschlüge. Herwegh ist jetzt in Zürich, seine Frau soll rauchen wie ein Schornstein.

Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben und also auch, falls Du mich so noch brauchen kannst, für Dich, lieber Freund, und gedenke es nächstens in Figura zu zeigen.

Auf Wiedersehen! Dein

Gottfr. Keller.

Heidelberg, den 4. April 1850.

Ich reise nun doch allein und das am 6. (Samstags), werde in Mainz über Nacht bleiben und den andern Tag das Schnellboot besteigen.

Anhang.

1. Jugendzeit.

Zu S. 1 ff. Familie. Die Großeltern Gottfried Kellers väterlicherseits sind: Rudolf Keller, Küfer in Glattfelden, geb. ?, verehelichte sich am 8. Juni 1790 mit Elisabeth Amberg (geb. 5. Okt. 1771), starb am 2. Juni 1795. Seine Witwe heiratete später Rudolf Denzler, Küfer in Glattfelden. Rudolf Keller hatte zwei Kinder: Joh. Rudolf, den Vater Gottfrieds, und Regina, geb. 5. Mai 1793, seit 1816 mit Hartmann Meyer, gen. Mehli, Landwirt in Glattfelden verheiratet. — Großeltern mütterlicherseits: Johann Heinrich Scheuchzer aus Zürich, geb. 24. März 1751, Chirurg in Stadel und Glattfelden, kopuliert 1784, seit 1805 Mitglied des Bezirksgerichtes in Bülach, gestorben 23. März 1817. Er war seit 1786 vermählt mit einer Welsch-Neuenburgerin Katharina (Caton) Rägis (1754—1818), ursprünglich aus Erlach, Kanton Bern, stammend. Kinder: Heinrich, geb. 1786, gest. 1856 als vielbeschäftigter Arzt in Glattfelden (der Oheim des Dichters) und Elisabeth. Der Oheim war seit 1808 mit Regula Frey von Glattfelden verheiratet. Nach dem Tode des alten Scheuchzer entstand zwischen seinem Sohn und dessen Schwager, Drechsler Keller, ein Teilungsstreit, der im Oktober 1821 durch einen Vergleich beigelegt wurde.

Die Eltern: Johann Rudolf Keller, geb. am 3. Juli 1791 in Glattfelden, kopuliert daselbst am 3. Mai 1817, gestorben am 12. August 1824 in Zürich. Gottfried Keller hat sorgfältig die Nummer 34 des „Zürcherischen Wochen-Blattes" von Montag den 28. April 1817 aufbewahrt, in welcher das Aufgebot seiner Eltern mit folgenden Worten gedruckt ist:

„Vergangenen Sonntag ist folgende Ehe verkündet worden: Aus der Prediger-Gemeind. Mstr. Hs. Rudolf Keller von Glattfelden. Jgfr. A. Elisabetha Scheuchzer von hier.“

Elisabeth Scheuchzer, geb. am 7. Dezember 1787 in Glattfelden, getauft am 9. Dezember; Taufpaten: Jakob Waser, Chirurg, und Elisabeth Bluntschli, geb. Vogel. Sie starb am 5. Februar 1864 in Zürich und liegt begraben auf dem Kirchhof der hohen Promenade. Grabnummer: 1935. Kinder:

1. Regina Elisabeth („Seti“), geb. 1. Febr. 1818, gestorben 15. Mai 1822.
2. Gottfried Keller, geb. 19. Juli 1819, gest. 15. Juli 1890.
3. Anna Katharina, geb. 17. Nov. 1820, gest. 22. Mai 1822.
4. Regula, geb. 1. Mai 1822, getauft 4. Mai 1822; Paten: Hans Heinrich Scheller von Kilchberg und Regula Laubi, geb. Abegg; gest. 6. Okt. 1888; begraben auf der Rehalp.
5. Anna Elisabeth, geb. 1. Juli 1823, gest. 26. Juli 1824.
6. Johann Rudolf, geb. 8. Okt. 1824, gest. 9. Okt. 1825.

Die Mutter G. Kellers verheiratete sich nach dem Tode ihres Mannes am 6. März 1826 mit dem Drechsler Jakob Wild, geb. 1797, von Oberstraß. Die Ehe mußte nach kurzer Zeit (1830) gerichtlich geschieden werden.

Zu S. 8. Als Geburtshaus G. Kellers ist sicher das Haus zum Goldenen Winkel (jetzt Neumarkt Nr. 27, mit einer Gedenktafel versehen) ermittelt, wo die Eltern nach dem ganz zuverlässigen Verzeichniß der Stadt-Bürgerschaft von Zürich zu Neujahr 1819 noch wohnten. Im Anhang zu dem Bürgeretat jenes Jahres, betitelt: „Verzeichniß der Ansäßen in der Stadt Zürich auf das Neujahr 1819. Als Nachtrag zum Bürger-Etat herausgegeben von Heinrich Hofmeister, Stadtschreiber,“ ist nämlich S. 35 die Familie folgenderweise aufgeführt: „Hans Rudolf Keller, Dreher von Glattfelden (geb. 1791). Wohnt Sektion II, 306 (entspricht dem „Goldenen Winkel“). Frau: Elisabeth Scheuchzer von Zürich, geb. 1787, kopuliert 1817. Kinder: Eine minderjährige Tochter.“ Vater Keller hatte schon damals die Werkstätte in das Haus zur „Sichel“

am Rindermarkt verlegt, womit auch eine die Bezeichnung „Rindermarkt" tragende Briefadresse der Mutter vom Herbst 1817 in Übereinstimmung zu bringen ist. Nachher siedelte die Familie Keller in das Haus zum Greifen am Rindermarkt (jetzt Kaffee Zwingli, Rindermarkt Nr. 20) über, wo sie sich bei Zirkelschmied Heß einmietete. Der Kauf des schräg gegenüberliegenden Hauses zur Sichel (jetzt Rindermarkt Nr. 9, Charcuterie Mörker, ebenfalls mit einer Gedenktafel versehen) wurde am 12. Dez. 1820 notariell gefertigt; der Kaufpreis betrug 6550 Gulden, das Haus selbst wurde von dem Besitzer erst auf Ostern 1821 bezogen. Zu Neujahr 1821 führt der Etat der Niedergelassenen den Hans Rudolf Keller, Dreher, als noch im „Greifen" wohnend, jedoch bereits als Eigentümer der „Sichel" auf. Er hatte das Haus von dem Drechsler Johannes Brändli gekauft.

Das Album von Gottfr. Kellers Vater, in roten Saffian mit Goldschnitt gebunden, trägt folgendes in Antiqua-Schrift gedruckte Titelblatt:

„Denkmale der Liebe und Freundschaft. Gesammelt von Rudolph Keller." Auf der Rückseite:

„Dem Zirkel meiner besten Freunde und Freundinnen seyen diese Blätter mit froher Herzlichkeit geheiliget. Wenn Stunden, Jahre, mich, wenn Thäler und Gebürge Sie trennen, will ich sie oft mit Inbrunst drücken an meinen Busen und sprechen: Segne sie alle — Allvater, mit den Strahlen Deines seligsten Glückes!"

Dann folgt das von Rudolf Keller zu Wien 1816 getuschte zweite Titelblatt, eine gemauerte Grabesgrotte an einem Flusse darstellend. Auf einem der ersten Blätter steht ein Eintrag von ungeübter Hand, der in verständliches Deutsch umgesetzt lautet:

„Sollten Sie je knüpfen ein neues Band
In Ihrem lieben Vaterland,
Glück, Gesundheit, Freud' und Frieden
Begleiten Sie sehr oft hienieden!

Kurz, alles, was nur gut ist, bester Freund, sei Ihnen von mir als Ihrer Freundin zugeeignet.

Wenn ich einst im Grabe lieg',
Von Würmern ganz zerfressen,
Erinnern Sie sich noch an mich,
Denn Sie meiner nicht vergessen!

Ihre aufrichtige Freundin Maria Anna Fäller."

Diese Nannette Fäller, ein Dienstmädchen, war Rudolf Kellers Wiener Schatz. Zum Tode betrübt schreibt sie ihm, als er ihr seine Verlobung anzeigt, im August (1816) einen Brief, aus dem sich folgende in Prosa aufgelöste Verse herauslesen lassen:

„Fühlest Du nicht meine Leiden,
Wie das Herz mir bricht?
Sei umringt von tausend Freuden,
Nur, Glücklicher, vergiß mich nicht!
Vergiß mich nicht im Vaterlande,
Wie alles ich um Dich vergaß,
Und lieber als im Weltgetümmel
Bei Dir in stiller Laube saß. u. s. f.

Mein Lieber, nur der einzige Trost ist vor mich, das du in deiner Walle sehr glug warst. Das dir der liebe Gott ein gluges, guttes Mädchen bestimmt hat, das sehe ich in ihrem Briefe." Ach, du lieber Gott, gib ihnen deinen reichlichen Segen, daß sie ihr Leben in Ruhe und Einigkeit genießen werden. Dann, dann werd' ich vollkommen glücklich sein. Das wünschet deine dich ewig liebende Freundin, die dich noch einstens, nur im Geiste, vielmal herzlich küßt."

Das Liederbuch der Mutter, in dem umgearbeiteten „Grünen Heinrich" 4, 258 erwähnt (citiert ist stets nach den „Gesammelten Werken"), ist ein grün gebundenes Album von etwa 160 Seiten mit der Aufschrift: „Liedersammlung für Elisabeth Scheuchzer 1803". Die Seiten 10—122 sind von ihr geschrieben. Darunter folgende Lieder: „Wer wollte sich mit Grillen plagen", „Es kann ja nicht immer so bleiben", Kriegs- und Trinklieder, Gedichte von Hölty, Schiller, Salis, Lieder der Liebe, Ehe und Zufriedenheit, „Der Chilter": Hoscha! Eisi, lah mi ine", „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd (samt Parodie), „Das waren mir selige Tage", „Mein Herr Maler, wollt ihr wohl" u. s. w.

S. 123—131 schreibt der junge Gottfried Keller folgende Gedichte ein: „Wo Kraft und Mut in teutschen Seelen flammen",

Lützows wilde Jagd, „O pescator dell' onda, Fidelin", „Einsam bin ich nicht alleine", Fritzens Freuden und Leiden: „Triumph, die Kunst ist nun gelungen" (von Martin Usteri).

Von S. 133 ab schreibt Regula Lieder, die sie zur Guitarre sang: „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen", „Einst spielt' ich mit Scepter", „In der Heimat ist es schön", „'S Herz ist a spaßig Ding", „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn", „Als der liebe Gott die Welt geschaffen", „Umsonst suchst du des Guten Quelle" u. s. f.

Das oben S. 7 erwähnte Gedicht von Gottfried Kellers Vater lautet:

Für die dürftigsten Wetterbeschädigten in Glattfelden.

(Zürich, am Bächteliabend 1821.)

Ihr guten Bürger, zürnet nicht,
Daß ich so dreist mich wage
Hier anzusprechen Christenpflicht
An diesem frohen Tage.
Ich weiß, Ihr theilt so gerne mit,
Wie oft man auch Euch bitte;
Und voller Hoffnung that den Schritt
Ich nun in Eure Mitte.

Wer kennt nicht längst das große Leid,
Das uns ein Wetter brachte?
Zerstöret ward in kurzer Zeit,
Was man zu erndten dachte;
Wir blickten froh zum Himmel auf,
Wir priesen seinen Seegen
Und glaubten nach der Zeiten Lauf
Ihn bald in's Haus zu legen.

Da stürmten Wasser, Wind und Eis
Auf unsre reichen Fluren,
Vernichteten des Landmanns Fleiß
Und aller Nahrung Spuren.
Doch kaum vernahmt Ihr unsern Schmerz,
So gaben Eure Hände
Uns Balsam für das wunde Herz
Und manche reiche Spende.

Doch gibt's der Dürftigen noch viel,
Die laut nicht klagen mögen,
Und fern noch ist der Erndte Ziel,
Da sie dann Brod selbst zögen.
Auch fehlt sonst manches in dem Haus,
Was sie nun hart entbehren;
Selbst ihre Kleidung hält nicht aus;
Den Jammer Kinder mehren.

Erbarmt Euch drum der stillen Noth,
Für die ich laut hier flehe,
Und reichet gern dem Armen Brod,
Daß er getröstet gehe!
Es lohne Gott Euch solche That,
Sie steht im Buch der Welten;
Den späten Enkeln bringt sie Saat,
Euch wird's der Herr vergelten.

Lebt wohl, Ihr Edlen! Lebet wohl,
Gott schütz' und segn' Euch alle!
Genießt die Zeit nun freudevoll,
Bis daß der Schleyer falle!
Euer Wohlthun blühet segnend fort
Im Wechsel aller Zeiten;
Und Gott im Himmel lohnt es dort
Mit seinen Herrlichkeiten.

Zu S. 9. Ich verdanke zu Handen des Keller-Nachlasses zwei Briefe Rudolf Kellers an Junker Oberamtsschreiber Gottfried von Meiß im Chamhaus zu Zürich dem Sohne des letzteren, Herrn Adolf v. Meiß in Zürich, ebenso einen Neujahrsbrief des elfjährigen Gottfried Keller an den „Junker Götti". An dem oben abgedruckten Briefe des Vaters ist nur die Orthographie modernisiert.

Auch die beiden Taufzettel der Paten zum Andenken an den Tag der Taufe Gottfried Kellers haben sich erhalten.

Zu S. 37 ff. In seinem Rückblick auf die Geschichte der Zürcherischen Industrieschule (Festschrift zu Ehren ihres fünfzigjährigen Bestandes 1883 S. 75) sagt Fritz Hunziker: „Die Anfangsjahre der neugegründeten Anstalt waren keineswegs nur aus Licht und Sonnenschein gewoben. Gleich bei Beginn zeigte sich, daß die Schüler

beider Abteilungen, der obern sowohl wie der untern, aus sehr verschiedenen Elementen bestanden, deren verschiedene Vorbildung und verschiedene Auffassung der Schülerpflichten dem Konvent und der Aufsichtsbehörde viel Sorge und Mühe bereiteten. Ungerecht wäre jedoch, die vorgekommenen ärgerlichen Disziplinarfälle, welche verhältnismäßig viele scharfe Strafen und Ausweisungen zur Folge hatten, allein auf Rechnung der Schüler zu schreiben. Andere Umstände trugen daran ebenso viel Schuld: Mangel an der Organisation und unrichtige oder unzulängliche Auffassung ihrer Aufgabe von Seite verschiedener Lehrer."

Zu S. 41. Gottfried Kellers ältester Aufsatz: „Sommerferien 1832."

„Nachdem ich die erste Ferienwoche mit der Vollziehung meiner Aufgaben zugebracht hatte, reiste ich den 24. Juli mit dem Sohne meines Oheims Hrn. Doktor Scheuchzers[1]) zu Glattfelden nach dorthin ab.

Wir kamen zuerst auf Seebach, dann, nach einem ziemlich langen Wege durch Felder, Wiesen und Wälder, auf die Rümlingerebene, wo man eine prachtvolle Aussicht auf eine große Ebene hat, die mit Hügeln, angebauten Feldern und Dörfern wie übersäet, und von nähern und fernern Gebirgen begränzt ist.

Dann kamen wir nach Niederglatt, wo wir beim „Löwen" einkehrten, und daselbst auch das alte Landvogtzimmer sahen, dessen gemahlte Fensterscheiben und der vergoldete Schild in der Mitte der Decke sich zierlich ausnahmen.

Als wir uns ein wenig erfrischt hatten, gingen wir weiter, und kamen über Felder, die sehr mit Chamomille bewachsen waren, nach Niederhöri, von da auf einer Straße durch ein Gehölz, das etwa eine halbe Stunde dauerte, auf die Straße nach Glattfelden, und endlich sahen wir aus der sogenannten Buchhalde die Dächer des Dorfes Glattfelden, das in einer ziemlichen Vertiefung liegt. Der erste Glattfelder, den wir antraffen, war ein Verwandter von mir, nähmlich Herr Regierungsrath Keller[2]). Ueber den langen Steg (ein ziemlich langer Steg über die verschiedenen Arme der Glatt angelegt) langten wir endlich bei dem Bestimmungspunkte unserer Reise, dem Hause meines Oheims, an; allein es war verschlossen, denn alles war auf dem Felde,

[1]) Heinrich, damals stud. med. in Zürich, geb. 1810, gest. 1880 als Arzt.

[2]) Hartmann Keller, Amtsrichter und Regierungsrat.

um die herrliche und uns so unentbehrliche Frucht einzusammeln. Aber da war schon Rath, denn mein Vetter, welcher in Zürich Medicin studiert, wußte die Orte schon, wo die Schlüssel hingelegt wurden, wenn Niemand zu Hause war, und so waren wir bald in dem Wohnzimmer und erwarteten die zurückkommenden Schnitter. Wir wurden freundlich bewillkommt, und nachdem wir den Abend mit Erzählen zugebracht hatten, legten wir uns zu Bette und ruhten von der Reise aus. Morgens früh stund ich auf und betrachtete das Haus, den Garten, die Glatt, kurz alles, was ich früher gesehen hatte, nahm das Frühstück zu mir und besuchte dann meine Verwandten, die ich zu Glattfelden hatte, zuerst meine liebe Großmutter, eine alte, aber freundliche Frau, welche mich allen Vettern und Basen vorstellte und immer mit meinem seligen Vater verglich, als er noch in meinem Alter war. Dann arbeitete ich etwas an diesem Aufsatze, badete u. s. f., und so schwanden mir die Tage wie Minuten hin.

Den folgenden Sonntag machten wir einen Spaziergang nach Rheinsfelden, wo wir die durch einen in Felsen gehauenen Canal, der unter einem Berge hindurchführt, durchfließende Glatt in den zwischen zwei waldigen Ufern sanft fortlaufenden Rhein fließen sahen; auch gingen wir auf die Ruinen des alten Schlosses Rheinsfelden, wovon aber sehr wenig mehr zu sehen ist.

In dieser Woche begaben wir uns auch einmahl nach der ehemahligen Reichsstadt Kaiserstuhl, und die Dörfer, durch welche wir auf dem Wege kamen, waren Rüti und Weiach. Bei dem Thore zu Kaiserstuhl fiel mir besonders ein uralter Thurm auf, der schon vor Christi Geburt mag erbaut worden sein, und mir eine Art von Ehrfurcht gegen das Alterthum einflößte. Auch die Kirche ist inwendig sehr schön; besonders ist sie durch eine große offene Orgel geschmückt, auf der uns der Hr. Bezirksschul-Inspektor Schernberg, bei dem wir in Kaiserstuhl logierten, einige Arien vorspielte. Ebenso bewunderte ich das Bild des heil. St. Johannes von Prag, welches jenseits des Rheins am Ende der Brücke nahe bei dem alten Schlosse Rötheln aufgestellt ist, und das von einem Kaiserstuhler Bildhauer gemacht worden sein soll. Im Ganzen liegt Kaiserstuhl an einem steilen Uferabhange des Rheins und hat auch etliche schöne geschmackvoll gebaute Häuser.

Am Sonntag darauf besuchten wir Eglisau, wo mir nichts Besonderes auffiel, als das alte Schloß, das, wie die Kirche und einige andere Gebäude, noch viele Spuren von dem Gefechte, das die Kaiserlichen den Franzosen lieferten, zeigte, und die lange, auf ein einziges Joch gebaute Brücke. Auch ging ich einmahl nach Bülach, wo ich beinahe an jedem Hause ein Wirthschaftsschild erblickte. In der folgenden Woche gingen wir nach Nerach, wo mir der ausgetrocknete See und einige Mühlen auffielen, die durch einen kleinen in hölzernen

Röhren geleiteten Bach getrieben wurden. Von Nerach kamen wir auf Stadel, dessen käsbissenförmigen und mit einem Storchenneste versehenen Kirchthurm ich zuerst bemerkte; von da bei Windlach vorbei durch einen ziemlich großen Wald wieder nach Glattfelden.

An Tagen, an denen ich keinen solchen Ausflug machte, ging ich etwa in die nahen Orte, wie Rüti und Schachen, badete, arbeitete an diesem Aufsatze, fischte, versuchte auch das Feldarbeiten, z. B. Hanf pflücken, Korn schneiden, Dreschen u. s. w.; aber es ging nicht ganz gut von Statten.

Auch mußte ich alle Tage des Morgens, Mittags und Abends der Gesundheit wegen warme Milch trinken. Uebrigens hatte ich sehr viel Vergnügen und Unterhaltung zu Glattfelden, so daß ich mir es nicht besser gewünscht hätte.

Aber nun mußte ich auch wieder an die Heimreise denken, um die Schule, die ich noch so nöthig habe, frisch und wohlversehen wieder anzutreten.

Wir reisten also den 20. Aug. Morgens um 5 Uhr von Glattfelden ab und betraten wieder den gleichen Weg, den wir zuerst gemacht hatten, bloß, daß wir etwa 3 Stunden weniger lang hatten."

Zu S. 52 ff. Eine kleine, teilweise unrichtige Notiz über Rudolf Meyer von Regensdorf steht in dem Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1861 S. 1 Anmerkung.

Eine Sammlung von 25 Bleistiftzeichnungen, im Besitze von Herrn Redaktor Jean Nötzli in Zürich, besprach J. V. Widmann im Berner „Bund" Nr. 334—40, Dez. 1892.

Die Stadtbibliothek Zürich hat im Juli 1893 eine sehr reichhaltige Ausstellung Gottfried Kellerscher Kunstblätter veranstaltet. In dem gedruckten Katalog (2. Auflage) tragen die erwähnten Kopieen G. Kellers nach R. Meyer die Nummern 9, 10, 13 und 61.

Die Bühlmannsche Sammlung des Eidg. Polytechnikums in Zürich besitzt 4 Blätter von R. Meyer: Eine Bleistiftzeichnung, die Jungfrau, vom Lauterbrunnerthal aus gesehen, 1844; dann drei Aquarelle:

1. Eine Tulpe, darunter: „Zürich, 8. Mai 1848. Spitalgefangenschaft (Landschaftsmaler und Historiker)" mit den Versen:

„Seht hier die Tulipan
Auf dem Papier — so an-
Gemalt, daß sie nicht wieder hinweggenommen werden kann!"

2. Eine schwarze Schnecke mit Gehäuse an einem Pfirsich hinkriechend. „R. Meyer gemalt nach der Natur den 20. Nov. 1848. Spitalgefangenschaft (R. Meyer, Landschaftsmaler und Historiker)“ mit den Versen:

„Die Schnecke:

Ich beschleiche und fresse sie, die Frucht —
Mit Haut und Farbe — so ganz ohne Furcht,
Als ob sie für mich gewachsen wäre.

Gärtner:

Magst du wohl fressen, was vom Baume fällt!
Dort am Baume sind sie alle gezählt —
Verbiet' ich dir hinaufzuschleichen.

Der Maler:

Mir ist's just recht, euch beide zusammen
So wie ihr seid — vom Baume gefallen —
Zu packen, zu zeichnen und zu malen.“

3. Eine Frucht (Kürbis? Quitte?), dabei: „R. Meyer gemalt nach der Natur Zürich, den 8. April 1849. Spitalgefangenschaft. (R. Meyer, Landschafter und Historiker.)“

„Voilà cette pomme de poitrine!
Desirée — où est la marine?
Car — je voudrais la voir. R. Meyer.“

Herr H. Angst, Direktor des Schweiz. Landesmuseums, erwarb jüngst gegen zwanzig zwischen 1848—1855 aquarellierte Blätter von R. Meyer, lauter Blumen- und Fruchtstücke, mit einer beispiellosen Naturtreue gemalt, jedoch immer mit einem Stich ins Sonderbare. Meyer liebt es, eine schadhafte Stelle an einem Blatte, an einer Frucht ins minutiöseste nachzubilden. Aber etwas Schöneres, als eine Rosenknospe, eine Traube, eine Tulpe, ein Johannisbeerzweiglein von Meyer läßt sich kaum sehen. Hr. Angst besitzt auch einen famosen Fuchskopf von Meyer auf Holz gemalt. Jedes Aquarell ist mit einem Vers versehen. Ich muß mich darauf beschränken, einiges wenige namhaft zu machen. Unter einem täuschend gemalten angeschnittenen Wecken vom 10. Januar 1849 liest man:

„L'Artiste:

Certainement, il faut, qu'il aye grande faim,
Celui qui voudrait manger ce morceau de pain,
Car, il ne pourra le manger sans manger le papier."

Der Liebhaber:

Dieses Stück Helsweggen
Möcht' ich in Sack stecken —
Und auf und davon lauffen darmit.

Rot blühende Bohne, Zürich, 2. Aug. 1849. Darunter:

Das Kind:

Sieh doch, Er hat sie ganz roht gemalt
Die Blühte — wirst du sie Ihm bezalt
Haben, dem Künstler, diese Schmiererey?

Die Mama:

Du närrisches Mädchen! Die Natur
Ist verschieden, wie die Blumenflur
An Farben, so die Menschen ebenfalls sind.

Der Künstler:

Die Menschliche und die Blumenflur
Die edle, schöne, erhabne Natur
Zu besingen, und Uns zu erfreuen.

Drei vom Froste verwelkte Rosen, Zürich, 18. Dezember 1848:

Quand même, par le froid de l'hiver nous sommes
Encor bien conserver. Nous trois boutons
Défeuilliés — d'une parfait fraicheur.

Ein Kürbis. Darunter ein tanzendes, sich küssendes Paar, das eben die Masken ablegt, 9. Dez. 1851.

Voyez, ce qu'il vient de déposer,
On ne sait pas même ce que c'est?
Je crois un boût de fruit, sortie du Pinceau de l'Artiste.

Siguro, voglio levare tutto
Senza masca, sono meno brutto,
E verro cara, Dol-dol-cis-cis-cissima.

Ein Apfel, darunter ein Pierrot, 26. Januar 1852:

Quando bello, per mangiare!
Jedoch ohne das bemalte
Papier, parbleu, cela lui ferai mal au ventre.

Eine Zuckerbirne, Sept. 1849:

Il fanciullo:
Mamma, è per mangiare, é vero?

La Mamma:
Attend seulement, tu l'auras tantôt.

Der Künstler.
Ja, ja, wenn sie mir nur das Papier lassen!

Unter einem Blatt, drei Zwetschgen, 29. Sept. 1848:

„Es ist nicht rathsam, abzuwischen
Den gemalten Staub an den frischen
Zwetschgen, welche gezeichnet, gemalt auf diesem Papiere liegen."

In der Sammlung der Züricher Künstlergesellschaft werden drei Blätter von Meyer aufbewahrt. Das erste enthält zwei Äpfel, auf dem einen eine kleine Schnecke. Im Züricher Spital am 22. Juni 1845 gemalt:

„Die Gefälligkeit, beim Erkennen
Dieser Aepfel ja nicht zu trennen,
Noch vom Papier zu nehmen, Einer vom Andern!"

Auf dem zweiten Blatt ist ein Apfel gemalt, darunter ein nacktes tanzendes Figürchen mit den Versen:

„De la notre Délibération
De la notre Oppression
Chantons, sautons et réjouissons nous!
Chantons l'Emélioration
De la notre Civilisation
A jamais et toujour, à jamais et toujour!

Meyer, Zürich le 16. Mars 1848 à la prison de l'hopital. Meyer, paysagiste et historien."

Blatt drei zeigt eine große und zwei kleinere Schnecken nebst einer Blindschleiche. Dabei:

„Nous parcourrons tout le Globe
Grandes et petites, celon l'Analogue
Indication, de milles diférente espèces et de couleures,
Même sans Act d'Origine,
De Passeport, Lettre- de Bourgeoisie
De cent milles diférente mères Resurrective.

Meyer, Zürich le 18. Juin 1854 à la prison de l'hopital."

Der Vergleich, welchen Meyer am Schlusse der Lehrzeit aufsetzte, lautet:

„Laut gegenseitiger Uebereinkunft verpflichtete sich Hr. Keller für den von mir zu erhaltenden Unterricht im Malen und Zeichnen zu zalen die Summe von 80 fl. für die von Uns bestimmte Zeit von 6 Monate, welche den Anfang genohmen den 26. Wintermonath 1837, und zum Theil, das heißt $4^1/_2$ Monate bereits verflossen sind. Meine eilende Abreise, die nun vor der oben angesetzten Zeit stattfindet, laßt Uns gegenseitige Ausgleichung abfinden, durch welche Hr. Keller verpflichtet die Summe von 60 fl. zu zalen und auch bereits entrichtet sind.

Zürich, d. 7. Merz 1838. R. Meyer."

Zu S. 73. „Eine Nacht auf dem Uto. 1837.

Durch dornichtes Gesträuch und über steiles Gestein wand ich mich an der schwarzen Felswand den krummen Pfad hinauf, den Gipfel des alten finstern Berges erstrebend. Furchtsam in meiner menschlichen Kleinheit blickte ich an wilden himmelstürmenden Felsen umher und suchte ihr weltaltes einsam in die Lüfte ragendes Haupt; aber mein Blick ward irre ob der Größe, ob der düstern Majestät. Ich schlug ihn nieder und wandte ihn seitwärts hinab; da gähnt' ihm der schwarze Abgrund entgegen, der an des Pfades Seite sich hinabwirft. Ein fernes unbestimmtes Tosen tönte aus der Tiefe zu mir herauf; vom Rauschen eines tobenden Waldstromes oder vom Sausen des schwarzen Tannenhorstes, in dessen verwitterten Wipfeln mein Auge tief unten sich verlor. Aber mir schwindelte und ich mußte mich an der nächsten nackten Fichtenwurzel halten, um nicht hinabzustürzen in diesen grausigen Schlund. Ich klomm weiter und erreichte unter stetem Staunen und Starren das Ende des Weges; noch um die abgerissene Felsensäule herum, und ich war auf dem Gipfel des Berges. — Da stand ich allein in der ungeheuern Höhe auf der öden Fläche. Nur ein Kranz

nackter uralter Fichtenstämme, die seit Jahrhunderten schon stumme einsame Versammlung hier hielten, war Zeuge des abwechselnden Entzückens, Staunens und Bewunderns, das sich meiner hier bemächtigte; denn eben ging am fernsten Ringe der Gefilde die Sonne unter. Noch ruhte sie auf dem letzten silbernen Puncte, der am Rande des Horizontes von dem Flusse sichtbar war, dessen Krümmungen, allmählig wachsend, bald hinter Wäldern und Hügeln verschwindend, bald wieder lieblich hervorschimmernd, dem Auge sich näherten, bis sie in graugrünen Fluthen am Fuße meines Berges daherwallten, sich durch drückende Felsen und waldichtes Ufer wälzend um den schwarzen tausendjährigen Thurm, die Wohnung eines nächtlichen Eulengeschlechts, bogen, dann unter der Nacht des ungeheuren Waldes sich verloren, und zuletzt in das Becken des Sees sich ergossen, über welchem, der untergehenden Sonne gegenüber, ein blasser Schimmer die nahe Ankunft des Mondes verkündete.

Ermattet brach sich der letzte Strahl der Scheidenden an den Gigantenmauern des Berges. Jetzt ist sie nicht mehr; rosiges Feuer läßt sie zurück, das sich unmerkbar in das tiefe reine Blau des unermeßlichen Gewölbes verschmilzt. Welch' heilige Stille! Kein Lüftchen weht, kein Wölkchen schleicht am Himmel. Klopfend athmet das Herz all' diese Genüsse, trunken schweift das Auge über die weiten Auen und Hügel, über Wälder und Felder, Strom und See; welche heroische reine Natur, von keinem menschlichen Machwerk gestört. Welch' edle Formen der Berge und Gründe, vom flammenden Abendroth mit zaubrischen Farben erwärmet! Es war ein Anblick, wie Adam ihn genossen haben mochte, als er die Natur in ihrer Jugend, in ihrer Ächtheit begrüßte. Hier schwanden alle Gedanken, Menschheit und menschliche Kunst und menschliche Pracht. — „Hier oben muß die Nacht göttlich sein!“ Dacht's und warf mich unter eine riesige Fichte, die ihre entlaubten Arme in bizarren Verschränkungen über mich ausstreckte. Wie wohl war mir. Unnennbare Gefühle, sehnsüchtige Phantasien, leuchtende Bilder der Hoffnung drängten sich in meiner Seele, während der Wiederschein der gesunkenen Sonne allmählig verblich, und dem dunkeln Blau der Dämmerung Platz machte. Die Farben verschwammen in Grau, und Grau umhüllte die Landschaft. Die Gefilde verschwanden vor meinen Blicken, immer näher und näher, bis zuletzt nur noch der felsige Vorgrund düster herausragte. Nacht und Nebel sank auf die Erde, vom matten Scheine des hinter mir aufgestiegenen Mondes durchflimmert. Trüb und bleich, wie der Geist der gestorbenen Sonne, wollte er die nämliche Bahn durchleuchten, die sie durchleuchtet hatte; aber es war nur ihr Schatten!

Muthlos, aber treu, schaute er in die verdunkelte Schöpfung, ein Bild der hoffnungslosen Liebe. Melancholische Gedanken weckend, be-

trat er seine Bahn, warf einen schimmernden Blick auf den unter ihm ruhenden See und lockte einige Sternchen ans Firmament. Noch erreichte sein schwaches Licht die Höhe meines Berggipfels nicht, ich lag in dämmerndem Dunkel; frische Winde wehten über den Berg, kühlten die brennenden Wangen und flatterten wohlthuend durch's Haar. Morpheus streute Körner auf meine Augen. Ich schlummerte ein ins Reich der Träume. Es war mir, als betrachtete ich noch ein Mal den herrlichen Sonnenuntergang und die paradiesische Landschaft. Da trat ein freundlicher Greis vor mich hin, von Ehrfurcht erregendem Anseh'n; der silberne Bart umfloß seine milden aber tiefen Züge und fiel in sanften Wellen auf das weiße blendende Gewand; majestätische Weisheit thronte auf der hellen Stirn'; aus den Augen leuchtete immerwährende jugendliche Kraft, gepaart mit heiligem Ernste des Alters; es leuchtete die Ewigkeit aus ihnen! „Was sinnst du?" sprach er zu mir mit unaussprechlicher Güte in einer niegehörten und doch von jedem Wesen verstandenen Sprache. „„Ich forsche nach dem, der dieses alles geschaffen hat"", antwortet' ich schüchtern. „Du wirst es sehen", sprach er und verschwand. Da ward das Felsenhaupt des Berges zu einem flammenden Altar, um den die ganze Menschheit, von Anfang bis an's Ende auf den Knieen lag. Auf dem Altare strahlte ein geheimnisvolles Licht von unbestimmter Gestalt und unbekanntem Namen, aber erquickende, belebende Wärme gieng von ihm aus, es verbreitete goldenen sonnigen Schein durch die ganze Natur. Zu diesem Lichte beteten alle Menschen, die da waren. Alle Nationen aller Zeitalter und aller Religionen verehrten dasselbe, nur unter verschiedenen Namen. Da zitterten Römer und Griechen vor ihrem Jupiter, und Aegypter opferten dem Osiris und der Isis; dort büßten Juden vor Jehovah und erwarteten den Messias, während römische, calvinische, lutheranische Christen mit allen ihren Secten ihren Erlöser lobpriesen. Der Türke schwur bei Mohammed und der Chinese beim Fo. In buntem Gemische sangen menschenschlachtende Mexikaner, rohe Cannibalen und feueranbetende Perser ihre Andacht; der Indier betete zu Brama und der Irokese zu seinem Manitu — sie alle glaubten an das Licht, und über alle ergoß es seine wärmenden Strahlen —, nur ein Häuflein armseliger Kreaturen kroch im kalten Schatten und warf höhnische verächtliche Blicke auf die gläubige Menge. Dies war die Rotte der kurzsichtigen Freigeister, der Gotteslängner. Sie glaubten die Geheimnisse der Natur ergründet zu haben und schrieben den Gang des Weltenlaufs, des Lebens allein den verschiedenen Kräften zu, die in derselben wirken. Die Thoren! sie zergliederten in ihren Mäuseköpfen das große Uhrwerk und leiteten die Verrichtungen der Natur vom ewigen Gange der Räder und Getriebe her, ohne zu bedenken, daß eine Hand nöthig war, um das Ganze in Bewegung zu setzen. Diese Geschöpfe verlachten den vernünftigen

Glauben, aber sie spotteten ihrer selbst; denn das Dasein eines Schöpfers zu läugnen, ist größerer Unsinn, als der finsterste Aberglaube; auch waren sie sammt ihrer Philosophie zehn Mal unglücklicher, als der einfältigste der Gläubigen. Plötzlich vertheilte sich das Licht, und in der blendenden Strahlenfülle schwebte der Greis, den ich gesehen hatte. Er sprach mit väterlich huldreicher Stimme: „Erforschet meine Werke, und ihr werdet mich erkennen!" Und die Menschheit erkannte ihren Schöpfer.

Ich erwachte und blickte verwundert um mich herum. Welche Pracht bot sich mir dar! Es war Mitternacht geworden: der Mond stand mitten am Himmel und goß sein mildes Licht auf des Berges Scheitel, auf der ich lag. Rings herum verbreitete sich die Herrlichkeit des ganzen Firmamentes. Tausend und tausend Sternbilder strahlten in ewiger Harmonie von ihrer Bahn; hoch über mir zog sich die Milchstraße über den unermeßlichen Plan. Ich sprang auf und wandelte wonnetrunken zwischen den versilberten Fichtenstämmen umher, welche auf den hellen Rasen kräftige Schatten werfend wie Tempelsäulen zum flimmernden Gewölbe emporstrebten. Feierliches Schweigen ruhte auf der ganzen Natur, kein Wesen athmete außer mir; nur aus dem Thale herauf drang ein leises fernes Murmeln vom vorbeifließenden Strome, aus welchem der Wiederschein des Mondes wie ein Stern aus der dunkeln verworrenen Tiefe heraufglänzte. Ich blickte über den Rand des Berges in die Nacht hinab, blickte ringsum in die Nacht hinaus und blickte mit irrendem Auge an das Sternengewirre über mir. Das ganze Alterthum, mit allen seinen Fabeln, Göttern und Helden that sich mir auf beim Anblick dieser ewig leuchtenden Denkmale der alten Mythologie. Unverwandt starrte ich empor, entsetzt über diese Unendlichkeit, über diese Größe und diese ewige Harmonie der Systeme und fand, daß die Sternkunde die erhabenste der menschlichen Wissenschaften sei.

Es war der köstlichste Moment, den ich je genossen hatte, als ich so dastand auf dieser abgeschiedenen Höhe, vom Monde beschienen, und ringsum schwarze Nacht, aus welcher unbestimmt und dämmernd die Umrisse der nähern Gegenstände hervorschauten, als ich so ganz allein auf diesem Berge stand, und über mir die sternbesäete Decke. — Unheimliches, zitterndes, staunendes Entzücken ergriff mich, heißer Stolz flammt' in mir auf und schmolz in demselben Augenblick in Demuth und Anbetung vor dem, der dieses alles geschaffen hatte, der mir diese Nacht schenkte.

Ich brannte vor Begierde, meine Seligkeit einem gleichfühlenden Wesen mitzutheilen, mein Entzücken in den Augen desselben zu lesen; aber ich war allein, mußte meine Lust und meine Wehmuth in mich verschließen. Ich lehnte an einen Stamm und durchwachte schwärmend

und träumend den übrigen Theil der Nacht. Der Mond nahte dem Ende seines Weges, langsam durchmaß er ihn, die Gestirne rückten weiter und verschwanden allmählig den Blicken. Ueber dem See lichtete ein grauer Streif die Nacht, welcher sich vergrößerte, so wie der Mond auf der entgegengesetzten Seite sich der Erde wieder näherte. Die Dämmerung verdrängte die Nacht, der Tag die Dämmerung; die Aussicht lag wieder vor mir, aber nicht mehr die abwechselnde gestrige, sondern eine einzige graue Nebelfläche, wie ein Meer, aus dem mein Berg wie eine Insel hervorragte. Doch bald glühte das Morgenroth und warf die ersten Farbentöne in die Schöpfung; der Nebel schmolz, und in verjüngter, erfrischter, verherrlichter Kraft lachte die Natur mich an, als die Sonne heraufstieg und ihr Feuer über den goldenen See hinschoß. Da sandte ich die letzten sehnsüchtigen Blicke rings über die Thäler, ich konnte beinahe nicht scheiden und entstieg mit gefülltem Herzen dem Gipfel. Thau beglänzte meinen Weg, überall feierten die Wesen, jegliches Würmchen und jegliches Gräschen an der Quelle, den Morgen. Alle die Stellen, die ich im Abendscheine gesehen, die mich erfreut hatten, erschienen mir wieder im Morgenglanz, und bald durchwandelte ich die herrlichen Gefilde und genoß jede Schönheit einzeln, die ich im harmonischen Ganzen vom Berge aus bewundert hatte."

„Den 11. Juli 1837.

Reiße, o reiß', unersättliche Sehnsucht, zerreiß mir das arme freundlose Herz und löse in bitterer falscher Galle meine Gefühle auf! Was zerrst du mit nagendem Schmerze am Leben und raubst mir den Genuß meines Daseins? Laß ab und gib mich der Welt, der gemeinen, zurück, der du mich entführtest! Du siehst, ich kann dir ja nicht geben, was du verlangst; denn ich weiß nicht, was du willst, noch weiß ich, wo ich es finde. Siehst du ringsum die herrliche blühende Natur? Sie spottet deines Kummers und entzieht ihre Schätze deinem heißen Verlangen. Ach! sie ist so schön, diese Schöpfung, so reich an Licht und überfließender Fülle und strahlender Wärme, und ich wandle so öde durch dieses Licht und friere in dieser strahlenden Wärme und irre so dunkel, so schwarz, so verdrießlich mitten durch diese Farbenpracht, die meines einsamen Elendes lächelt. O hätte ich dich nie gesehen, unerreichbares Ideal, das ich mir schaffte mit aller Gluth, die meine thörichte Phantasie anzufachen vermochte! Täglich und stündlich streb' ich nach deinem Sonnenantlitz und wähne mich dir schon genähert, indeß ich tief unten im Schlamme herumtappe und das Wahre nicht finde und das Leben versäume. Täuschung gibst du mir für Licht, raubst mir das niedere Glück und verbirgst mir das hohe, das du mir versprachest, und lässest in grauer Leerheit mein Herz, das doch so viel

zu fassen bereit wäre. Fleuch' hin, eitles Traumbild, woher du gekommen bist und gib mich dem Schlafe zurück, auf daß ich nicht über dem qualvollen Wahne die Ruhe verliere!"

Zu S. 80. Gottfried Kellers erste Reimversuche 1837:

„Luna, leuchte sanft und lieblich!
Geuß dein Licht, so klar und rein
In des kleinen Hüttchens Fenster,
Mache Liebchens Äuglein hell!

Sag' ihr, was ich jetzt wohl denke,
Was ich tracht' und was ich thu',
Und nach ihrem Herzen lenke
Du des Himmels gold'ne Ruh'!

Zeig' in rosenrothen Träumen
Ihr des treuen Schäfers Bild,
Führ' nach deinen lichten Räumen
Ihre Seele, klar und mild!" (März 1837.)

„Abendsegen.

Senk' hernieder,
Heilige Nacht,
Dein Rabengefieder
Auf Berg und Thal!
Senk' hernieder
Schweigende Ruh,
Kühlenden Balsam
Auf ihrer Glieder
Schwellendes zartes Rund,
In ihr wallendes göttliches Herz!
Duftende Rosen
Streu' auf den rosigen Mund!
Mir aber gib den sehnenden Schmerz,
Den nächtlichen Freund,
Der die Stunden des toten
Eisernen Schlafs mir ersetzt
Und mit eisiger Gluth
Die klopfende Brust zerreißt,
Mondloses Dunkel
Auf Hain und See,

Drückende Wolken
Auf Berg und Thal,
Heimliche Schauer,
Phantastische Schatten
In mein Herz.
Aber morgender Sonne goldenen Strahl in ihr Herz
Senke hernieder,
Undurchdringliche, stumme, heilige Nacht!

Den 7. Juli 1837. G. K."

* * *

„Da lieg' ich in meinem Fensterlein
Ganz einsam, einsam und beschaulich
Im hellen lieblichen Sonnenschein,
Der scheint und flimmert um mich so traulich.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Am grünen Ufer, am fernen See
Da liegt ein Grab so stumm verschlossen,
Brich auf, brich auf nur, du altes Weh!
Sind deine Thränen nicht all' vergossen?

Du schöner Stern aus der Kinderzeit,
Früh in die Gruft hinab gefallen,
Bist nun ein Sternbild der Ewigkeit
Und hörst mein Lied nicht schaurig verhallen!

Du weiße Ros' aus dem Jugendland,
Blühst lange schon in Himmelsauen!
Es ist zerrissen das Lebensband,
Und nimmer kannst du mein Leiden schauen.

Du früh verblichenes Morgenroth,
Hast mir den schwülen Tag gelassen!
Wohl ist der Kummer mein Abendbrot,
Und meine Ruhe kommt mit dem Erblassen.

Du hochaufblühender Maientag,
Wie bist so bleich du hingeschwunden!
Die Blüthe, so dir am Busen lag,
Liegt nun wie ein Eisfeld auf meinen Wunden.

O weh, mein lieblicher Myrthenbaum —
Der Sturm hat wild dich ausgerissen!
Du meiner Jugend goldener Saum,
Zerstäubest auf nächtlichen Moderkissen!

Gestorben, du meiner Kindheit Braut,
Gestorben an des Tempels Schwelle!
Wo steht der Altar nun aufgebaut,
Auf welchen ich meine Hoffnung stelle?

Das Grab verschlang mir dein süßes „Ja".
Nun mag ich gern darüber sinnen,
Bis endlich die blasse Stunde nah,
Die leise tröstend mich ruft von hinnen." (Juli 1843.)

„Den 17. Juni 1838.

Die Nacht dämmerte kühlend und ruhebringend hernieder, als ich unter dem niederen Fenster meines Kämmerleins saß und gedankenvoll oder auch gedankenlos in den leise wogenden Abend hinausschaute und den erquickenden lauen Wind einathmete, der durch das offene Fenster zog und die verwitterten runden Glasscheiben klirren machte. Ferne Blitze zuckten stille am Horizonte hin, die dunsterfüllte Luft widerstrahlte in seltsamen Formen vom Glanz der hinabgegangenen Sonne. Mit ihren schon oft gehörten heimlichen Tönen klang die Abendglocke zu mir herüber und rief Erinnerungen aus meinen Kinderjahren in meine Seele zurück. Ach, schon damals, wie jetzt, stand ich oft unter eben diesem Fenster und harrte und staunte, bis der alte breite Thurm sich in schwarzen dunkeln Umrissen ins Abendroth tauchte, oder ich blickte sehnsüchtig den vorüberfliehenden Wolken nach und freute mich kindisch, wenn ich aus den unbestimmten Formen derselben einen Drachen oder einen Riesen herausgrübeln konnte, oder ich horchte dem Klange der Glocke, die in den nämlichen feierlich abgemessenen Tönen mein Herz rührte, damals wie jetzt. Indessen verglomm der letzte Schimmer des Tages, und ein blasses zweifelhaftes Licht zitterte nur noch durch die Natur. Stiller säuselten die nächtlichen Lüfte, jegliches Wesen in den Schlummer wiegend" u. s. w.

---

2. In München.

Zu S. 110ff. Phantasieen eines Redakteurs in den Hundstagen. (Beitrag für das Wochenblatt der Schweizergesellschaft 1841.)

„'s wär' bald Zeit, daß Sie Ihren Pump bezahlen würden! Ich geb' Ihnen kein Bier mehr." Mit diesen lieblich klingenden Worten wurde ich eines Abends von dem Kellner in unsrer Exkneipe huldvollst entlassen. Ueber den bedeutungsvollen Inhalt der Phrase nachdenkend, wandelte ich um Mitternacht unstäten Schrittes nach Hause. Bei jedem Schritte wiederklangen die gespenstischen Worte in meinen Ohren und verstimmten meine arme Seele so, daß sich, als ich in meinem Zimmer angelangt war, bereits eine tiefe Schwermuth auf meinem Herzen gelagert hatte. Es war mir unmöglich einzuschlafen und beschloß daher, meinen gepreßten Gedanken in der freien Luft Raum zu geben. Seufzend öffnete ich das Fenster und blickte seufzend hinaus in die helle klare Frühlingsnacht. Ein schwacher Wind wehte herein . . . Leuchtend winkten einander die Sternlein am lieben Himmelszelt und beschauten sich in den trüben Gläsern meiner rostigen Brille; der Mond schien matt und blaß zum Fenster herein . . . Je länger ich hinstarrte in diesen magischen Halbschein, desto mehr verfiel ich in sehnsüchtige schwermüthige Träumereien. Mein benebelter Geist versetzte sich zurück in die Jahre der goldenen Jugend, in die Räume des väterlichen Hauses. Gleich einem glänzenden Meteore schimmerte mir die enorme Bratpfanne meiner Mutter entgegen, während mein zuckender Magen an die elenden Würste im „Wagner" erinnerte. Lieblich spielten die Wellen um meines Oheims wohlgefüllten Fischbehälter her, aus welchem ich so manchen fetten Aal gezogen und selbst gebraten hatte, während jetzt die stinkende Haut eines miserabeln Härings vor mir lag. Und, o! wie lockend leuchtete mir der gewaltige Kellerschlüssel in, ach! unerreichbarer Ferne entgegen, indessen ich jetzt über nichts als einen 4 pfündigen Hausschlüssel zu gebieten hatte, welcher nebst meiner armseligen Tabackspfeife den einzigen Inhalt meiner Taschen ausmachte. Gleich den ägyptischen Fleischtöpfen erschien mir die stattliche Reihe Schinken im heimathlichen Kamine, während ich jetzt nichts in den Kamin zu hängen habe,

als etwa meinen schlappen schmählichen Geldbeutel. Es erschienen mir die sonnigen Tage, wo ich immer mein, wenn auch bescheidenes, doch regelmäßiges Taschengeld hatte, und wenn dieses auch ausging, doch die Sparbüchse meiner Schwester mir immer eine erfreuliche Zuflucht gewährte; wo ich keine andern Hunde als Jagd-, Wind- und Dachshunde kannte; und wenn ich nun meine jetzige Lage überblickte, so mußte ich weinerlich ausrufen: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende" und: „Die Zeit ist hin, da Bertha spann" . . . Ich sandte den düstern Blick hinaus in die graue Nacht. Aber ach! ich kam vom Regen in die Traufe: die ganze schimmlige nüchterne Gegenwart entwickelte sich vor meinen Augen. In den neblichten Wolkenbildern schwebten die Schatten aller meiner Gläubiger vorüber und wiesen mir ihr grinsendes Antlitz. Der ungelöschte Durst fuhr, ein grauenhaftes Gespenst, langsam bei mir vorbei und der krasse Hunger zeigte sich in Form eines ungeheuern, aber durchlöcherten Magens, der mit einem Kopf und zwei Beinen versehen war . . . So umwölkte die ganze hundsföttische Gegenwart meinen starren Blick und am Schlusse aller dieser Phantome erschien die Hoffnung in rosenfarbenem Kleide. Sehnend streckte ich ihr meine Arme entgegen, sie schwebte vorüber und ich sah sie von hinten; aber in welcher Gestalt? . . . Es sei Euch genug, wenn ich Euch berichte, daß sie scheußlich genug aussah, mich in eine augenblickliche Ohnmacht zu stürzen, welche sich nach und nach in harten Schlaf verwandelte, von welchem ich nicht eher erwachte, bis mich am Morgen das Klingeln der Glocke weckte. Da sprang ich auf und zur Thüre herein trat ein Mann mit einem Schreiben in der Hand. „Der Wechsel! der Wechsel!" rief ich freudig erschreckt und riß dem dienstbaren Geist das Papier aus der Hand: — es war nur eine Citation von der Polizei."

Ein anderer Aufsatz besteht in einem Gespräch zweier Uhren, die mit einander im dunkeln Gewahrsam des Pfandhauses liegen und sich sehnsüchtig von ihren Herren Besitzern unterhalten.

Aus: „Vermischte Gedanken über die Schweiz".
(Für das Wochenblatt der Schweizergesellschaft, März 1841.)

— — — „Die Zeit ist da, wo die geistigen Elemente unsers Landes im heftigsten Kampfe verwickelt sind. Beinahe feindselig stehen sie sich gegenüber, und unter ihren Vertretern sehen wir auf beiden Seiten tüchtige Männer, aber auch auf beiden Seiten viele bloße Maulhelden. Wir werden wahrscheinlich die Krise noch erleben; geben wir uns der schönen Hoffnung hin, daß jeder redliche Schweizer in ihr sein wahres Heil erfüllt sehen werde. Zu dieser Hoffnung ist aber nur der

berechtigt, der auch an sich selbst nichts fehlen läßt, was dem Ganzen frommen kann, der unpartheiisch und unbestechlich den Nutzen jeder Meinung still bei sich selbst erwägt, und, hat sie sich als gut bewährt, sie annimmt, komme sie von einem Aristokraten oder Demokraten, passe sie in sein bisheriges System oder nicht. Nun können wir uns aber nicht läugnen, daß auch auf unsrer liberalen und radikalen Seite nicht immer alles so war. Unsre Radikalen sind oft so schroff, so verblendet, so intolerant, als nur ein eingefleischter Aristokrat es sein kann. Die Freiheitsliebe ist nicht gar selten in eine gedankenlose Schreierei ausgeartet; die religiöse Gedankenfreiheit zum kalten Hohne und Wegläugnen jedes religiösen Prinzipes und zum frechen Spotte alles Heiligen geworden. Es sind zwar nur einige Wenige, denen man dies nachsagen kann, aber trauriger Weise sind diese gerade die talentvollsten Köpfe. Ebenso hat man einige male zu wenig bedacht, daß nicht alles Neue gut, nicht alles Alte untauglich und schlecht geworden sei. Während man dem Geist immer mehr Nahrung gibt und die Köpfe erhellt, läßt man nicht selten das Herz erkalten. Man ist zu prosaisch geworden in vielen Sachen. Dazu gehört hauptsächlich die gänzliche Vernachlässigung der schönen Wissenschaften und Künste und schroffe Abtrennung vom Auslande; denn in dieser Hinsicht ist uns Deutschland weit voran, und es schadet unsrer politischen Nationalität durchaus nichts, wenn wir das in Kunst und Literatur höher stehende Ausland zum Muster nehmen. Nur dadurch, daß wir jeden guten Gedanken in uns aufnehmen, komme er, von wem er wolle, daß wir die Wahrheit an jeder Partei zu schätzen wissen, daß wir in unsern Gegnern nicht die Person, sondern nur die falschen Grundsätze hassen, und selbst während dem hitzigsten Kampfe die Versöhnung im Herzen tragen, dadurch, daß wir ohne allen Dünkel gerne anerkennen, daß auch der Bürger anderer Staaten glücklich sein könne, dadurch endlich, daß wir niemals den göttlichen Funken der Ewigkeit in unsrer Brust ersticken und nie das heilige Vertrauen zu jenem verlieren, der die Sterne lenkt — nur dadurch können wir dem Sonnenaufgange der alleinigen Wahrheit ruhig und gefaßt entgegensehen. Sie wird vielleicht blutroth aufgehen, diese Sonne; in düsterm Purpur werden vielleicht die Firnen und Eiskuppen unsers freien Vaterlandes glühen; aber der krystallhelle Tag wird dennoch anbrechen und sein glückliches reines Blau über unsere silbernen Berge ausbreiten."

Zu S. 111. Fabel. (Die Leuchtwürmchen und die Sterne.)

„Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah, wie sie geheimnißvoll die Köpfe zusammensteckten, emsig hin und herkrochen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas

sehr wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Fluren herniedersank, und die Sterne am Himmel erglänzten, da erklommen sie einen hohen Grashalm und sprachen zu den Sternen: „Ihr lieben Sternlein! Ihr müßt gewiß sehr müde sein von eurem allnächtlichen Wachen, drum geht ein Mal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indeß die Erde für euch beleuchten!“ Die Sternlein lächelten einander an und verbargen sich zum Spaße hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hindurch aus allen Leibeskräften und am Morgen meinten die guten Thierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.“ Den 20. August 41.

Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken.

Die herrliche Abendsonne beschien mit ihren goldenen Strahlen einen großen Fichtenbaum, welcher an einer felsigen Berghalde stand. Sein stachlichtes Laub prangte im schönsten Grün, und seine Aeste waren wie mit Feuer übergossen und glänzten weithin durch die Gegend. Er freute sich dieses Glanzes und meinte, all diese Herrlichkeit gehe von ihm selbst aus und sei sein eigenes Verdienst, so daß er sehr eitel ward und prahlend ausrief: „Seht her ihr andern Gewächse und Geschöpfe um mich her, wo erscheint eines in solcher Pracht, wie ich edle Fichte? Gewiß, ihr seid sehr zu bedauern, daß euch der Schöpfer nicht schöner geschmückt hat.“ Die Sonne hörte diese eitle Rede und wurde darüber unwillig, so daß sie ihre Strahlen von dem Baume weg auf einen dunklen Teich wandte, der unten am Berg in tiefer Ruhe lag. Der Fichtenbaum sah nun so öd' und traurig aus, wie vorher; der Teich aber bewegte sich freudig in kleinen goldenen Wellen und wiederstrahlte das Bild der Sonne in tausend Feuerpunkten. Allein auch er wurde stolz darauf und glaubte am Ende, er selbst sei die Quelle aller dieser Klarheit und verspottete die andern Gewässer, welche im Schatten lagen. Da wurde die Sonne abermals unwillig, zog Wolken zusammen, in denen sie sich verhüllte, und der Teich lag nun wieder in seinem düstern melancholischen Grau wie zuvor und schämte sich. Die Wolken hingegen begannen jetzt zu glühen und scheinen wie Purpur und verbreiteten sich wohlgefällig am abendlichen Himmel, als die Erde schon im Schatten lag. Da wurden auch sie übermüthig und riefen: „Erglänzen wir nicht viel schöner denn die Sonne?“ Und zum dritten Mahle wurde die Sonne unwillig, und indem sie hinter den Horizont hinabstieg, entzog sie ihre Strahlen den undankbaren Luftgebilden, und Wolken, See und Bäume verschwammen nun in der grauen Dämmerung, bis endlich die Nacht alle diese eitlen Geschöpfe der Vergessenheit übergab.“ August 1841.

Ich treibe wie ein Schiff auf wilder Fluth,
Das, günst'gen Wind entbehrend, nicht dem Strome
Zu widersteh'n vermag. So bin ich täglich
Entschlossen, meinen Lastern zu entsagen:
Gewohnheit, Umständ' und Versuchung schleudern
Mich wiederum in's Meer. — O Himmelshauch!
Mögst du des schwachen Schiffes Segel schwellen,
Das ohne dich den Hafen nie erreicht!

(München 1841.)

3. Wieder in Zürich.

Eine Auswahl ungedruckter Gedichte Gottfried Kellers aus den Jahren 1844—46 sei hier nachgetragen.

Irrlichter.

War ein heimatloser Wandrer
Auf des Lebens dunkler Haide,
Suchte eine Liebesheimat,
Die mich von der Welt abscheide;
Und verirrt in düstern Gründen
Sah ich endlich in der Ferne
Wie zwei Irrwisch', schwebend, leuchtend,
Deine beiden Augensterne.

Und vertrauend folgt' ich ihnen
Ruhlos über Feld und Hügel,
Und die Hoffnung lieh den Stab mir,
Und die Sehnsucht gab mir Flügel.
Bald an klaren Silberströmen,
Bald im stillen Rosengarten
Schienen mich die blauen Lichter
Liebeleuchtend zu erwarten.

Aber war ich an der Stelle
Müd und durstig angekommen,
Waren auch die falschen Sterne
In den Rosen schon verglommen,
Bis sie wieder in der Weite,
In der Weite freundlich lachten
Und mich schmachtenden Gesellen
Wieder auf die Beine brachten.

Schwebten sie in luft'gen Reigen
Über blaue Flut des Seees,
Sprang ich in den leichten Nachen,
Schiffer meines schweren Wehes.
An dem Ufer stand ein Kirchlein;
Das war mir ein gutes Zeichen,
Weil ich dort am Hochaltare
Sie noch hoffte zu erreichen.

Aber da war auch ein Kirchhof
Nach der alten schlimmen Sitte,
Und da glänzten die zwei Lichter
Mild in stiller Gräber Mitte,
Haben noch mit süßen Strahlen,
Scheidend noch, mir zugewunken,
Sind darauf nach Irrlicht Weise
In ein Blumengrab versunken.

(11. Januar 1844.)

Das Vaterland, die Freiheit, die Liebe und die Sonne,
Die Hoffnung und die Rosen, des Waldes Lust und Wonne,
Die Wellen und die Sterne, Meer und das Menschenherz,
Das eigne laute Sehnen, der eigne leise Schmerz:

Das sind die Siebensachen, die uns die Lieder geben,
Das ist der arme Bettel, woraus wir Dichter leben.
Und wenn sie abgedroschen und ausgesungen sind,
Dann laßt uns gehn und betteln, verstummt und taub und blind!

(1. September 1844.)

Gott.

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde;
Kein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheint's in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
In seine unermess'nen Hallen,
Dann wanken unter dir die Stufen,
Und seine Thore niederfallen!

Und wer hineingeht, sieht das Licht,
Er sieht die Wahrheit und das Leben;
Doch wer hinausgeht, sagt es nicht
Dem Wandrer, der ihn frägt, daneben.
Hinein muß selbst ein jeder dringen,
Und jeder wird es anders sehen
Und, in der Seele engsten Schlingen
Verwahrend es, von dannen gehen.

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde,
Und mancher zieht mit Saus und Braus
Vorüber und nimmt keine Kunde;
Er muß die Anker fröhlich lichten
Aufs hohe Meer, das er erkoren,
Ist glücklich und weiß doch mit nichten,
Daß er in diesem Haus geboren.

(1. Sept. 1844.)

An mein Vaterland.

[Ursprüngliche Gestalt.]

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Heller Stern, wenn jeder mir erblich,
Leuchtest mir noch Trost und Hoffnung zu[1])!

Als ich arm, doch froh in die Fremde zog[2]),
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Da warst du des Bettlers größter Stolz[3]).

Als ich wandern ging und dir ferne war[4]),
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

---

[1]) Im Manuskript geändert in:
„Schönste Ros', wenn jede mir verblich,
Duftest noch auf meinem öden Strand."

[2]) Korrigiert in: „Durch die Fremde strich."

[3]) Verändert in: „Wie war da der Bettler stolz auf dich!"

[4]) Verändert in: „Als ich fern dir war, o Helvetia!"

Wenn dein eigen Kind deinen Schmuck zertritt[1]),
Sengt der Zwietracht Flamme deinen Flor,
O wie schlägt so bang mein Herz empor,
Und es fühlet deine Schmerzen mit!

Wenn ich leider auch rüstig kämpfen muß
In der streitenden Parteien Reih'n,
Dem gerechten Gegner Liebe weih'n
Werd' ich stets und den Versöhnungsgruß[2]).

O mein Schweizerland, du mein Vaterland[3])!
Wann dereinst mein banges Stündlein kommt —
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt —
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Wenn aus Grabesnacht ich einst aufersteh'[4]),
Beten will ich dann zu Gott, dem Herrn,
Daß er segnend seinen schönsten Stern
Strahlen lasse auf mein Vaterland!

(13. September 1844.)

Am Bettage.

Herr der Völker, dem des Himmels Sterne brennen,
Den allein als Gott und König wir erkennen,
Öffne deines Herzens Gründe diesem Land,
Wo ein betend Volk zu dir erhebt die Hand!

Sieh, ich ging hinaus, hinaus auf öde Haide,
Sah mein Vaterland im reinen Sommerkleide,
Hört' sein flehend' Wimmern in dem Glockenklang,
Der von Bergen und aus Thälern zahllos drang.

In den Kirchlein ferne ließ ich die Propheten,
Wahre, falsche, mit dem armen Volke beten,
Denn ich weiß und glaub', o Herr, in meinem Sinn,
Du lenkst jeden Seufzer liebend zu dir hin.

---

1) Ursprünglich: „Lodert Fieberglut dir im heißen Blut".
2) Ursprünglich:
„Werd' ich stets dem Gegner Liebe weihn,
Vor dem Fremdling läugn' ich allen Zwist."
3) Darüber: „O du Schweizerland, all' mein Gut und Hab'."
4) Dafür: „Werfe ich von mir einst mein Staubgewand."

Und dich rührt dies unbewußte blinde Stammeln,
Lässest deinen Engel die Gebete sammeln,
Schenkest uns unwandelbar das rechte Gut.
Nur um dies, um dies fleht mein bewegtes Blut:

Send' uns gnädig einen Meister, stark und lichte,
Der dir einen neuen Bund und Tempel richte!
Von Rubinen purpurstrahlend himmelwärts,
Jeder ein lebendig schlagend Schweizerherz.

Jeder gleich und jeder spiegelnd scharf geschliffen,
Jeder aus des Volkes tiefstem Schacht gegriffen,
Also wölbe sich empor der feste Saal,
Drin du wohnst, o Gott, als reiner Demantstrahl.

Herr, du weißt, daß ohne Freiheit wir nicht leben,
Ist es möglich, laß den Kelch vorüberschweben,
Der die Schlange und die Kette in sich schließt
Und den Todestau schon auf die Fluren gießt!

Segne unsre Fahnen, segne unsre Lieder,
Segne unsre Freiheit, laß sie blühen wieder!
Segne du mein Schweizerland, das so viel litt!
Siehe, seine Berge beten für mich mit!

(September 1844.)

Lied der Freischaren.

Auf, ladet Euere Büchsen
Mit Pulver und mit Blei!
Wir wollen jagen und suchen,
Wo unsre Freiheit sei!

Wir wollen einmal spazieren
Im schönen Vaterland!
Und wer uns dran will hindern,
Muß fallen von unsrer Hand.

Allauf und über die Berge,
Durch Wälder und über die See'n!
Hei, wie so frisch und schneidig
Die Schweizerlüfte weh'n!

Wie steigen die Silberhörner
Noch immer zum Himmel auf!
Es wallen die Silberflüsse
Noch immer den alten Lauf.

Vom Jura bis zum Splügen,
Vom Rhodan bis zum Rhein
Muß doch noch wo zu finden
Die alte Freiheit sein!

(Dezember 1844.)

Lied der Zerrissenen.

Sie nennen uns die Zerrissenen
Von trauriger Gestalt!
Gott besser's! wir haben der Ahnen viel,
Und unsre Zunft ist alt.

Der Hutten schläft im Zürichsee,
Der Platen am blauen Meer,
Und beiden ging die Seele früh
Entzwei, weil sie so schwer.

Ha, Byron, Mann! wie fiedelst du
Wild über Land und See!
Auch dir, Torquato, that die Hand
Vom bittern Spielen weh.

Daß ihm das starke Herz verging,
Blies Roland in sein Horn,
Und in Verbannung herrlich sang
Der Dante seinen Zorn.

Es lebe, was zerrissen ist,
In Stücken hängt und zerfetzt,
Das Vaterland und das Dichtergemüt
Und jeder Purpur zuletzt!

(1844.)

Ballade vom dürren König.

Es war ein dürrer König, der hatt' ein Land am Meer;
Er fuhr an seinen Küsten brandschatzend hin und her.
So oft im Maienscheine erglüht' sein Felsenhaus,
Zog er mit Schiff' und Knechten und leeren Seckeln aus.

Wo helle Fenster blinkten entlang dem Meeresstrand,
Da klopft' er an die Thüren mit seiner Knochenhand;
Und wo ein Speicher lachte, da that er einen Griff
Und füllte unersättlich sein weitgebauchtes Schiff.

Er konnte alles brauchen und allem war er hold,
Der Wolle wie der Seide, dem Silber wie dem Gold;
Im Topf nahm er den Honig, die Gerste wie das Korn,
Den Weizen mit der Spreuer, die Kuh mit Klau' und Horn,

Die Sau mit ihren Ferkeln, das Huhn mit seinem Ei —
Bis jedesmal das Fahrzeug glich einer Meierei.
Daheim hat er zwölf Junge und eine Königin
Und eine Königin-Mutter, die harrten all' auf ihn.

Die fraßen, was er brachte, und klagten sich noch sehr
Und jagten stets aufs Neue den Dürren auf das Meer,
Und gaben ihm dann schmählich auf seinen Wellenritt
Und allen seinen Mannen ein Fäßlein Zwieback mit.

So fuhr er einst bedächtig am klaren Morgen aus;
Doch noch an selbem Tage da kam ein Wettergraus,
Ein Saus und Braus am Himmel und auf den Wassern her.
Bald hinter Schaum und Regen sah man kein Ufer mehr.

Es trieb das Schiff ins Weite und auf die hohe See;
Und als der Sturm verflogen, ward es den Schiffern weh:
Sie kannten keine Gegend, 's war nur ein blaues Rund;
Wo sie den Anker warfen, da faßt' er keinen Grund.

Und weiter, immer weiter verirrte sich die Fahrt,
Und länger, immer länger der Zwieback ward gespart.
O weh, da half kein Sparen, am Ende ging er aus,
Und grinsend saß der Hunger im engen Bretterhaus.

Drei Tage lang zu fasten ein jeder Mann vermag;
Doch wird das Ding verdrießlich schon mit dem vierten Tag.
Was sagt Ihr zu sechs Tagen? Vermaledeiter Brauch!
Das fand der dürre König mit seinen Knechten auch.

Drum nehmen sie drei Würfel und würfeln um den Tod:
Sein Blut muß Einer lassen, sein Fleisch und Blut so rot.
Kaum hat ein armer Teufel den kleinsten Wurf gethan,
Hebt man ihn gleich zu braten und zu verspeisen an.

Und als man solchen Braten mit Grauen hatt' verdaut
Und wieder ein paar Tage die Finger sich zerkaut,
Da ging es an den Zweiten, den Dritten und so fort,
Bis endlich nur der König und noch ein Mann an Bord.

Man hatte ihm das Knöcheln erlassen aus Respekt,
Doch hatt' ihm drum die Mahlzeit nicht minder wohl geschmeckt,
Ja, er fand ganz in Ordnung und trefflich diesen Schmaus
Und gafft', ein Liedlein pfeifend, dumm auf das Meer hinaus.

Und windstill ruhte weitum des Meeres klare Brust
Und öffnet' ihre Tiefen dem Sonnenschein mit Lust;
Der König pfiff noch immer, indes der andre Mann,
Verdächtig nach ihm schielend, kühn auf Verschwörung sann.

Dann fing er an: „Herr König, wollt gnädigst Ihr geruh'n
Mit Eurem letzten Knechte auch einen Wurf zu thun?"
Doch jener maß ihn starrend vom Haupte bis zum Fuß,
Denn das war ihm ein fremder und ungewohnter Gruß.

Drauf schwang er zähnefletschend den Kolben auf den Knecht;
Der aber praktizierte ein nagelneues Recht,
Schlug ihm die Kron' vom Kopfe, riß ihm den Purpur ab
Und schrie: „Paß auf! mein Magen wird nun ein Königsgrab".

Zog schnell ihm durch die Kehle sein Messer scharf und krumm,
Und wütender vor Hunger wandt' er ihn um und um — —
Er mußte liegen lassen den Leib mit Haut und Haar,
Weil der auch gar zu zähe und ungenießbar war.

(Februar 1845.)

„An Frau Caroline Schulz[1]).

(Als sie in den „Jahrbüchern der Gegenwart" eine etwas übertriebene lobende Rezension über meine ersten Gedichte ergoß.)

Wenn aus dunkeln Tannenbüschen
Kritisch lungerndes Gesindel,
Schäbig feige Wegelagrer
Die in ihres Bettelsackes
Bodenlosen schwarzen Gründen
Nichts als schlechte Kupfermünze,
Krummen, dürre Käserinde
Und dergleichen mit sich führen,
Auf den wandernden Poeten,
Der da harmlos geht und singt,
Ihre schlechten Witze senden,
Ihres Neides stumpfe Pfeile:
O, dann nimmt er von der Straße
Nur den ersten besten Stein,
Werfend ihn nach dem Gesträuche;
Und das feige Pack verkriecht sich,
Schneuzt und reibt die wunde Nase,
Froh, daß man es nicht erkannt.

Aber wenn der gute Dichter
Nächtlich durch die Straßen wandelt
Träumerisch im Mondenlicht,
Und von blumigem Balkone
Hinter Ros'- und Myrtenstöcken
Oder gar aus kleinem Fenster
Mit romant'schen Epheuranken
Lauschende verborgne Frauen
Überschwenglich ihres Lobes
Eine ganze Sündflut gießen
Auf den Dichterling herab:
Rosenöl und Kölnisch Wasser,
Mandelmilch und Limonade
Und dergleichen süßes Zeug, —

---

[1]) S. o. S. 239.

Ach, dann bleibt ihm gar nichts übrig,
Als den nassen Kopf zu schütteln,
Dumm verblüfft empor zu schauen,
Rufend: „O ich bitte sehr!"

(18. Juli 1845.)

Prinz Schuster.

Auf seinem Dreibein sitzt und näht
Herr Fritze, der Geselle;
Er hat den Pechdraht selbst gedreht
Mit kunstgerechter Schnelle;
Das ist gar zierlich anzusehn,
Wie er dann springt und hüpfet,
Im flinken Auf- und Niedergehn
Den langen Zwirn verknüpfet.

Herr Fritze hat ein weich' Gemüt
Und eine noble Seele,
Von altem Sang und Sagen blüht
Die liederreiche Kehle;
Und auch im Äußern hat er sich
Von jeher distingieret,
Sein' Ahl' und Pfriem ist ritterlich
Mit Wappen ausgezieret.

Und wenn am Abend auf sein Knie
Die Wasserkugel schimmert,
Wie es in seiner Phantasie
Dann leuchtet, blitzt und flimmert!
Dann steigt gekrönte Herrlichkeit
Auf aus dem Strahlenmeere,
Dann fällt in bittrer Seligkeit
Aufs Leder seine Zähre.

Im Lenz, da ist die Wanderzeit,
Da wird's den Schustern schwüle;
Da wird auch ihm die Brust so weit
Von Sehnsucht und Gefühle;
Dann zahlt er seine Wäsch'rin aus
Und bricht mit seiner Liebe,
Dann folgt sein Herz mit Saus und Braus
Dem ahnungsvollen Triebe.

So zieht er hin mit leichter Zier,
Den Hut wachstuchumwunden,
Und eine Krone von Papier
Im Ränzel aufgebunden.
So hebt er an mit hellem Ton
Sein Wanderlied zu singen:
„Ich bin ein armer Königssohn",
Daß Fels und Wald erklingen.

„O grüner Wald, du Freudensaal,
Ihr Hirschlein in den Wäldern,
Du Jagdschloß dort im stillen Thal,
Ihr Bauern auf den Feldern!
O weh, die Väter haben mir
Von allem nichts gelassen
Als meine Kron' von Goldpapier,
Ein Spott auf allen Gassen.

„O Ahnfrau, Mutter Königin,
Du edle Würmerspeise!
So zieht dein Enkelkind dahin,
Ein Schuster auf der Reise!
Wie triebet Ihr das Ding so schlecht!
Drum blieb mir nichts zu erben —
Nun soll ich armer Erdenknecht
Das Himmelreich erwerben!"

Er pflückt ein gelb Ranunkelein
Und steckt's vor seine Weste,
Er spricht: „Das soll mein Orden sein
Bei meinem Krönungsfeste!"
Er setzt aufs Haupt die Krone sich,
Beschaut im Teich ihr Blinken,
Im Mondlicht glänzen wunderlich
Die goldpapiernen Zinken.

Dies Liedlein ist mir Knall auf Fall
Beim Wein zur Welt gekommen;
Das haben mir die Schuster all'
Empfindlich aufgenommen.

(7. November 1845.)

Sonntag.

Der Rundgesang der Glocken ist verklungen,
Hinzitternd tief ins reine Ätherblau
Hat sich der letzte Ton hinaufgeschwungen.

Fern ab steh' ich auf grüner Sonntagsau',
Zur Seite ruht ein Pflug im stillen Feld,
Und stille trinkt die Sonn' den Morgentau.

Nun wird gepredigt rings in weiter Welt
Von allen Kanzeln und vor den Altären,
In stillen Klöstern und vorm Lagerzelt.

Gepredigt wird in Schiffen auf den Meeren
Und wo das Elend sitzt auf hohem Thron:
In Krankensälen und auf den Galeeren.

Das Christentum ist aus der Welt gefloh'n
In alten Schutt und wimmert dort im Staube;
Ich bin allein und höre nichts davon.

Ich bin im Freien. Süßer Sonntagsglaube!
Was mag denn wohl dein zart' Geheimnis sein,
Das mich umrauscht wie eine Blütenlaube?

— — — — — — — — — — — — —

(12. November 1845.)

An George Sand.

Ich denke oft ans große Meer
Und hab' es nie geschaut;
Und hab' ihm doch so lange schon
Mein kleines Leid vertraut.
Das macht: ich kenn es besser
Als mancher Seemann wohl,
Wie man in seine Tiefe
Mit Andacht schauen soll.

Und fern mir wie die Meeresflut
Geht deines Herzens Schlag,
Den innerlich in stiller Nacht
Ich lauschend hören mag.

Es ist dein Herz ein Spiegel
Von Erdduft überhaucht,
Darein Gott oft beschaulich
Und tief sein Auge taucht.

(19. Dezember 1845.)

Frühlingsglaube.

Weil man von geknickten Rosen,
Von zertretnen Veilchen singt,
Und verlass'nen Herbstzeitlosen
Wehmutsvolle Ständchen bringt:
Laßt mich eine Rose singen,
Die am Völkerbaum erglüht,
Die der Sturm mit plumpen Schwingen
Brach, noch eh' sie abgeblüht!

O, in jenen Frühlingstagen,
Als die Knospe reift' und schwoll,
Wie hat mir das Herz geschlagen
Tief bewegt und freudenvoll!
Was mir damals ging zu Herzen,
Froh die Augen hat erhellt,
Sollt' ich jetzo helfen schwärzen
Und verläugnen vor der Welt?

Thut es, die Ihr dem Gelingen
Und dem Glück Euch stets gebeugt!
Ich hab' nie den Gauklersprüngen
Des Geschickes mich geneigt.
Nein! Und liegt sie auch im Staube,
Jenes Lenzes schönste Zier:
Dennoch ist der Frühlingsglaube
Wandellos geblieben mir.

(April 1846.)

Champagner.

Da saßen wir Polemiker,
Es flog der Kork, wir tranken toll
Ein blaß Gebräu der Chemiker,
Das schäumend auf und nieder quoll.

Wir heulten, schrie'n und fackelten
Vom armen Proletarierpack;
Inzwischen aber wackelten
Die letzten Thaler aus dem Sack.

Da plumpte uns Entledigten
Ein später Bettler scheu die Quer' —
Wir prophezeiten, predigten;
Doch fand er keinen Stüber mehr.

Doch ohne Arg verhandelten
Wir noch sein Elend so und so,
Als wir nach Hause wandelten,
Der Weisheit für und wider froh. (1847)

(Aus: Donauhafen. Jahrbuch für Lied und Novelle. Herausgegeben von K. Julius und Rupertus. Preßburg 1848. S. 72; wiederholt in Christian Schads Deutschen Musenalmanach 8. Jahrgang S. 118 (1858).)

Auf das Sängerfest des Zürichsees.
(1847)

Wann die Frühlingslüfte glänzen,
Und der grüne Wald erwacht,
Berg und Thale sich bekränzen,
Alle Welt in Hoffnung lacht:
Dann mag auch das Herz erklingen,
Das die alte Sehnsucht zieht,
Und dem Gott des Frühlings singen
Recht sein freudenvollstes Lied!

O, das Schönste auf der Erde
Ist des Menschen froh Gemüt,
Wenn das ahnungsvolle „Werde"
Es im Lenze heiß durchglüht! —
Brüder, sang- und lusterfahren,
Seid gegrüßt mit Lust und Sang!
Laßt des Tages Sorge fahren
Diesen einen Tag entlang!

Seht, wie hell die Wasser schlagen
An den wohlgebauten Strand,
Und der Wandersmann muß sagen:
Schön und edel ist dies Land!
Mit der Well', wie mit der Scholle
Ringen wir, mit Erd' und Flut;
Doch die Müh', die arbeitsvolle,
Schürt nur unsrer Herzen Glut.

Wenn auf unsren Rebenhügeln
Freundlich ruht der Sonne Schein,
Darf sich tief die Seele spiegeln
In der Freiheit gold'nem Wein.
Und so steh'n wir alle Tage
Aufrecht, frei und heiter da,
Herz und Hand mit treuem Schlage
Stets dem Vaterlande nah!

(Aus Chr. Schads Deutschen Musenalmanach 8. Jahrg. S. 122. 1858.)

Zu S. 316. Aus Gottfried Kellers „Litterarischen Briefen aus der Schweiz"
(Blätter für literarische Unterhaltung 1847. Nr. 36—39).

„In der Schweiz fehlt es nie an belehrender Unterhaltung. Nicht nur, daß sich im Lande der Eidgenossenschaft die Parteien mit ihren Stärken und Schwächen, mit ihren Tugenden und Fehlern im hellen Tageslichte eines öffentlichen Lebens bewegen: auch das deutsche Nachbarland sendet uns ganze Scharen litterarischer Wanderratten, die man sich von Zeit zu Zeit, nach Überwindung einigen Ekels, wohl gleichfalls besehen mag. . . Die Julirevolution hatte wieder einmal für große Interessen die Völker Europas auf den Kampfplatz berufen, und es waren jüngere wie ältere Männer, die mit That und Wort in den vordersten Reihen gestanden und, durch den Rückschlag der Reaktion aus ihrem Vaterlande gedrängt, in der Schweiz einen Zufluchtsort suchten und fanden. . . Ganz anders dagegen ist es mit den faulen Fischen, die ein fauler Friede an den Alpen abgesetzt hat. Jene waren Schiffbrüchige, die sich in der Not einer sturmbewegten Zeit an den fremden Strand gerettet; diese sind in ihrer Mehrheit durch die eigene Misère in die Schweiz geführt worden. Da sie zu Hause nichts galten, hatten

sie nichts Besseres zu thun, als durch eine augenfällige Sottise mit dem gesunden Verstand und dem sittlichen Gefühl ihrer Landsleute völlig zu brechen, um sich dann unter den Eidgenossen als Opfer einer Überzeugung auszugeben und ihre Dummheit als Weisheit valieren zu machen. Es versteht sich von selbst, daß hier von keinem Herwegh die Rede ist, der eine Nation zu erschüttern gewußt; von keinem Freiligrath, dem die Achtung und Liebe alter und neuer, schweizerischer und deutscher Freunde in sein britisches Asyl gefolgt ist. Auch unter den übrigen gibt es einige ehrenwerte Ausnahmen. Doch:

„Das Gesindel husch, husch, husch!
Kam hintennach geprasselt."

Dies geschah zumal in den letzten Jahren, seit man auf der rechten Seite des freien deutschen Rheins ein Evangelium des Blödsinns zu stande gebracht hat, welches sich der neuen Offenbarung rühmt, daß die hingebende Liebe zum Vaterlande wie der Glaube an einen Gott der Liebe zu den Kategorieen des Aberglaubens zu zählen sind. Wohl ist diese Sorte von Schulphilosophie, die sich die junge genannt, in Deutschland selbst schon veraltet und abgestanden. Aber leider gibt es noch Schweizer, die, absichtlich oder unabsichtlich, den Aussatz der Litteratur mit der gesunden frischen Farbe des erwachenden deutschen Volkslebens verwechseln, weil in der Schweiz ein kleines Häufchen litterarischer Freibeuter zusammengeflossen ist, welche unerfahrene Handwerker zum Spielwerk ihrer Eitelkeit machen, welche den ehrenwerten Drang dieser Männer nach Bildung und Wissen benutzen, um sie mit den abgetragenen Lumpen der deutschen Wissenschaft zu behängen, bis sie endlich zu ihrem Schaden erfahren, daß sie von einigen Gecken, denen sie an Kopf und Herz weit überlegen waren, auf die gewissenloseste Weise mißbraucht worden sind.

Neben wenigen deutschen Handwerkern, denen man es nicht verübeln wird, wenn sie in die Falle gingen, gab es aber immer noch einige Schweizer, die sich von solchen litterarischen Glücksrittern dupieren ließen. Kam dann die Enttäuschung, so suchten sie sich oft genug, statt zum bösen Spiele gute Miene zu machen, durch die platten Ausbrüche eines rohen Deutschenhasses zu entschädigen; und indem sie die Donner ihres blinden Zorns über Gerechte und Ungerechte rollen ließen, setzten sich die unzeitigen Polterer nur um so gewisser einem wohl begründeten Spotte aus. Daß sich in dieser Beziehung Konservative und Liberale nicht allzu viel vorzuwerfen haben, dafür scheint die kürzlich erschienene Schrift eines gewissen Marr ein neues Zeugnis zu geben. Eines ins andere gerechnet, darf man jedoch behaupten, daß die Liberalen durch Schaden wenigstens so klug geworden sind, um die eigentlich ins Grandiose getriebenen Prellereien ihren konservativen Gegnern ausschließlich zu überlassen. Denn übertroffen konnte doch jenes „bairische Brüder-

paar[1])" niemals werden, das mit seinem apostolischen Anhange in die Schweiz rückte und unter Pauken und Trompeten auf offenem Markte seine Barbierbude aufschlug, wo sich ein in pleno versammelter Ausschuß konservativer Notabilitäten in so standhafter Unerschütterlichkeit mit einem würtembergischen „Herdegen" barbieren ließ, daß ihre Zöpfe hinten bequem in die Länge wuchsen, während sie vorn Haare lassen mußten. Aus dem Schaum einer neuen „Wissenschaft der Welt", den sich damals diese Herren um den Bart streichen ließen, stieg später jene Seifenblase auf, die unter dem Namen der „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" vor dem großen Publikum zerplatzt ist.

Kein Wunder, nachdem die „bairischen Brüder" so gut weggekommen, daß nun auch andere litterarische Waghälse wenn nicht den Kopf, doch den letzten Rest ihres Verstandes daransetzten, um in der Schweiz Fortune zu machen. Da präsentiert sich ein longobardischer Prophet, der gerade aus Deutschland hinausgelacht worden ist, um als Verkünder einer „neuen Welt", als Gründer des wahrhaftigen Gottesreichs der allgemeinen Gütergemeinschaft, unter den Handwerkern im Waadtlande Messiasgesichter und Beutel zu schneiden. Dort stolziert ein Norddeutscher heran, der die Poesie in Daumenschrauben bei sich führt und sie zwingt, als „Seherin" Zeter zu schreien. Und weil das Geschrei nicht im geringsten „romantisch" lautet, so haben Dr. Ruge und die „Kritik" die Gefälligkeit, es für klassisch zu halten, und aus den knarrenden Tönen eines ungeschmierten Wagenrads weiß Gott welche geniale Weise herauszuhören. Hier taucht ein kommunistischer Allgemeinheitsbeglücker auf, der zugleich für seine eigene Person so glücklich ist, über der Not des Volkes die Not von Frau und Kindern vergessen zu können, und der sich den Spiritus für seinen auf Verse abgezogenen Weltschmerz aus allen Wirtshäusern zusammenborgt. Gelingt es etwa, einen einfältigen Winkelbuchhändler betrunken zu machen und ihm bei zureichender Verstandeslosigkeit einen kommunistischen Verlagsartikel von gleicher Qualität aufzuschwatzen, so gilt dies für gerechte Notwehr des etwas weniger betrunkenen Litteraten gegen den Besitzer jener erbärmlichen „Schlacke", die in unserm gemeinen Leben noch zur Zeit „Geld" geheißen ist. Von dort kommt mit seinem Weibchen ein Spätzchen, ein Otto von So oder So, herübergeflogen, das wohl auch in einigen deutschen Musenalmanachen schon gezwitschert hat. Es streckt das Schwänzchen in die Höhe, steckt das Köpfchen zwischen die Beinchen und, ein umgedrehter Otto der Schütz, zielt es auf die Leute, die seiner nicht gewahrend des Weges gehen. Aber die Materialienhandlung „Jenni Sohn in Bern" ist sogleich bereit, was das Vögelchen fallen ließ, sorgfältig zusammenzukehren und unter dem Titel „Unterschlagene Briefe" als echten

[1]) Friedrich und Theodor Rohmer, 1841 in Zürich.

Guano mit eigenen Händen frisch zu verlegen. Dann und wann bricht euch wohl auch ein reisender Student ins Haus, oder vom fernen Donaustrande her ein „Vertreter des deutschen Elements“. Er kündigt euch an, daß er im teuersten Gasthofe der Stadt, Nummer so viel, abgestiegen ist, zieht aus der einen Westentasche eine Strophe auf die Freiheit im allgemeinen, aus der andern die ebenso prosaische Wirtshausrechnung und ersucht euch um baldigste gefällige Berichtigung. Zögert ihr, so werdet ihr „vernichtet“ durch die deutsche Presse, und ehe ein Monat vergeht, könnt ihr euch gedruckt lesen als „Denunziant“, als „Reaktionär“, als „Bigotter“, als „Feind der Humanität“.

Es gibt andere, die sich mit dem geringer taxierten Verbrechen des einfachen Zeitraubmords begnügen. Ein solcher Schinderhannes ist im stande, auf offener Straße dem ersten guten Rocke ein Manuskript für 24 Druckbogen auf die Brust und einen Termin von ebenso viel Stunden zu setzen, indem er seine gute Meinung über das Werk unfehlbar mitzuteilen und einen Verleger dafür beizuschaffen hat. Damit gibt sich der Missethäter zufrieden. Wäre aber der Angefallene in der Überraschung zu einem baren Vorschusse gegen Anweisung auf das künftige Honorar bereit, er würde selten eine abschlägige Antwort erhalten.

Mitten in diesem nicht bloß scheinbar tollen Faschingszuge passierte der schon besagte Marr in die Schweiz ein. Er ließ sich zum Schriftsteller schlagen, warf „seine lange Intelligenz zum Fenster hinaus“, ohne mit diesem Auswurfe eine Maus totschlagen zu können, und „rannte sich als honetter Mann den Kopf am Zwing-Uri der Gegenwart ein“, um schließlich — höchst unartig gegen sein Publikum! — mit eingeranntem Kopfe ein Buch über die deutschen Handwerkervereine zu schreiben. Seit den Tagen eines Wit-Döring ist keine ähnliche Blamage über die deutsche Litteratur gekommen. Der Unterschied ist nur der, daß Wits „Denkwürdigkeiten“ lesbar und mitunter unterhaltend waren, während der Schrift von Anno 1846, mit ihrem zerhackten marrenden Stile, die vollständigste Harmonie der Liederlichkeit in Form und Inhalt nicht abzusprechen ist. Der Verfasser hatte keinen Menschen, der ihm seine Exerzitien korrigierte. Er repetiert also in seinem Buche alles, was er nicht gelernt hat. Hilf Himmel! Was wird in diesem Wirrsamenkrame durcheinander gefaselt von den „blutigen Beißereien wilder Bestien bei den alten Griechen“; von der „souveränen Macht der Tagsatzung nach der schweizerischen Bundesakte“; von der Mehrheit der liberalen Partei im Züricher Großrate zur Zeit der Ausweisung Herweghs; vom Straßburger Kellnermädchen mit „Engelsköpfchen“, die Hr. Marr mit seiner vorübergehenden Person beehrte; von mehreren schlecht zusammenreimenden Dingen, als Poesie, Philosophie und Staatsrat Bluntschli. Am unglücklichsten ist er in den Versuchen, seine Sottisen mit Artigkeiten zu durchmischen. Die „echten Demokraten“ der Schweiz

vergleicht er, um ja nicht über die eigene Gattung hinauszukommen, mit wilden Schweinen, und gerät in Enthusiasmus über ihre „Hauer", die er doch bei seinen Verwandten auf dem Abendberge bei Bern noch zu längern Exemplaren hätte vorfinden können. Und mit seinem leeren Fuselfäßchen auf dem Rücken, das nur noch hohl klingt und widerlich riecht, zeigt er sich vor den guten Deutschen, ohne den ersten besten Staupbesen zu fürchten.

Als ein „zweiundzwanzigjähriges", der Handlung beflissenes „Bürschchen" war Hr. Marr in die Schweiz gekommen, um in Wein zu „machen", wie später in „Freiheit, Gleichheit und Humanität". Damals war der „junge Löwe" Herwegh in Zürich und die Schmeißfliege hielt es also für ihre natürliche Schuldigkeit, dem Könige der Thiere ihre Aufwartung zu machen. Der „junge Löwe" hatte die Gewohnheit, ziemlich lange zu schlafen, und ehe er nur den Kaffee zu sich genommen, geschah es, daß er noch im Bette von seinem Verehrer überfallen wurde. Da

Streckt er die Glieder,
Und schüttelt die Mähnen
Mit langem — Gähnen.

Weil er aber in angeborener Großmut nur innerlich brummte, ohne mit den Tatzen um sich zu fahren, so nahm dies der Versucher für ein gutes Zeichen. Darum ist Herwegh Heil widerfahren: die Mücke hat den Löwen unter ihre Flügel genommen. Gibt es doch verschiedene Weisen, um entweder die Langweile zu ertragen oder sie sich vom Halse zu schaffen. Bei Follen, der gleichfalls heimgesucht wurde, scheint die Geduld früher zu Ende gewesen zu sein. Das kalte Fieber der Langweile mag diesen wohl sichtbar genug in Gegenwart seines ankleberischen Gastes geschüttelt und gerüttelt haben. Allein Hr. Marr begriff nicht die Symptome einer Krankheit, die möglicherweise tödlich werden konnte, als die unvermeidliche Folge seines eigenen Besuchs. Statt ihren natürlichen Verlauf bis zum Eintritt jener heilsamen Krisis zu verfolgen, da sich endlich die Natur des leidenden Follen von selbst geholfen und den Hrn. Marr aus Hals und Haus wieder hinausgehustet hatte, hat derselbe Marr seine Erfahrungen unter der irrig gewählten Rubrik zu Buch gebracht: „Follen ist grob". Aber möge diesen der Himmel auch fernerhin mit der unter Umständen höchst ersprießlichen Gottesgabe einer „Grobheit" segnen, welche die Narren mit Kolben laust und uns auf zehn Meilen in die Runde das litterarische Ungeziefer vom Halse hält. Doch dafür reicht kaum die Kraft eines Sterblichen hin.

Als vor einigen Monaten der junge Marr aus irgend einer deutschen Stadt ausgewiesen wurde, las man in Schweizerblättern, wie sich der geachtete und achtungswerte Vater des Ausgewiesenen bitter beschwert habe: daß nun sogar die Polizei seinem Buben eine noch größere

Einbildung von sich in den Kopf setzen helfe. Aber leider hatte die deutsche Polizei nichts mehr zu verderben: dazu hatte schon lange vorher die schweizerische das Ihrige gethan. Hr. Marr hatte etwas Kommunismus geschnapst und war aus dem Kanton Zürich weggewiesen worden. Er hatte überdies das ausführlich beschriebene Glück, sich auf der polizeilich angewiesenen Bahn des Fortschritts die Füße wund zu gehen. So kam er ins Waadtland, zeigte den deutschen Handwerkern den Züricher Ausweisungsbefehl und seine Blasen an den Füßen, legitimierte sich damit als Opfer der Tyrannei und wurde handumgekehrt ein berühmter Mensch. Er stiftete eine Quadrupelallianz mit einigen eiteln Hasenfüßen, deren ganze Kunst darin bestand, ohne Kopf in der Welt herumzulaufen, bildete mit ihnen eine sogenannte „Propaganda" und half die in sogenannte „Familien" zerlegte geheime Verbindung eines sogenannten „Jungen Deutschland" zurechtmachen, die nun mit einem Teile der Handwerkervereine am Genfer See ihr Possenspiel trieb. Der lächerliche Hokuspokus der Aufnahme in diesen Geheimbund, wofür in Lausanne die Wohnung des Hrn. Marr ausersehen war, wird uns umständlich geschildert. . .

Mit solchem Rüstzeuge angethan, begab sich Hr. Marr mit Konsorten ans Werk. Er arbeitete an nichts weniger als „an der Auflösung der alten Welt", lebte bis dahin „von Papas Geld", trug L. Feuerbachs „Wesen des Christentums" in der Tasche, ging mit „schwarzäugigen Mädchen" am Wasser spazieren, sprach „von der Negation des Christentums und andern ersprießlichen Dingen mehr", machte die physiologische Entdeckung, daß am Genfer See „das Herz dreimal so schnell schlägt als bei uns in Deutschland", erkannte es als seine Aufgabe, „die Religion der Zukunft zu proklamieren" und bekam in Aarau „nichts als Kalbsbraten zu essen und schlechten Wein zu trinken". Nebenbei suchte er den Arbeitern die durch ihre Flachheit schon genug bekannte Schrift von L. Feuerbach, „die Religion der Zukunft", durch eine Übersetzung aus dem Platten ins noch Plattere maulgerecht zu machen; und er legte eine große Satisfaktion an den Tag, wenn ihm irgend ein gutmütiger Papagei etwa die Worte nachsprechen lernte: „der Liberalismus hilft uns nichts, Christentum und unser jetziger Staat überhaupt sind die Krebsschäden der Gesellschaft." Und mit dem Aufwande so geringer Mittel erlangten diese Überhauptphilosophen, in erster Linie Hr. Marr und ein verdorbener Student, Namens Döleke, „eine gewisse Berühmtheit als Apostel der neuen Philosophie". So bequem hat es die junge Philosophie den Jungen gemacht! Zwar parierten bei weitem nicht immer und nicht alle Arbeiter ihren „berühmten Aposteln"; aber dann und wann waren sie so gefällig, ihnen um des lieben Friedens willen nach dem Schnabel zu reden, womit sie sich das Lob verdienten, daß alle Arbeiter die persönlichen Freunde des Hrn. Marr und „die persönlichen Feinde Gottes geworden seien".

Ballade vom dürren König.

Es war ein dürrer König, der hatt' ein Land am Meer;
Er fuhr an seinen Küsten brandschatzend hin und her.
So oft im Maienscheine erglüht' sein Felsenhaus,
Zog er mit Schiff' und Knechten und leeren Seckeln aus.

Wo helle Fenster blinkten entlang dem Meeresstrand,
Da klopft' er an die Thüren mit seiner Knochenhand;
Und wo ein Speicher lachte, da that er einen Griff
Und füllte unersättlich sein weitgebauchtes Schiff.

Er konnte alles brauchen und allem war er hold,
Der Wolle wie der Seide, dem Silber wie dem Gold;
Im Topf nahm er den Honig, die Gerste wie das Korn,
Den Weizen mit der Spreuer, die Kuh mit Klau' und Horn,

Die Sau mit ihren Ferkeln, das Huhn mit seinem Ei —
Bis jedesmal das Fahrzeug glich einer Meierei.
Daheim hat er zwölf Junge und eine Königin
Und eine Königin-Mutter, die harrten all' auf ihn.

Die fraßen, was er brachte, und klagten sich noch sehr
Und jagten stets aufs Neue den Dürren auf das Meer,
Und gaben ihm dann schmählich auf seinen Wellenritt
Und allen seinen Mannen ein Fäßlein Zwieback mit.

So fuhr er einst bedächtig am klaren Morgen aus;
Doch noch an selbem Tage da kam ein Wettergraus,
Ein Saus und Braus am Himmel und auf den Wassern her.
Bald hinter Schaum und Regen sah man kein Ufer mehr.

Es trieb das Schiff ins Weite und auf die hohe See;
Und als der Sturm verflogen, ward es den Schiffern weh:
Sie kannten keine Gegend, 's war nur *ein* blaues Rund;
Wo sie den Anker warfen, da faßt' er keinen Grund.

Und weiter, immer weiter verirrte sich die Fahrt,
Und länger, immer länger der Zwieback ward gespart.
O weh, da half kein Sparen, am Ende ging er aus,
Und grinsend saß der Hunger im engen Bretterhaus.

Drei Tage lang zu fasten ein jeder Mann vermag;
Doch wird das Ding verdrießlich schon mit dem vierten Tag.
Was sagt Ihr zu sechs Tagen? Vermaledeiter Brauch!
Das fand der dürre König mit seinen Knechten auch.

Drum nehmen sie drei Würfel und würfeln um den Tod:
Sein Blut muß Einer lassen, sein Fleisch und Blut so rot.
Kaum hat ein armer Teufel den kleinsten Wurf gethan,
Hebt man ihn gleich zu braten und zu verspeisen an.

Und als man solchen Braten mit Grauen hatt' verdaut
Und wieder ein paar Tage die Finger sich zerkaut,
Da ging es an den Zweiten, den Dritten und so fort,
Bis endlich nur der König und noch ein Mann an Bord.

Man hatte ihm das Knöcheln erlassen aus Respekt,
Doch hatt' ihm drum die Mahlzeit nicht minder wohl geschmeckt,
Ja, er fand ganz in Ordnung und trefflich diesen Schmaus
Und gafft', ein Liedlein pfeifend, dumm auf das Meer hinaus.

Und windstill ruhte weitum des Meeres klare Brust
Und öffnet' ihre Tiefen dem Sonnenschein mit Lust;
Der König pfiff noch immer, indes der andre Mann,
Verdächtig nach ihm schielend, kühn auf Verschwörung sann.

Dann fing er an: „Herr König, wollt gnädigst Ihr geruh'n
Mit Eurem letzten Knechte auch einen Wurf zu thun?"
Doch jener maß ihn starrend vom Haupte bis zum Fuß,
Denn das war ihm ein fremder und ungewohnter Gruß.

Drauf schwang er zähnefletschend den Kolben auf den Knecht;
Der aber praktizierte ein nagelneues Recht,
Schlug ihm die Kron' vom Kopfe, riß ihm den Purpur ab
Und schrie: „Paß auf! mein Magen wird nun ein Königsgrab".

Zog schnell ihm durch die Kehle sein Messer scharf und krumm,
Und wütender vor Hunger wandt' er ihn um und um — —
Er mußte liegen lassen den Leib mit Haut und Haar,
Weil der auch gar zu zähe und ungenießbar war.

(Februar 1845.)

„An Frau Caroline Schulz[1]).

(Als sie in den „Jahrbüchern der Gegenwart" eine etwas übertriebene lobende Rezension über meine ersten Gedichte ergoß.)

Wenn aus dunkeln Tannenbüschen
Kritisch lungerndes Gesindel,
Schäbig feige Wegelagrer
Die in ihres Bettelsackes
Bodenlosen schwarzen Gründen
Nichts als schlechte Kupfermünze,
Krummen, dürre Käserinde
Und dergleichen mit sich führen,
Auf den wandernden Poeten,
Der da harmlos geht und singt,
Ihre schlechten Witze senden,
Ihres Neides stumpfe Pfeile:
O, dann nimmt er von der Straße
Nur den ersten besten Stein,
Werfend ihn nach dem Gesträuche;
Und das feige Pack verkriecht sich,
Schneuzt und reibt die wunde Nase,
Froh, daß man es nicht erkannt.

Aber wenn der gute Dichter
Nächtlich durch die Straßen wandelt
Träumerisch im Mondenlicht,
Und von blumigem Balkone
Hinter Ros'- und Myrtenstöcken
Oder gar aus kleinem Fenster
Mit romant'schen Epheuranken
Lauschende verborgne Frauen
Überschwenglich ihres Lobes
Eine ganze Sündflut gießen
Auf den Dichterling herab:
Rosenöl und Kölnisch Wasser,
Mandelmilch und Limonade
Und dergleichen süßes Zeug, —

[1]) S. o. S. 239.

Ach, dann bleibt ihm gar nichts übrig,
Als den nassen Kopf zu schütteln,
Dumm verblüfft empor zu schauen,
Rufend: „O ich bitte sehr!“

(18. Juli 1845.)

Prinz Schuster.

Auf seinem Dreibein sitzt und näht
Herr Fritze, der Geselle;
Er hat den Pechdraht selbst gedreht
Mit kunstgerechter Schnelle;
Das ist gar zierlich anzusehn,
Wie er dann springt und hüpfet,
Im flinken Auf- und Niedergehn
Den langen Zwirn verknüpfet.

Herr Fritze hat ein weich' Gemüt
Und eine noble Seele,
Von altem Sang und Sagen blüht
Die liederreiche Kehle;
Und auch im Äußern hat er sich
Von jeher distingieret,
Sein' Ahl' und Pfriem ist ritterlich
Mit Wappen ausgezieret.

Und wenn am Abend auf sein Knie
Die Wasserkugel schimmert,
Wie es in seiner Phantasie
Dann leuchtet, blitzt und flimmert!
Dann steigt gekrönte Herrlichkeit
Auf aus dem Strahlenmeere,
Dann fällt in bittrer Seligkeit
Aufs Leder seine Zähre.

Im Lenz, da ist die Wanderzeit,
Da wird's den Schustern schwüle;
Da wird auch ihm die Brust so weit
Von Sehnsucht und Gefühle;
Dann zahlt er seine Wäsch'rin aus
Und bricht mit seiner Liebe,
Dann folgt sein Herz mit Saus und Braus
Dem ahnungsvollen Triebe.

So zieht er hin mit leichter Zier,
Den Hut wachstuchumwunden,
Und eine Krone von Papier
Im Ränzel aufgebunden.
So hebt er an mit hellem Ton
Sein Wanderlied zu singen:
„Ich bin ein armer Königssohn“,
Daß Fels und Wald erklingen.

„O grüner Wald, du Freudensaal,
Ihr Hirschlein in den Wäldern,
Du Jagdschloß dort im stillen Thal,
Ihr Bauern auf den Feldern!
O weh, die Väter haben mir
Von allem nichts gelassen
Als meine Kron' von Goldpapier,
Ein Spott auf allen Gassen.

„O Ahnfrau, Mutter Königin,
Du edle Würmerspeise!
So zieht dein Enkelkind dahin,
Ein Schuster auf der Reise!
Wie triebet Ihr das Ding so schlecht!
Drum blieb mir nichts zu erben —
Nun soll ich armer Erdenknecht
Das Himmelreich erwerben!“

Er pflückt ein gelb Ranunkelein
Und steckt's vor seine Weste,
Er spricht: „Das soll mein Orden sein
Bei meinem Krönungsfeste!“
Er setzt aufs Haupt die Krone sich,
Beschaut im Teich ihr Blinken,
Im Mondlicht glänzen wunderlich
Die goldpapiernen Zinken.

Dies Liedlein ist mir Knall auf Fall
Beim Wein zur Welt gekommen;
Das haben mir die Schuster all'
Empfindlich aufgenommen.

(7

Sonntag.

Der Rundgesang der Glocken ist verklungen,
Hinzitternd tief ins reine Ätherblau
Hat sich der letzte Ton hinaufgeschwungen.

Fern ab steh' ich auf grüner Sonntagsau',
Zur Seite ruht ein Pflug im stillen Feld,
Und stille trinkt die Sonn' den Morgentau.

Nun wird gepredigt rings in weiter Welt
Von allen Kanzeln und vor den Altären,
In stillen Klöstern und vorm Lagerzelt.

Gepredigt wird in Schiffen auf den Meeren
Und wo das Elend sitzt auf hohem Thron:
In Krankensälen und auf den Galeeren.

Das Christentum ist aus der Welt gefloh'n
In alten Schutt und wimmert dort im Staube;
Ich bin allein und höre nichts davon.

Ich bin im Freien. Süßer Sonntagsglaube!
Was mag denn wohl dein zart' Geheimnis sein,
Das mich umrauscht wie eine Blütenlaube?

— — — — — — — — — — — — —

(12. November 1845.)

An George Sand.

Ich denke oft ans große Meer
Und hab' es nie geschaut;
Und hab' ihm doch so lange schon
Mein kleines Leid vertraut.
Das macht: ich kenn es besser
Als mancher Seemann wohl,
Wie man in seine Tiefe
Mit Andacht schauen soll.

Und fern mir wie die Meeresflut
Geht deines Herzens Schlag,
Den innerlich in stiller Nacht
Ich lauschend hören mag.

Wäre der heillose Mißbrauch eines halben Dutzends unzeitiger Litteraten mit wackern Handwerkern, die zum ersten Male in die Welt hineinkamen, nicht zugleich im höchsten Grade empörend, man könnte nur laut auflachen über eine Stallfütterung, wo alle im Kreise umher das philosophische Wälschkorn unverdaut von sich geben und so ein Gänserich den andern füttert. . . .

Es ist sehr erbaulich, an seinem und ähnlichen Beispielen zu sehen, wie man den Leuten nur den Gottesglauben aus dem Kopf zu treiben hat, um den Windbeutel übrig zu behalten; und wie man sie dummes Zeug muß thun und schwatzen lehren, damit sie im Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit eine Fortdauer nach dem Tode für überflüssigen Luxus halten und sich gar noch eine Ehre daraus machen, die Kandidaten des Schindangers zu sein. . . .

Es ist psychologisch merkwürdig genug, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst der aus dem Fruchtwasser der jungen Philosophie zusammengeronnene Homunkulus Marr seine Sünden und Bêtisen ruhmredig in die Welt hinausplaudert. Indessen gibt es ja auch in der moralischen Welt solche Krankheiten, in welchen sich der dem Gesunden unerträgliche Gestank für die Patienten in Wohlgeruch verwandelt. Sogar der Hochmut, womit die Quadrupelallianz die Handwerker des auf Vieren gehenden „Jungen Deutschland" behandelt hat, dringt oft genug durch. Dieser Marr und seine Gesellen rühmen sich, daß sie die Handwerker wie Maultiere reiten und im „Zügel" haben; sie prahlen damit, daß „sie ja in der Schweiz über müssige Köpfe und Hände genug zu verfügen haben".

Bis einige verdorbene Litteraten auch die deutschen Handwerkervereine in der Schweiz zu verderben suchten, waren diese geachtet und in keiner Weise angefochten. Es waren Vereine für gegenseitige Bildung und für gesellige Unterhaltung; es waren erfreuliche Zeichen des erwachenden deutschen Volksgeistes, der endlich zu ahnen begann, daß er sich selbst sein Schicksal zu schaffen habe, und daß den Arbeitern, mit gesundem Verstande und noch frischen Herzen unter der Blouse, an der Erfüllung des weltgeschichtlichen Berufs der deutschen Nation ein größerer Anteil zugefallen sei als einigen armseligen Schriftstellern und falschen Volksfreunden, die sie nur in Schaden und Verderben zu stürzen wußten. Möge denn unter bessern und freiern Formen das Vereinsleben auch unter den deutschen Handwerkern der Schweiz wieder aufleben, ohne die nichtswürdige Zugabe einer geheimen Verbindung, deren Mitglieder die Arbeiter hinters Licht führten und zu tyrannisieren suchten, und die vollends in einem Lande mit öffentlichem Volksleben wie in der Schweiz zugleich ein lächerlicher und gefährlicher Hokuspokus ist. Das Mittel dafür ist einfach genug: die Arbeiter brauchen sich nur jene Litteraten vom Halse zu halten, die nirgend noch die Mannesprobe be-

standen haben, die sich einzig zur Befriedigung einer geckenhaften Eitelkeit in ihre Mitte drängen.

Die Furrer, Zehnder, Druey und andere werden sich wohl mit dem Vertrauen des schweizerischen Volkes, das sie zu ihren Stellungen berufen hat, über die Schimpfworte eines Marr leicht zu trösten wissen. Aber die Unglücklichen, die er gelobt, wie werden sie sich rein waschen? Was nützt auch einem A. Ruge die kluge Vorsicht, noch diesseit des Grabes seine hinterlassenen Werke zu edieren? Was nützt es ihm, daß er den für das romantische Mittelalter kämpfenden Streiter von Mancha aus dem Sattel und sich hineingehoben hat, um — das Gesicht gegen den Schwanz des Rosinante gekehrt — für die nicht romantische Seite die Lanze zu brechen? Daß er zwar nicht im Kampfe mit dem Drachen der Romantik — denn das Tier selbst war schon den Weg des Fleisches gegangen —, aber doch noch im Kampfe mit dem Drachenbilde den dreieinigen Mut des Ritters und der beiden Hunde in seiner einzigen Person zu verbinden gewußt? Was nützen ihm gar in den „Epigonen" seine „Offenen Briefe zur Verteidigung des Humanismus", da sich seinem Humanismus die Bestialität mit dem vertraulichen Du an den Hals wirft, da ein Marr ausruft: „O Ruge, wie recht hast du, daß der Patriotismus gleich Reaktion ist?" Und wozu soll endlich die ganze Gesamtausgabe der Schriften eines L. Feuerbach? Muß sich doch der ehrliche Feuerbach von einem Marr in die Tasche stecken lassen; ist doch sein „Wesen des Christentums" zum Born der Weisheit ausersehen worden, aus dem ein Marr seine Hämmel saufen läßt. Und solche Schriften wie die über „Das Junge Deutschland in der Schweiz", die jedes gesunde Gefühl mit tiefstem Widerwillen erfüllen, solche Mischmasche von Denunziationen, Angebereien, Klatschereien, Albernheiten und Eitelkeiten — dann etwa nebenbei die Berliner Fratzen von einer sogenannten „freien Liebe" — das sind also die Pfützen, die sich auf dem jung-hegelschen Miste absetzen. Geht hin und spiegelt euch darin!

Hr. Marr erzählt uns noch, daß ihm die deutsche Polizei nur Hamburg und sein Gebiet offen gelassen habe. Die deutsche Polizei war zu gütig gegen ihn. Sie hätte ihn füglich dem Spott aller deutschen Ehrenmänner überlassen und ihm gestatten dürfen, nach freiem Belieben durch alle Bundesstaaten Gassen zu laufen. In der Schweiz würde man sich nach dem Erscheinen des „Jungen Deutschland" schwerlich noch die Mühe seiner Ausweisung geben. Man könnte seine Züchtigung den Händen jener deutschen „Tischler" und „Schlosser" zukommen lassen, die ihren Atheismus ausgeschwitzt und es endlich erkannt haben, wie sündlich sie mißbraucht worden sind. Doch nun genug von dem unsaubern Geschreibe eines „Bürschchens", das sich in allem so voreilig gezeigt, daß sein Name sogar um den Anfangsbuchstaben zu früh gekommen ist. Gewiß ist es einem geordneten und mächtigen Feinde gegenüber ein

verdrießliches Geschäft, aus den Reihen des ernsten Männerkampfs die hemmend zugelaufenen Troßbuben wieder unter die Bagage zurückpeitschen zu müssen. Allein unter Umständen muß ein ehrlicher Mann auch diese Schuldigkeit erfüllen. Und so lange noch eine Zensur über Wichtigeres zu verhandeln verbietet, müssen es sich wohl die guten Deutschen gefallen lassen, selbst von Lappalien zu hören, wie von diesem Jungen Deutschland und seiner jungen Philosophie."

Zu S. 318. Glocken-Inschriften von G. Keller
(für die Kirche von Obfelden 1848).

Große Glocke:

Ich singe, wenn die Sonn' am höchsten steht,
Mit starkem Ton des Herren Majestät.

Abendglocke:

Wenn die Sonne sinkt, so ruft mein Erz:
Bleibe klar und treu, o Menschenherz!

Dritte Glocke:

Bin eine Glock' im Schweizerland
Und ruf': Es steht in Gottes Hand.

Vierte Glocke:

Hilf Dir selbst in Deiner Not!
Hilfst Du Dir, so hilft Dir Gott!

4. In Heidelberg.

„Heidelberg, Juni 1849.

Die Romantik und die Gegenwart.
(Eine Grille.)

Ich meine nicht die systematische Romantik der Reaktion, noch die blutschauerliche Romantik der Franzosen, auch nicht die subjektive ironische Partie der Schule: ich denke nur an die unschuldige reinliche Romantik an sich, wie sie sich in den liebenswürdigeren Äußerungen der deutschen Schule dargestellt hat, wie sie im „Oktavian" und anderen Gedichten Tiecks, im „Ofterdingen", in den helleren Seiten Arnims, in einigen Märchen Brentanos und in Uhlands Balladen und Romanzen lebt.

Ich ging auf den grünen Bergen zu Heidelberg spazieren, wo man in die Hardt hinüber sieht, zu seinen Füßen die herrliche Ebene, weiterhin den schimmernden Rhein, an ihm südlich der Dom von Speyer und nördlich die Türme von Worms und zu hinterst der blaue schöne Gebirgszug der Hardt. Hinter mir hervor aber kam der Neckar, dem gebrochenen Bergpalaste vorbei und schlängelte sich ebenfalls in das flache Land hinaus. Er brachte aus seinen Thälern hervor die schwäbischen Erinnerungen mit, während der Odenwald mit seinen Sagen sich fast bis unter die Füße heranschob. Ich spekulierte just über die Art von Sehnsucht, welche das Anschaun eines schönen Landstriches in uns erweckt; denn schon oft glaubte ich beobachtet zu haben, daß die schönste Landschaft, gerade weil sie so schön ist, noch irgend eine Befriedigung unerfüllt läßt und irgend einer unbekannten Ergänzung mangelt. Besonders die blaue Ferne thut dies aller Orten, so wie fern glänzendes Wasser. Ebenso überkommt einen dies Gefühl in einem tüchtigen stillen Wald, wenn man allein ist. Wie ich also darüber nachdachte, was dies Fehlende wohl sein möge, gingen Fremde an mir vorüber und ließen das Wort „romantisch" in meine Ohren fallen.

Wie ein heller Glockenton ertönte alsobald das Wort Romantik in mir wieder. Ich hatte seit Jahr und Tag dieses Begriffes nicht mit Liebe gedacht, obgleich ich alle Jahre wenigstens Einen seiner Vertreter

wieder lese; aber in diesem Augenblicke war es mir, als ob er dasjenige sein müßte, was zum Genusse des vor mir liegenden Landes gehört, wie Salz zum Brote. Alle Poesie bedarf zuvorderst eines günstigen Terrains, eines entsprechenden Bodens, auf welchem ihre Gebilde leben und handeln können. Dies nährende Land muß sogar vor den Leuten vorhanden sein und dem Ganzen den Grundton geben. In Neapel und Sizilien, am Strande des Meeres, hat Goethe erst den Homer und das antike Leben recht begriffen und wurde sofort zu eigener Produktion in jenem Sinne angetrieben. Der Norden mit seiner düstern See, mit seinen gigantischen Wolkenmassen, mit seinen mattsonnigen Haiden nährt wieder andere poetische Gestalten, welche sich zu den griechischen verhalten, wie er selbst zum Süden. In unserer schönen Mittelzone, links und rechts vom Rheine, können aber seine schattenhaften Riesen so wenig Platz finden, als Achill und Odysseus angemessenen Raum für ihre Thaten finden würden. Es bedarf einer dritten Sorte von Leuten und Trachten, von Schicksal und Lebensart, von Göttern und Menschen, und hier mag man sich drehen, wie man will, ich glaube, man wird am Ende doch eingestehen müssen, daß die Romantik im oben angedeuteten besseren Sinne der einzige und beste Ausdruck ist für das, was man bisher beim Anblick dieser mäßigen Berge und Flüsse, dieser Wälder und Felder, dieser Burgen und alten Städtchen fühlte, abgesehen von aller lächerlichen und schlechten Tendenz und vorausgesetzt, daß die Geschichte überall einen tüchtigen Boden durchblicken lasse.

Ich sage: bisher. Wenn jede Poesie ihren gehörigen landschaftlichen Boden braucht, so braucht auch jede Landschaft ihre poetischen Bewohner. Am liebsten möchten wir selbst eine tüchtige Rolle darin spielen; ist dies nicht der Fall, so müssen die Vorfahren, welche auf diesem Boden wandelten, mit ihrem poetischen Leben aushelfen, und dies haben gerade die Romantiker bisher am besten vermittelt; denn mich wenigstens dünkt, daß, durch ihre Gläser besehen, das Land noch einmal so reizend geworden ist.

Gegenwärtig aber ringt alle Welt nach einem neuen Sein und nach einem neuen Gewande. Ein Teil sucht dies im Vergangenen; von oben herab möchte man am liebsten sich ganz wieder zurückstürzen und wird es im ersten besten günstigen Momente versuchen; von unten herauf will man vorwärts, in ein neues Leben. Jeder möchte frei und ganz, ein voller Mensch, ein Mann der That, durch das Leben schweifen, ohne Vormundschaft und ohne Rücklehne, nach allen Seiten seine vorteilhafteste Seite herauskehren, nur durch eine geschworne Gleichheit seine kühnsten Wünsche beschränkend. Bloß eine blutlose Bourgeoisie möchte bleiben, wo und wie wir sind, an dem halbverdorrten Zweige hangend mit der ganzen Last und seine paar Beeren benagend, bis er reißt und der ganze Klumpen in den Abgrund purzelt. Wahrlich, wenn ich nicht

zu gut wüßte, daß die Philister eben Philister sind, so müßte ich sie für die leichtsinnigsten allerpoetischsten Käuze halten; denn nur solchen kann es eigentlich in einer solchen zweideutigen Lage wohl gefallen. Doch komme es, wie es wolle: aus der Reibung dieser verschiedenen Tendenzen ist schon Handlung und Poesie die Fülle entstanden, und mithin sind die bisherigen Surrogate entbehrlich in Hinsicht der poetischen Bevölkerung unserer Räume. Die Junitage zu Paris, der ungarische Krieg, Wien, Dresden und vielleicht auch Venedig und Rom werden unerschöpfliche Quellen für poetische Produzenten aller Art sein. Eine neue Ballade sowohl wie das Drama, der historische Roman, die Novelle werden ihre Rechnung dabei finden. Daß man sie aber auch unmittelbar im Leben selbst findet, habe ich nun in der badischen Revolution gesehen.

Wie „deutsch" eigentlich nichts anderes heißt als volkstümlich, so sollte auch „poetisch" zugleich mit inbegriffen sein, weil das Volk, sobald es Luft bekommt, sogleich poetisch, d. h. es selbst wird.

Als die Waffenvorräte aus Karlsruh und Rastatt nach den Pfingsttagen durch das ganze Land verbreitet wurden, kamen große Züge Landvolk in die Städte, um sie in Empfang zu nehmen. Da glaubte man öfter, wandelnde Gärten zu sehen: alle Hüte und die Mündungen der Gewehre waren mit den ersten Mairosen und andern roten Blumen vollgesteckt, so daß ganze Straßen von Blumen wogten, und darunter hervor tönten die Freiheitslieder. Andere Züge hatten sich mit grünen Zweigen und Farrenkräutern geschmückt, so daß man, gleich Macbeth, den Birnamswald nahen zu sehen glaubte. Einem solchen marschierenden Park ging ein Jüngling mit einer Kindertrommel, einem andern ein alter lustiger Geiger voran. Nach und nach verschwand dies liebenswürdige Volk wieder, um sich in den Gemeinden einzuüben. Dafür erschienen aber bald die geordneten Bataillone, die Offenburger Volkswehr und Freischaren. Die Blumen waren zwar weg, aber die keckste malerische Tracht und Behabung in der größten Mannigfaltigkeit da: der Turnerhut in der größtmöglichsten Auswahl von Aufstülpungen und mit Bändern aller Art geschmückt, die blaue Blouse, dreifarbig oder rot gegürtet, Ränzel und Bündel in den kühnsten Lagen an Hüften und Rücken; kampflustige frohe Gesichter und bei alle dem Durcheinander eine feste kriegerische Haltung, nur durch den feurigsten Willen so bald erworben, machten viele dieser Scharen zu einem Paradiese für Maler und Romanschreiber, freilich auch zu einer Hölle für Herrn Bassermann. Es gab köstliche Gruppen, wo man stand und ging. Da halten einige Führer zu Pferd, etwa Metternich und Böhning: der erstere jung, den braunen Bart bis auf die Brust, in Reiterstiefeln und Lederhose, Blouse und Hut; der zweite ein alter Philhellene mit grauem herrlichen Bart und fliegenden grauen Locken, ebenfalls in der Blouse; zu Fuß stehen

andere Offiziere bei ihnen, auf schwere Säbel gestützt, mit roter wallender Feder und breiten Feldbinden, und nicht weit davon endlich als Schildwache ein dünner spitziger, aber entschlossener Schneidergeselle, eine zerrupfte Hahnenfeder auf dem alten Seidenhut, begeistert salutierend. Gutmütige Bummler, welche ihr Blut spottwohlfeil anschlugen und sehr humoristisch anzusehen waren, tranken zum permanenten Schrecken der Heidelberger Gelehrten sehr viel Bier. Die Hitze war auch darnach, und man hätte es ihnen wohl gegönnt; wenn man nur hätte nachweisen können, daß sie das Kupfer dazu gestohlen hätten."

Zu S. 338.

Plauderwäsche.

Seht Ihr die zwei Kirschenbäumchen
Bei der Mühle dort am Strand,
Wie vom einen zu dem andern
Ist ein Seilchen ausgespannt?

Und am Schnürlein hangen Hemdchen,
Blühweiß, eilfe an der Zahl;
Diese weh'n und flattern lustig
Glänzend durch das Sommerthal.

„Unser sind wir zwölf Geschwister,
So die Müllerstochter spann;
Eilfe sind wir stets beisammen,
Doch das zwölfte hat sie an."

„„Jeden Sonntag in der Frühe"",
Spricht das andre — „„wechseln wir,
Flüchtig uns zugleich erzählend
Alle Heimlichkeit von ihr.""

Und das dritte: „Wie sie weiß ist!
Also weiß kein Bleicher bleicht.
Wo das Herz ist, trägt ein Mal sie,
Welches einem Veilchen gleicht."

„„Wie besessen tanzt das Veilchen —"",
Spricht das vierte — „„jedesmal,
Wenn ein Schiff mit rotem Wimpel
Dort vorüberrauscht zu Thal.""

Und das fünfte: „Wohl im Sande
Hab' ich eines Nachts geruht,
Während sie beim Mondenscheine
Schwamm und spielte in der Flut.

„Langsam fuhr das Schiff zu Berge —"
„„Ei, was ist denn nun passiert?""
Flattern alle, — doch vom Himmel
Kommt ein Regen angeschwirrt.

Und die Magd eilt aus dem Hause,
Packt die tolle Wäsche ein;
Müllermädchen, dein Gespinnste
Hing genug im Sonnenschein! (1849.)

Nachtrag.

Zu S. 16. Herr Karl Wuhrmann in Zürich hat mir den Namen des Meierlein nachgewiesen. Derselbe hieß Johann Heinrich Meyer, war der 1817 geborne Sohn des Schriftsetzers Rudolf Meyer, lernte ebenfalls die Buchdruckerkunst und war Angestellter einer Buchhandlung, als er im Frühjahr 1835 vom Dache des Manessehauses stürzte. Hr. Wuhrmann war Augenzeuge des Unfalls.

Zu S. 33. Auch die Theatergeschichten im „Grünen Heinrich", wie dieser als Meerkatze im „Faust" mitwirkt, haben ihre bestimmte Grundlage. Von dem oben genannten Schulkameraden Kellers erfuhr ich folgendes: Es war zur Zeit, da die Truppe des Theaterdirektors Lingg im sog. Militärstall an der Bärengasse spielte. Eines Abends standen wir Knaben neugierig vor dem Lokale, als ein Schauspieler heraustrat, um einige der Buben als Statisten zu holen, darunter auch den kleinen Gottfried Keller. Er mußte in der „Zauberflöte" eine Meerkatze darstellen, geberdete sich jedoch bei der Aufführung so komisch steif, daß ihm unter seinen Kameraden eine Weile der Spitzname: „de stiif Züriaff" (der steife Zürcheraffe) blieb.

Die Linggsche Truppe gastierte 1832 im sog. Kasernenschopf, und diese Aufführung der „Zauberflöte" fand am 26. Oktober statt.

Zu S. 36. Dr. Julius Fröbel ist am 6. November 1893 im Alter von 89 Jahren in Zürich gestorben.

Zu S. 49. Peter Steiger, der „Habersaat", stammt aus Altstetten bei Zürich (nicht dem St. Gallischen); er trieb sich später als Hausierer herum und ist seit etwa zehn Jahren gänzlich verschollen.

Zu S. 53 Z. 6 v. o. st. Spitalgesellschaft l. Spitalgefangenschaft. Es sind nur etwa 60 Blätter von Rudolf Meyer zum Vorschein gekommen, außer den genannten Landschaften beinahe lauter Frucht- und Blumenstücke. Vgl. den Anhang o. S. 416.

Zu S. 82. Schon in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1846 Nr. 78 wurde der Cyklus der G. Kellerschen „Liebeslieder" (aus dem 2. Bd. des „Deutschen Taschenbuchs") von einem Eingeweihten (W. Schulz?) als „aus dem Leben gegriffen" bezeichnet.

Zu S. 175 Anmerkung 1. Die hier beschriebene reizende Landschaft, zweifellos das schönste Bild, das sich von G. Keller erhalten hat, stellt, wie ich nachträglich sehe, den Ausblick vom Zürichberge, von der Höhe hinter dem sog. „Schlößli" und „Susenberg" auf das Limmatthal vor.

Keller, Gottfried

Gottfried Kellers Leben seine Briefe und Tagebücher

Bd.: 1

Berlin 1894